This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07138423 8

Perefire
DED

6156

Lebensbeschreibung Heinrichs des Grossen,

Königs in Frankreich.

Von

Harduin von Peresixe,

Bischof von Rodez.

Aus dem Französischen übersezt.

CIRCULATING LIBRARY.

Tübingen,
bei Jakob Friedrich Heerbrandt.
1793.

477489

Frömmigkeit und Fürsehung erhoben ihn auf den französischen Thron.

CUM LICEN TIA.

Vorrede.

Wenn je ein Theil der weltlichen Geschichte die Benennung, Geschichte der göttlichen Fürsehung *verdiente*, so ist es gewiß die Geschichte Heinrichs IV. Königs in Frankreich. Es ist ein interessantes Schauspiel, wenn man der allmähligen Entwiklung der Schiksale dieses grossen Königs nachgeht, wenn man sieht, wie er Anfangs so ganz keine Hofnung zur Krone hat, wie er sich aber denn doch nach und nach dem Thron immer mehr nähert; wie sich ihm zwar in jedem Augenblik neue Hindernisse entgegen drängen, wie er aber alle diese besiegt; wie er jezt in der augenscheinlichen Todesgefahr ist, und jezt auf einmal (man begreift oft selbst nicht wie?) wieder empor kommt und alle seine Feinde zu Boden tritt; wenn man es so mit ansieht, wie gerade seine Feinde ihm am meisten nüzten, wie sie seine in Schlummer gesunkene Seele wieder aufwekken, und ihn so recht eigentlich wider seinen Willen zwingen, Frankreichs König zu werden.

Vorzüglich aus diesem Gesichtspunkt wünschte der Uebersezer dieser ursprünglich französisch geschriebenen Schrift diese Geschichte betrachtet.

Oft, wenn er diese Geschichte durchlas, drang sich ihm der Gedanke, das hat Gott gethan, unwiderstehlich auf. Es müßte gewiß ein schönes Gemälde werden, wenn man Heinrichs Geschichte ganz in dieser Rükſicht bearbeitete; wenn man die in dieser Geschichte vorkommende That-Sachen so zusammenstellte, daß man daraus einen wahrscheinlichen Schluß auf die Absichten der Vorsehung machen könnte; wenn man bei Bearbeitung dieser Geschichte die höhere Leitung menschlicher Schikſale nie vergessen, sondern immer darüber nachdenken wollte, was war wohl der Grund davon, daß es im Rath der Gottheit gerade so und nicht anders beschlossen ward. Gewißheit wäre freilich hierinn für den kurzsichtigen Sterblichen nicht erreichbar: sein forschendes Auge müßte sich mit Wahrscheinlichkeit begnügen lassen; aber diese würde ihm genaue Bekanntschaft mit der damaligen Lage aller kultivirten Nationen, Kenntniß der Gesinnungen einzelner Höfe, der Fürsten und der Personen, die öffentlich oder in der Stille Einfluß auf die Fürsten hatten, Geschichte der Bildung ihres Geistes und ihres Herzens, tiefe Einsich-

ten in die praktische Seelenlehre, und Aufmerksamkeit auf die kleinste oft unbedeutend scheinende, aber eben deswegen oft so bedeutende Umstände, sicher gewähren.

Was die gegenwärtige Geschichte betrift, so ist der Verfasser derselben schon auf dem Titel genannt. Er war Hofmeister **Ludwigs** XIV, und diese Lebensgeschichte ist nur Auszug aus einem grösseren Werk über die französische Geschichte, das er bei dem Unterricht seines Prinzen zum Grund legte. Der Auszug scheint nicht ganz genau gemacht zu seyn; hie und da scheint etwas vorausgesezt zu werden, was in dem grösseren Werk gestanden haben mag, da sich hingegen an manchen andern Stellen etwas findet, was zwar in eine Geschichte Frankreichs, aber nicht in die Lebens-Beschreibung **Heinrichs** gehört. Das Original wurde im Jahr Tausend sechshundert und ein und sechzig ausgegeben. Daß der Verfasser Katholik war, versteht sich von selbst; muß aber beim Durchlesen dieser Geschichte nie vergessen werden, wenn man sich in seine Aeusserungen über die reformirte Religion finden will.

Vorrede.

Der Ueberſezer hat vorzüglich darauf geſehen, getreu zu überſezen: wie weit er hierinn glüklich geweſen ſeie, mögen billige Richter beurtheilen. Eben ſo muß er es auch der Entſcheidung ſolcher Richter überlaſſen, ob ſein Ausdruk richtig genug, ob er immer paſſend gewählt ſeie. Nur glaubt er in Rükſicht auf das Erſte erinnern zu dürfen, daß vielleicht überhaupt unſere deutſche Grammatik noch nicht feſt genug gegründet ſeie; daß die Regeln, die man giebt, noch nicht alle hinreichend erwieſen ſeien, daß daher noch manches von dem Gefühl eines jeden entſchieden werden müßte, und alſo Uebereinſtimmung hierinn unmöglich Statt finden könne: er bittet zu bedenken, daß manchem ein Ausdruk fehlerhaft ſcheinen könne, den ein anderer nicht für fehlerhaft hielt, ſondern mit gutem Bedacht wählte, und daß es dem einen, wie dem andern ſchwer fallen dürfte, die Richtigkeit ſeiner Behauptung ſtrenge zu beweiſen.

In Rükſicht auf das Zweite erlaubt er ſich eine Stelle aus Angeli Politiani & aliorum virorum illuſtrium epiſtolis, Amſtel. MDCXLII. und zwar aus einem Brief **Politians** anzuführen. Dieſer groſſe Gelehrte ſagt nehmlich von ſeiner **Ueberſezung des Herodians**, S. 159. Crediderim ſtylo ipſi certe meo, hoc eſt, interpretis, plus aliquanto veniæ deberi, quam authoris: quoniam meliuſcule fere reſpondent, quæ ſcribas, ubi ſit liber quaſi curſus, quam quæ vertas, ubi nihil extra præſcriptum.

Die Geschichte kennt, seit dem Frankreich ein monarchischer Staat ist, kein Reich, das durch grosse Begebenheiten merkwürdiger, an wundervollen Beweisen der göttlichen Fürsehung reicher gewesen wäre, kein Reich, das von einem berühmteren Fürsten beherrscht und von einem glüklicheren Volk bewohnt worden wäre, als eben Frankreich unter der Regierung Heinrichs des Grossen. Und wahrhaftig, es war nicht unverdientes Lob, wenn ihm ganz Europa, ohne daß jemand neidisch darüber wurde, den Beinamen der Grosse, gab, nicht so wohl wegen der Gröſſe seiner Siege, die immer mit denen eines Alexanders und Pompejus verglichen werden dürfen, als vielmehr wegen der Gröſſe seines Geistes und seines Muths. Nie erlag er den Stürmen des Schiksals; nie den Hinderniſſen von Seiten seiner Feinde; nie dem Gefühl der Rache; nie den Künsten seiner Günstlinge und Miniſter; immer blieb er sich gleich; immer Herr seiner selbst; kurz — immer König und Selbstherrscher, ohne einen andern Obern anzuerkennen, als Gott, die Gerechtigkeit, und die Vernunft.

Ich werde nun die Geschichte seines Lebens in drei Haupt-Abschnitten erzählen. Der erste begreift seine Geschichte von seiner Geburt, bis auf die Zeit, da er die Krone Frankreichs erhielt.

Der zweite geht von dem Antritt seiner Regierung an bis auf den Frieden zu Vervin.

Der dritte von dem Frieden zu Vervin an bis auf sein trauriges Ende.

Doch zuerst muß ich etwas Weniges von seiner Herkunft sagen.

Sein Vater war Anton von Bourbon, Herzog von Vendome, und König von Navarra; seine Mutter Johanne von Albret, Erbin dieses Reichs.

Anton stammte väterlicher Seits in gerader Linie von Robert Grafen von Klermont, dem fünften Sohn Königs Ludwigs des Heiligen, ab.

Dieser Robert hatte Beatrix die Tochter und Erbin Johanns von Bourgogne, der durch seine Gemahlin, Agnes, Herr von Bourbon wurde, geheirathet, weswegen er denn auch den Namen von Bourbon annahm, doch aber die Klugheit hatte, nicht das Bourbonische, sondern das Französische Wappen zu führen. Diese weise Fürsicht trug sehr viel dazu bei, daß sich seine Nachkommen in der Würde der Prinzen vom Geblüt erhalten konnten, da hingegen die Ver-

nachläſſigung derſelben den Herren von Kourtenay *) den Verluſt dieſer Würde zuzog. Die Geiſtes-Vorzüge der Herren von Bourbon, die ſich täglich in ihren Handlungen zeigten; ihre weiſe Sparſamkeit und Einſchränkung, mit der ſie ihre Güter erhielten, und vermehrten; ihre groſſe Verbindungen, die ſie ſo ſorgfältig aufſuchten, daß ſie nie eine Mißheirath unter ſich duldeten, und mehr noch, als alles dieſes, ihre ſeltene Frömmigkeit und ausgezeichnete Herablaſſung gegen Geringere erhielten ſie, und gaben ihnen wirklich mehr Anſehen, als die Prinzen von älteren Linien hatten. Eben das, daß das Volk ſie immer, als reiche, mächtige, verſtändige Männer, mit Einem Wort, als Männer kannte, die würdig wären zu regieren, ließ in der Seele des Beobachters eine weiſſagende Ahndung zurük, daß die Krone Frankreichs dereinſt noch an dieſes Haus kommen werde. Wirklich ſchien auch diß Haus ſelbſt, dieſe Hofnung, ſo entfernt ſie auch ſeyn mochte, zu nähren; denn ſein Wahlſpruch war: Hofnung.

Unter den jüngeren Linien, die aus dieſem Hauſe von Bourbon abſtammten, war die beträchtlichſte und angeſehenſte die Linie der von Vendome. Sie führ-

*) Peter, der ſechste Sohn Ludwigs des Diken heirathete Iſabella, die Erbin von Kourtenay; nahm ihren Namen und Wappen an, — ein Fehler, der ſeinen Nachkommen ſehr nachtheilig war.

Johann, aus dem Hause von Albret hatte eine einige Tochter Johanne, die man die Lieblingin der Könige nannte, weil es schwer zu bestimmen war, ob sie mehr von ihrem Vater, König Heinrich, oder von ihrem Oheim, dem grossen König Franz I. geliebt wurde.

Kaiser Karl V. hatte für seinen Sohn Philipp II. Absichten auf sie, und ließ bei ihrem Vater um sie werben. Diesem ließ er diese Verbindung als ein Mittel angeben, durch welches ihre Streitigkeiten wegen des Königreichs Navarra beigelegt werden könnten. *) Aber König Franz I. fand es nicht für gut, einem so mächtigen Feind in Frankreich Eingang zu verschaffen; daher ließ er sie nach Chastellerau kommen, und verlobte sie daselbst dem Herzog von Kleve. Weil aber dieser die Verbindung wieder aufhob, so verheirathete man sie an Anton von Bourbon, Herzog von Vendome. Die Hochzeit wurde zu Moulins im Jahr 1547. gefeiert, in dem nehmlichen Jahr, in welchem König Franz I. starb. Anton und seine Gemahlin hatten in den drei oder vier ersten Jahren ihrer ehelichen Verbindung zween Söhne gezeugt, welche aber beide in ihrer Kindheit durch ausserordentliche Zufälle ihr Leben verlohren. Der erste nehmlich

*) Man erinnere sich, daß Ober-Navarra durch Ferdinand von Arragonien an Spanien gekommen war. A. d. H.

wurde von seiner Aufseherin, die keine Kälte ertragen konnte, so warm gehalten, daß ihn die Hize erstikte: der zweite starb durch die Schuld einer possenhaften Amme. Sie und ein Edelmann machten sich nehmlich den Spaß, das Kind einander zuzuwerfen, liessen es aber auf den Boden fallen; daher starb es denn an der Auszehrung. Der Himmel nahm also diese beide kleine Prinzen hinweg, um unserem Heinrich Plaz zu machen, einem Prinzen, der es werth war, das Recht der Erstgeburt zu haben, und der einige Sohn zu seyn.

Und nun kommen wir zur Geschichte seines Lebens.

Der erste Theil.

Von der

Lebensbeschreibung

Heinrichs des Grossen.

Von seiner Geburt bis auf den Zeitpunkt, da er zur Regierung von Frankreich kam.

Den Ort, an welchem Heinrich der Grosse gezeugt wurde, kann man nicht genau angeben. Nach der

gewöhnlichen Meinung war es la Fleche in Anjou, wo sich Anton von Bourbon, sein Vater, und die Prinzessin von Navarra, seine Mutter von dem Ende des Februars 1552. an bis in die Mitte 1553.) des Mais 1553. aufhielten. Aber diß ist gewiß, daß sie die erste Zeichen ihrer Schwangerschaft fühlte, da sie sich bei ihrem Gemahl in einem Feldlager in der Pikardie aufhielt. Dieser war nehmlich Gouverneur dieser Provinz, und hatte la Fleche verlassen, um gegen Karln V. eine Armee anzuführen. Es war wirklich ganz treffend, daß derjenige, der zu einem so ausgezeichneten Prinzen bestimmt war, die erste Zeichen seines Lebens in einem Feldlager unter dem Schall der Trompeten und dem Donner der Kanonen, wie ein ächter Sohn des Mars von sich gab.

Sein Großvater Heinrich von Albret, der damals noch lebte, hatte kaum erfahren, daß seine Tochter schwanger seie, als er sie zu sich rief, weil er selbst für das Wohl des noch nicht gebohrnen Kindes sorgen wollte, als ob es ihm ein geheimes Vorgefühl gesagt hätte, dieses Kind würde einst das Unrecht, das ihm die Spanier zugefügt hätten, rächen.

Diese herzhafte Dame nahm also von ihrem Gemahl Abschied, reiste am 15. November von Compiegne ab, durchreiste ganz Frankreich bis an die Pyrenäen, und kam am vierten December zu Pau,

der Residenzstadt ihres Vaters in Bearn an. Sie hatte auf dieser Reise nur achtzehen oder neunzehen Tage zugebracht, und wurde den dreissigsten December von einem Sohn glüklich entbunden. Vorher schon hatte Heinrich aus dem Hause Albret sein Testament gemacht, welches seine Tochter sehr gerne gesehen hätte, weil man ihr gesagt hatte, es seie zu ihrem Nachtheil und zum Vortheil einer Dame eingerichtet, die der gute Herr geliebt hatte. Sie wagte es nicht, ihn deswegen anzureden: allein, da er ihren Wunsch erfuhr, so sagte er, sie sollte es zu sehen, und selbst in die Hände bekommen, so bald es sich zeige, ob sie einen Sohn oder eine Tochter gebären werde, doch müsse sie zugleich versprechen, daß sie ihm bei ihrer Entbindung ein Liedchen singen wolle; denn sonst sagte er zu ihr, wird dein Kind unaufhörlich weinen, und mürrisch seyn. Sie versprach es ihm und hatte Standhaftigkeit genug, die Schmerzen, an denen sie lidt, zu unterdrüken, und ihm in der Bearnischen Sprache ein Liedchen zu singen, so bald sie ihn in ihr Zimmer treten sahe. Man merkt es als etwas Ungewöhnliches an, daß das Kind ohne das sonst gewöhnliche Weinen und Schreien geboren worden seie. Und wie wäre es auch möglich gewesen, daß ein Prinz, der die Freude von ganz Frankreich war, mit Weinen und Schreien in der Welt erschienen wäre. So bald er geboren ward, hüllte ihn sein

Großvater in seinen Mäntel ein, trug ihn in sein Zimmer, gab sein Testament in einer goldenen Kapsel seiner Tochter, und sagte ihr: diß ist dein, liebe Tochter, und dieser ist mein. Nun rieb er die Lippen des kleinen Kindes mit der Haut von Knoblauch, und ließ einen Tropfen Wein aus einem goldenen Pokal in den Mund desselben fliessen, um es männlicher und stärker zu machen.

Die Spanier hatten ehmals bei der Geburt der Mutter unseres Heinrichs im Spott gesagt: Wunderbar! eine Kuh hat ein Schaaf geboren. Sie verstanden unter der Kuh Heinrichs Grosmutter; ihren Gemahl hingegen nannten sie den Kuh-Hirten, um auf das Bearnische Wappen anzuspielen, das zwo Kühe führet. König Heinrich, von der künftigen Grösse seines Enkel-Sohns voraus schon überzeugt, nahm ihn daher, so oft er sich an diesen frostigen Spott der Spanier erinnerte, auf die Arme, und sagte vor allen, die sich bei ihm einfanden, um sich mit ihm über diese glükliche Geburt zu freuen: seht doch! mein Schaaf hat einen Löwen geboren.

Unser Heinrich wurde im folgenden Jahr, nehm- 1554.) lich 1554. an dem Fest der drei Könige, den sechsten Januar getauft. Eben um seiner Taufe willen ließ man das übersilberte Taufbeken in der Schloß-Kapelle zu Pau, dessen man sich bei seiner

Taufe

Taufe bediente, vergülden. Seine Tauf-Pathen waren: Heinrich II, König von Frankreich; Heinrich, aus dem Hause Albret, König von Navarra; von denen er den Namen Heinrich bekam. Seine Pathin war eine königliche französische Prinzessin Klaudia, nachher Herzogin von Lothringen. Jakob von Foix, der damals Bischof von Lescar, und endlich Kardinal ward, hielt ihn im Namen des allerchristlichsten Königs, und Frau von Andouins im Namen der Französischen Prinzessin zur Taufe. Er wurde von dem Kardinal von Armagnac, Bischof zu Rodez und Vice-Legaten zu Avignon getauft.

Er wurde nun sehr sorgfältig erzogen, hatte sieben oder acht Ammen, von denen aber nur die lezte allein gebraucht wurde. Da er entwöhnt war, so gab ihm sein Großvater Susanne von Bourbon, die Gemahlin Johanns von Albret, eine Baronin von Mossens zur Aufseherin, die ihn in dem Schloß zu Coarasse in Bearn, das in einer sehr felsigten und gebirgigten Gegend lag, erzog.

Sein Großvater wollte ihm keine so weichliche Erziehung geben lassen, wie sie gewöhnlich Kinder von diesem Stande erhalten, weil er wohl wußte, daß in einem verzärtelten Körper gewöhnlich auch eine Seele wohne, ohne Festigkeit und Stärke. Er verbot daher, den jungen Prinzen kostbar zu kleiden;

ihm Kinder-Spiele zu gestatten, ihm zu schmeicheln, ihn als Prinzen zu behandeln, weil alles diß bloß Eitelkeit erzeuge, in dem Herzen der Kinder Stolz nähre, und jedes erhabene Gefühl erstike. Hingegen befahl er, man solle den Prinzen in Kleidern und Nahrung, wie andere Kinder dieses Landes halten,*) man sollte ihn springen und Felsen besteigen lassen, um dadurch seinen Körper in der Jugend abzuhärten, und seine Brust zu stählen, — ohne Zweifel eine sehr nothwendige Verfügung für einen Prinzen, der so vieles ausstehen mußte, um zu seinem Reich zu kommen.

König Heinrich aus dem Hause Albret, starb zu Hagetmau in Bearn, den fünf und zwanzigsten Mai 1555.) im Jahr 1555, ungefähr im drei und fünfzigsten Jahr seines Alters. Er hatte in seinem Testament verordnet, sein Körper solle nach Pampelonne in das Begräbnis seiner Vorfahrer gebracht, einstweilen aber in der Kathedralkirche zu Leskar in Bearn beigesezt werden. Er war ein muthiger, geistvoller, gütiger, gegen jedermann gefälliger Fürst, und so freigebig, daß Karl V. wegen seiner guten Aufnahme bei einer Reise durch Navarra ge-

*) Man erzählt, seine gewöhnliche Nahrung seie schwarzes Brod, Rindfleisch, Käs und Knoblauch gewesen, und man habe ihn oft mit bloßen Füssen, und bloßem Haupt gehen lassen.

stand, er habe nie einen prächtigeren Fürsten kennen gelernt.

Nach seinem Tod folgten ihm seine Tochter Johanne und sein Schwiegersohn Anton, Herzog von Vendome in der Regierung nach. Sie waren eben damals an dem französischen Hofe, und hatten viele Mühe, bis sie sich verabschieden und nach Bearn begeben durften, besonders da Heinrich II. verleitet durch einen niederträchtigen Rath ihnen das untere Navarra entreissen wollte, unter dem Vorwand, alles, was dissets der Pyrenäen liege, gehöre zu Frankreich. Sie wußten es aber sehr glüklich dahin zu bringen, daß sich die Lands-Stände widersezten, und der König durfte seinen Plan gegen sie nicht zu weit treiben, weil man befürchten mußte, sie möchten sonst in der Verzweiflung Spanien zu Hülfe rufen. Indessen blieb er doch immer wider sie eingenommen, gab Anton das Gouvernement von Guyenne, das ihm ohnehin schon von seinem Schwiegervater her gehörte, trennte aber Languedok davon, das seit langer Zeit dazu gehört hatte.

Ungefehr zwei Jahre nachher (1557. 1558. giengen sie wieder an den Französischen Hof zurük, um ihren nunmehr fünfjährigen Sohn dahin zu bringen, einen Prinzen, der sehr artig, und der beste Mensch von der Welt war. Sie

hielten sich aber nur wenige Monate hier auf, und giengen dann nach Bearn zurük.

1559.) Bald hernach ward Heinrich II. mit einem Lanzenstich von einem Montgommery getödtet. Franz II. sein Sohn folgte ihm in der Regierung, aber die Herren von Guise, Oheime der Gemahlin des verstorbenen Heinrichs, Marie Stuard, riessen die Regierung an sich. Diß fanden die Prinzen vom Geblüt unerträglich, und Ludwig, Prinz von Konde', ein jüngerer Bruder Antons rief diesen König an den Hof, damit er sich widersezen könnte.

Während diesen Uneinigkeiten verbanden sich die Hugenotten zu Amboise gegen die Regierung, allein die Verschwörung wurde entdekt; die zween Brüder Anton und Ludwig wurden, als Anführer angegeben, man hielte sie zu Orleans als Staats-Gefangene an, und machte dem Leztern den

1560.) Prozeß mit einer solchen Behendigkeit, daß er wahrscheinlich sein Leben verlohren hätte, wenn nicht der Tod Königs Franz II. dazwischen gekommen wäre.

Karl IX. der ihm in der Regierung folgte, war noch minderjährig, die Königin Katharine seine Mutter ließ sich von den Lands-Ständen zur Regentin erklären, und der König von Navarra, als erster Prinz vom Geblüt ward zum General-Lieutenant des Königreichs erklärt, um mit der Königin zu

regieren; und so ward er denn genöthiget, in Frankreich zu bleiben. Deswegen ließ er auch seine Gemahlin, die Königin Johanne, und seinen kleinen Sohn Heinrich dahin kommen. Allein er erhielt sich nicht lang in dieser neuen Würde, wegen der beständigen Unruhen, die von den täglichen Einfällen der neuen Reformirten in die besten Städte des Königreichs herrührten. Er hatte ihnen eben Bourges entrissen, und belagerte jezt (1562. Rouen. Hier untersuchte er nun einst die Laufgräben, wurde aber, während er ein Natur-Bedürfnis befriedigte, mit einer Kugel durch die linke Brust geschossen, und starb einige Tage nachher an dieser Wunde zu Andely an der Seine. *) Hätte er länger gelebt, so würden wahrscheinlich diese Hugenotten in Frankreich einen schlimmen Stand gehabt haben; denn sein Haß gegen sie war tödtlich; wenn schon sein Bruder, der Prinz von Konde', der Haupt-Anführer derselben war. Die Königin, seine Gemahlin, und der junge Prinz Heinrich, sein Sohn, waren eben damals an dem Französischen Hofe. Die Mutter begab sich nach Bearn zurük, und nahm die Kalviniſche Religion öffentlich an: ihren Sohn aber lieſſe sie an dem Hofe zurük, unter der Aufsicht eines verständigen Lehrers, la Gaucherie, der sich bemüh-

*) Es ist hier von Klein-Andely die Rede; denn Groß-Andely liegt am Fluß Gambun. A. d. U.

te, ihn in den Anfangsgründen zu unterrichten, nicht nach den Grundsätzen der Grammatik, sondern in seinen Unterhaltungen mit dem Prinzen. So machte er sich mehrere schöne Gedanken zu eigen, z. B. Entweder einen gerechten Sieg, oder einen ruhmvollen Tod.

Fürsten sind hoch über den Unterthanen erhaben; aber erhabener noch beherrscht der Höchste die Fürsten.

1566.) Im Jahr 1566. nahm ihn die Königin, seine Mutter von dem Franz Pfälschen Hofe weg, und brachte ihn nach Pau: an die Stelle seines vorigen Lehrers Gaucherie, der gestorben war, sezte sie Florenz Christian, einen Mann, der dem Hause von Vendome von alten Zeiten her gedient hatte, sehr umgänglich und in den schönen Wissenschaften sehr bewandert, aber mit Leib und Seele Hugenot war, und diesen Prinzen, ganz nach den Befehlen der Königin in diesen falschen Grundsätzen unterrichtete.

In den ersten Unruhen wegen der Religion im Jahr 1563. wurde Franz, Herzog von Guise, von einem gewissen Poltrot bei der Belagerung von Orleans meuchelmörderisch umgebracht, zu einer Zeit, wo seine Kinder noch nicht volljährig waren. In

1567.) den zweyten im Jahr 1567. wurde der Connetable von Montmorency in der Schlacht bei St. Denis verwundet, und starb drei Tage nachher zu Paris, am Abend vor St. Martin. In den drit-

ten im Jahr 1569. warf sich die Königin (1569.
Johanne zur Beschützerin der Hugenotten auf. Daher begab sie sich mit ihrem Sohn nach Rochelle, und widmete ihn von dieser Zeit an der Vertheidigung dieser neuen Religion.

Deswegen wurde Heinrich zum Haupt der ganzen Parthie erklärt, und sein Oheim, der Prinz von Kondé, und der Admiral von Koligny vertraten einstweilen seine Stelle, — zwar zween grosse Generale, die aber doch sehr bemerkbare Fehler machten. Wirklich hatte auch unser Heinrich, unerachtet er erst in einem Alter von dreizehen Jahren war, doch Einsichten genug, diese Fehler nicht unbemerkt zu lassen. Denn in der nicht unbedeutenden Schlacht bei Loudün urtheilte er sehr richtig, wenn die Truppen des Herzogs von Anjou *) zum Angrif gerüstet gewesen wären, so hätte er angegriffen. Daß er den Angrif nicht gewagt habe, seie bloß von dem schlechten Zustand seiner Soldaten hergekommen, man müsse ihn also so bald als möglich angreifen: da man aber dieses nicht that, so gab man ihm dadurch Zeit, seine ganze Armee zusammen zu bringen.

Vor der Schlacht bei Jarnac zeigte er sehr richtig, daß man gar keinen Grund habe, sich zu schlagen, da die Truppen der Prinzen zerstreut, und hingegen die des Herzogs von Anjou vereinigt seien,

*) Nachher Heinrich II. König von Frankreich.

allein man war schon zu weit vorgerükt, als daß man sich hätte wieder zurükziehen können. Der Prinz von Konde' ward in dieser Schlacht, oder eigentlich nach der Schlacht, in welcher er ein Bein gebrochen hatte, mit kaltem Blut ermordet.

Nach diesem Vorfall übertrug die Parthie dem Admiral von Koligny, der ihr volles Zutrauen hatte, die höchste Gewalt, — einem für die damalige Zeit wirklich grossen Mann, nur die Religion ausgenommen, aber einem Mann, der eben so unglüklich als groß war.

Dieser Admiral hatte sich mit neuen Truppen verstärkt, und wagte eine zwote Schlacht zu Montkontur in Poitu. Er ließ unsern jungen Prinzen von Navarra, und den jungen Prinzen von Konde', der ebenfalls Heinrich hieß, zur Armee kommen, und übergab sie der Aufsicht des Prinzen Ludwigs von Nassau, der sie unter einer Bedekung von 4000 Reutern in einiger Entfernung hielt. Unser Heinrich brannte vor Verlangen, in die Schlacht zu gehen, allein man gestattete es ihm nicht, weil man seine Person nicht wagen wollte. Und ohne Zweifel war es sehr weislich gehandelt, daß man seine Hize zurükhielt. Indessen hätte es doch schwerlich geschadet, wenn man ihm gestattet hätte, in dem Augenblik über die bestürzte Feinde herzufallen, als die Vorder-Truppen des Herzogs von Anjou durch die des Admi-

rals getrennt wurden. Allein man fand diß auch jezt nicht räthlich, und nun rief er: wir verlieren unsern Vortheil, und folglich die Schlacht. Wirklich geschahe auch, was er vorher gesehen hatte, zum Beweise, daß ein sechszehenjähriger Jüngling weiter gesehen hatte, als alle Soldaten. Er beschäftigte sich ganz mit dem, was er thun sollte: hatte nicht nur Körper, sondern auch Geist und Beurtheilungskraft.

Da er sich mit dem Rest seiner Armee gerettet hatte, so zog er sich zurük, schlug sich beinahe durch das ganze Königreich durch, und zog die Truppen der Hugenotten in fünf oder sechs Monaten wieder an sich. In dieser Zeit ertrug er so viele Beschwerlichkeiten, als er gewiß nicht hätte aushalten können, wenn er nicht gerade so erzogen worden wäre, wie er wirklich erzogen worden war.

Seiner Jugend ungeachtet war er im- (1570.
mer in der Gesellschaft des Admirals, führte die Truppen nach Guyenne, und von da nach Languedoc, wo er Nimes durch eine Kriegslist eroberte, einige kleine Pläze befestigte, und die um Toulouse gelegene Orte verbrannte, so daß Funken von diesem Brand bis in diese grosse Stadt flogen. Da sich jezt der Krieg in Vivarets verbreitete, so zeigte er sich mit seinen Truppen auf der andern Seite der Rhone, nahm die Städte St. Julien, und St. Just mit Sturm ein, und nöthigte St. Etienne in Forez, sich

die Absicht, die man hatte, alle Hugenotten zu ermorden, nicht entgehen: Aber ich kann es nicht von mir erhalten, diß zu glauben. Vielmehr ist mir wahrscheinlich, was andere erzählen, daß sie an der Lungensucht starb, weil nehmlich diejenige, die um sie waren, und sie bedienten, diß aussagten.

Ihr Sohn Heinrich, der nach ihr abgereist war, bekäm die Nachricht von ihrem Tode in Poitu und nahm nun den Titel König an, denn bisher hatte er sich nur Prinz von Navarra genannt. So bald er nach Paris kam, feierte man die unselige Hochzeit; und das Brautpaar wurde von dem Kardinal von Bourbon auf einem vorher hiezu eingerichteten erhabenen Plaz in der Kirche unserer lieben Frauen getraut.

Sechs Tage nachher, nehmlich am St. Bartholomäus-Tage wurden alle Hugenotten, die zu dieser Feierlichkeit gekommen waren, ermordet: unter andern der Admiral: zwanzig andere grosse Herrn, zwölfhundert Edelleute, drei oder vier tausend Soldaten, und Bürger, und nachher, nach dem Beispiel, das Paris gegeben hatte, in allen Städten des Königreichs gegen hundert tausend Menschen. Wahrlich ein fürchterlicher Greuel, der nie seines Gleichen hatte, und gebe es Gott! nie seines Gleichen haben wird.

Welcher Schmerz für den jungen König, der an

seinem Hochzeit-Fest Tausende opfern, seine besten Freunde morden sehen, und das klägliche Geschrei dieser Unglücklichen, das ihm im Louvre so gar zu Ohren drang, hören mußte? Welcher Schreken und welche Angst mußte sich seiner bemächtigen, da man nun auch auf ihn eindrang? Da man sich bereits berathschlagte, ob man ihn und den Prinzen von Konde' ermorden solle; da schon alle Mörder auf seinen Tod gestimmt hatten, und sie endlich doch — ein wahres Wunder! — erhalten wurden.

Karl IX. ließ sie zu sich kommen, zeigte ihnen einen Haufen Leichen, und schrie sie unter den fürchterlichsten Drohungen, ohne sie anzuhören, an: wählet zwischen dem Tod oder der Messe. Sie erwählten das Leztere, und schwuren die Kalvinische Religion ab: da man aber wohl sahe, daß sie diß ohne Theilnehmung ihres Herzens thaten, so beobachtete man sie so genau, daß sie in den zwei Jahren, welche Karls IX. Regierung noch dauerte, sich nicht von dem Hofe entfernen konnten, und eben so wenig eine lange Zeit nachher.

Während dieser Zeit wußte unser Heinrich sein Mißvergnügen, so groß es auch war, vollkommen zu verbergen, und den Aerger, der seinen Geist niederdrükte, hinter einem beständig heiteren Gesicht, und einer immer frölichen Laune zu versteken. Ohne Zweifel die zweideutigste Lage in seinem Leben. Er

hatte es mit einem wüthenden König, und seinen beiden Brüdern zu thun, nehmlich mit dem Herzog von Anjou, einem ränkevollen Prinzen, der Antheil an dem Mord der Hugenotten hatte, und dem boshaften Herzog von Alençon; ferner mit der Königin Katherinen, die ihn tödtlich haßte, weil ihr Wahrsager voraus gesagt hatten, Heinrich werde zur Regierung kommen: endlich mit dem Hause von Guise, dessen Macht und Ansehen beinahe uneingeschränkt war.

Es erforderte offenbar die größte Klugheit, sich bei allen diesen zu erhalten: bei keinem Eifersucht zu erregen, ohne sich etwas von seiner Achtung zu vergeben; Ergebenheit gegen andere, und seine eigene Würde mit einander zu vereinigen, sein Leben und sein Ansehen zu erhalten. Doch, er wußte sich aus allen diesen Verlegenheiten mit einer Vorsichtigkeit, die ihres Gleichen nicht hat, zu helfen, und scheiterte wirklich nicht an einer einigen dieser gefährlichen Klippen.

Er machte eine genaue Freundschaft mit dem Herzog von Guise, der beinahe von seinem Alter war, und sie betrieben ihre Angelegenheiten in der Stille gemeinschaftlich. Weniger gut stand er mit dem unbeständigen Herzog von Alençon. Zum Glük hatte diß nichts zu bedeuten, wenn er auch schon bei diesem nicht viel galt, weil ihm der König und die Königin Mutter nicht günstig waren. Doch konnten ihn die

Abgesandte der Königin nie zu der Niederträchtigkeit verleiten, sich mit ihm zu schlagen, weil er es nie vergaß, daß der Herzog der Bruder seines Königs seie, dem er Achtung schuldig seie. Ueberdiß war er zu klug, als daß er nicht hätte einsehen sollen, daß er nach einer solchen Handlung ohne Rettung verlohren wäre, weil die Königin Mutter gewiß nicht ermangelt haben würde, diese Gelegenheit zu benuzen, um ihn völlig niederzudrüken. So vermied er denn diese Schlingen, die sie ihm gelegt hatte; aber nicht so ganz gewisse andere. Denn sie wußte ihn für gewisse Frauenzimmer am Hofe empfindlich zu machen, deren sie sich ausdrüklich dazu bedient haben solle, um den Prinzen und andern Vornehmen Vergnügen zu machen, und so alle ihre Gesinnungen zu erfahren.

So wie nun jedes Laster, das sich der Jünzling angewöhnt, meistens auch den Greis noch fesselt; so war auch zu grosse Empfindlichkeit fürs Frauenzimmer der Fehler, und die Haupt-Leidenschaft unseres Heinrichs, und diß mag auch der Grund seines lezten Unglüks gewesen seyn. Denn Gott bestraft diejenige, welche sich dieser sträflichen Leidenschaft blindlings überlassen, früh oder spät.

Diß war aber denn freilich auch der einige Fehler, den er sich an diesem Hofe angewöhnte, und man muß es wirklich der besondern göttlichen Fürsehung zuschreiben, daß er nicht völlig verdorben wurde, weil

hatte es mit einem wüthenden König, und seinen beiden Brüdern zu thun, nehmlich mit dem Herzog von Anjou, einem ränkevollen Prinzen, der Antheil an dem Mord der Hugenotten hatte, und dem boshaften Herzog von Alençon; ferner mit der Königin Katherinen, die ihn tödtlich haßte, weil ihr Wahrsager voraus gesagt hatten, Heinrich werde zur Regierung kommen: endlich mit dem Hause von Guise, dessen Macht und Ansehen beinahe uneingeschränkt war.

Es erforderte offenbar die größte Klugheit, sich bei allen diesen zu erhalten: bei keinem Eifersucht zu erregen, ohne sich etwas von seiner Achtung zu vergeben; Ergebenheit gegen andere, und seine eigene Würde mit einander zu vereinigen, sein Leben und sein Ansehen zu erhalten. Doch, er wußte sich aus allen diesen Verlegenheiten mit einer Vorsichtigkeit, die ihres Gleichen nicht hat, zu helfen, und scheiterte wirklich nicht an einer einigen dieser gefährlichen Klippen.

Er machte eine genaue Freundschaft mit dem Herzog von Guise, der beinahe von seinem Alter war, und sie betrieben ihre Angelegenheiten in der Stille gemeinschaftlich. Weniger gut stand er mit dem unbeständigen Herzog von Alençon. Zum Glük hatte diß nichts zu bedeuten, wenn er auch schon bei diesem nicht viel galt, weil ihm der König und die Königin Mutter nicht günstig waren. Doch konnten ihn die

Abgesandte der Königin nie zu der Niederträchtigkeit verleiten, sich mit ihm zu schlagen, weil er es nie vergaß, daß der Herzog der Bruder seines Königs seie, dem er Achtung schuldig seie. Ueberdiß war er zu klug, als daß er nicht hätte einsehen sollen, daß er nach einer solchen Handlung ohne Rettung verlohren wäre, weil die Königin Mutter gewiß nicht ermangelt haben würde, diese Gelegenheit zu benuzen, um ihn völlig niederzudrüken. So vermied er denn diese Schlingen, die sie ihm gelegt hatte; aber nicht so ganz gewisse andere. Denn sie wußte ihn für gewisse Frauenzimmer am Hofe empfindlich zu machen, deren sie sich ausdrüklich dazu bedient haben solle, um den Prinzen und andern Vornehmen Vergnügen zu machen, und so alle ihre Gesinnungen zu erfahren.

So wie nun jedes Laster, das sich der Jünzling angewöhnt, meistens auch den Greis noch fesselt; so war auch zu grosse Empfindlichkeit fürs Frauenzimmer der Fehler, und die Haupt-Leidenschaft unseres Heinrichs, und diß mag auch der Grund seines lezten Unglüks gewesen seyn. Denn Gott bestraft diejenige, welche sich dieser sträflichen Leidenschaft blindlings überlassen, früh oder spät.

Diß war aber denn freilich auch der einige Fehler, den er sich an diesem Hofe angewöhnte, und man muß es wirklich der besondern göttlichen Fürsehung zuschreiben, daß er nicht völlig verdorben wurde, weil

es nicht leicht einen lasterhafteren und verdorbneren Hof geben wird, als der Französische damals war. Denn Verachtung der Religion, Atheismus, Zauberei, die fürchterlichste Unzucht, unglaubliche Liederlichkeit, Treulosigkeit, Giftmischerei und Meuchelmorde waren etwas nicht ungewöhnliches an demselben. Alle diese Abscheulichkeiten konnten ihn so gar nicht anstekken, daß sie vielmehr den natürlichen Abscheu, den er davor hatte, verstärkten, und seines Aufenthalts unter diesen Lasterhaften ungeachtet kam es ihm doch nie in den Sinn, ihnen Gesellschaft zu leisten: sondern er blieb immer ihr erklärtester Feind.

1573.) Um den Endzwek, den schon die Begebenheit am Bartholomäustag beabsichtiget hatte, zu erreichen, wollte man nun die Ausrottung aller Hugenotten zu Stand bringen. Daher belagerte der Herzog von Anjou Rochelle, und nahm unsern Heinrich zu dieser Unternehmung mit: er wurde aber hiebei so genau beobachtet, daß er nicht das Mindeste unternehmen konnte. Man begreift es leicht, was es ihm gewesen seyn muß, da er zum Untergang seiner noch übrigen treuen Diener und Freunde, die in diese Stadt geflohen waren, mitwirken sollte. Endlich wurde aber doch die lange Belagerung wegen der Ankunft der Polnischen Gesandten, die dem Herzog von Anjou im Namen der Land-Stände die Krone anbieten sollten, aufgehoben.

Nun gieng Heinrich nach Paris zurük, oder, um eigentlicher zu sprechen, er ward zurükgebracht, und der Herzog von Anjou verließ Frankreich mit nicht geringer Unzufriedenheit, um von seinem neuen Reich Besiz zu nehmen. Einige Monate nachher (1574. fiel Karl IX. in eine tödtliche Krankheit. Es drang nehmlich aus allen Theilen seines Körpers Blut hervor, so daß man glaubte, er habe Gift bekommen. Wie dem nun auch seyn mag, so scheint es eben (wenn man anders über Könige, die eigentlich nur von Gott beurtheilt werden müssen, ein Urtheil fällen darf) daß diß eine göttliche Strafe wegen seinen Lästerungen war.

Da seine Krankheit den höchsten Grad erreicht hatte, so gab diß Gelegenheit, daß sich der Herzog von Alençon, die Marschalle von Montmorency, von Kosse' und einige Katholiken mit den Hugenotten verbanden, um die Königin Mutter von der Regierung, und die Guisen, die allzumächtig waren, von dem Hofe zu entfernen. Auch unser Heinrich trat dieser Verbindung bei, nicht weil er eine Verbindung mit diesen Menschen liebte, sondern um so ein Mittel zu bekommen, durch das er in den Stand gesezt würde, sich sicher in sein Land begeben zu können.

Allein die Königin Mutter entdekte diesen Plan, ließ ihn und den Herzog von Alençon in Verhaft neh-

men, und gab ihnen Wachen. Der Prinz von Kondé entkam glüklich nach Deutschland: da hingegen die Marschalle von Montmorency und von Kosse angehalten wurden. Um sich nun das Ansehen zu geben, daß sie nicht ohne wichtige Gründe mit so angesehenen Fürsten so verfahre, so ließ sie wegen sehr schweren Verbrechen, die aber freilich alle erdichtet waren, Untersuchungen über sie anstellen. Doch verlohren nur drei angesehene Edelleute, la Mole, Kokonas, und Tourtray, die mit in die Verbindung gewilligt hatten, das Leben. Vielleicht war diese Verfügung nothwendig, um den Adel und das Volk in den Schranken zu halten: denn von beiden Seiten bezeugte man laut seine Unzufriedenheit, über die unwürdige Behandlung, die ein französischer Prinz, und so gar der erste Prinz vom Geblüt erfahren mußte. Bei diesen Untersuchungen wollte der Kanzler den König von Navarra über einige Fragen vernehmen, allein seiner Gefangenschaft und aller Drohungen ungeachtet, fand er es doch zu sehr unter seiner Würde, dem Kanzler zu antworten. Doch gab er aus Gefälligkeit gegen die Königin so weit nach, daß er in einer Rede, die er an sie richtete, viele hieher gehörige Umstände entwikelte, ohne jedoch irgend einem Menschen zu verrathen, wie der Herzog von Alençon niederträchtig genug gethan hatte.

Karl IX. war schon dem Tode nahe, ohne, daß

ſich ſein Haß gegen ſeinen Bruder und ſeine Mutter, der vielleicht nicht ohne Grund war, verringert hätte. Weil er nun bloß unſern Heinrich a's einen Mann von Ehre und Treue kannte, ſo ließ er ihn zu ſich rufen, und empfahl ihm ſeine Gemahlin und Tochter.

Katharine von Medicis hatte erfahren, daß Heinrich zu dem König gerufen worden ſeie. Nun befürchtete ſie, der König möchte ihm die Regierung übertragen; ſie ſuchte daher, um diß zu verhindern, ihn zu erſchreken, damit er ſelbſt nicht zu dieſem Entſchluß zu bringen wäre. Wie er nehmlich ſich zu dem König begeben wollte; (er befand ſich eben zu Bois de Vincennes), ſo mußte man ihn ihrem Befehl gemäß unter dem Gewölbe, wo ſich die Leibwache aufhielt, durchführen. Dieſe hatte ſich müſſen in Reihen und Glieder ſtellen, und ſich das Anſehen geben, als ob ſie ihn niedermachen wollte. Er ſprang vor Schreken in die Höhe, und wieh zween oder drei Schritte zurük: allein der Anführer der Leibwache, Nançay la Chaſtre, verſicherte ihn mit einem Schwur, es ſolle ihm nichts Schlimmes begegnen. Zwar traute ihm Heinrich nicht ganz, indeſſen mußte er nun eben doch zwiſchen Feuerröhren und Hellebarden durchgehen.

Nach dem Tode Karls IX. bemächtigte ſich Katharine von Medicis theils durch Gewalt, theils durch

List der Regierung. Diß war ihr um so leichter möglich, da man die baldige Zurükkunft ihres geliebten Sohnes, des Herzogs von Anjou, der unter dem Namen Heinrich III. regierte, erwartete.

Bei seiner Rükkehr aus Pohlen führte sie ihm die beide Prinzen entgegen, damit er sie nach Gefallen behandlen könnte, und dieser sezte sie nach einigen Drohungen und Verweisen in Freiheit. Die Gefahr, in welcher diese zween Prinzen zwei Jahre lang gelebt hatten, brachte sie auf den Entschluß, bei der nächsten Gelegenheit Anstalten zu treffen, durch die sie vor jeder künftigen Gefahr von dieser Art in Sicherheit gesezt wären. Der Prinz von Konde', der in Deutschland war, hatte für die Hugenotten, welche gegen das Ende der Regierung Karls IX. wieder zu den Waffen gegriffen hatten, Soldaten geworben: und Damville, der zweite Sohn des verstorbenen Konnetable, und Bruder des Marschalls von Montmorency, der in der Bastille gefangen saß, vereinigten sich mit ihnen. Dieser nahm nicht die Religion zum Vorwand; denn er war Katholik, sondern die öffentliche Freiheit und Verbesserung des Staats. Solche Katholiken, die sich mit den Hugenotten verbanden, nannte man Politiker.

Unser Heinrich konnte sich nicht so bald vom Hofe entfernen, als er wohl gewünscht hätte. Denn man bemerkte jede seiner Bewegungen, und seine Bediente

lieſſen ſich ſo gut wie andere dazu gebrauchen, ſeine Geſinnungen auszuforſchen. Ueberdiß ſahe er wohl ein, daß man ihn ermorden würde, wenn man erfahren ſollte, daß er ſich hätte entfernen wollen. Während er nun auf eine Gelegenheit dachte, um ſeinen Entſchluß ſicher ausführen zu können, verwikelte er ſich in neue Schlingen, durch die leidenſchaftliche Liebe, die er für eine Frau von Sauyes, die Gemahlin eines Staatsſekretärs, eine der ſchönſten Damen am Hof, hatte.

Indeſſen wäre es nun doch der Königin Mutter angenehm geweſen, wenn er ſich von dem Hofe entfernt hätte, ſo ſorgfältig ſie ihn ſonſt auch zurük zu halten geſucht hatte. Denn der König, ihr lieber Sohn, ward nun mit den Angelegenheiten ſeines Reichs näher bekannt; was ihr ſehr misfällig war, da ſie gerne allein regiert hätte. Denn ſie begrief leicht, daß jede Vergröſſerung ſeines Anſehens das ihrige verringere. Diß glaubte ſie nun durch beſtändige Uneinigkeiten und bürgerliche Kriege verhindern zu müſſen, weil ſie diß für die einige Art hielte, durch die ſie ſich dem König unentbehrlich machen könnte. Diß iſt denn auch der Grund, warum ſie während ihrem ganzen Leben Uneinigkeiten erregte, die verſchiedene Parthien am Hofe und ſonſt gegen einander aufhezte, den ganzen Staat zu Grund richtete, und das Anſehen aller Geſeze und Ordnungen umſtieß, bis

sie endlich selbst von dem Feuer, das sie so lange erhalten hatte, verzehrt wurde.

1575.) Während diesen Zwischenhandlungen begab sich der König nach Reims, um sich krönen zu lassen. Eben jezt entdekte man aber eine Verschwörung, die der Herzog von Alençon auf Anstiften der Freunde des verstorbenen Admirals und seines Günstlings de la Mole gegen ihn angesponnen hatte. Einige glaubten, diß seie ein Stükchen von der Königin Mutter gewesen, um den König in Schreken zu sezen, und seinen Muth niederzudrüken. Sie mögen nicht Unrecht haben, denn sie wußte den König zu der unverzeihlichen Nachläßigkeit zu bereden, daß nicht ein einiger von den Mitschuldigen, nicht einer von denjenigen, die dazu gerathen hatten, bestraft wurde. Es mag nun seyn, wie es will, so gab diß Gelegenheit, daß Heinrich III. ein ganz besonderes Zutrauen zu unserem Heinrich bekam; der König von Navarra war sein Freund, machte auf der Reise den Vorsteher der Königlichen Leibwache, und entfernte sich nie von seinem Kutschenschlag. Diß Betragen war um so edler, da er keinen Grund hatte, ihn zu lieben, sondern ihn nur, als seinem Verwandten, und Lehnsherrn so begegnete.

Heinrich III. wurde zu Reims den 15ten Februar von dem Kardinal von Guise gekrönt, und vermählte sich am folgenden Tag mit Louise von Lothringen,

einer Tochter des Grafen von Vaudemont, wodurch das Haus von Guiſe, deſſen Haupt der Herzog Heinrich war (damals ſtand er noch in Gunſt, wurde aber nachher zu Blois ermordet) einen groſſen Glanz bekam. Dieſer Herr, einer der bravſten Prinzen, die je lebten, verſprach ſich den König durch ſeine Verwandtin, die Königin Louiſe zu beherrſchen. Er war ein vertrauter Freund des Königs von Navarra, den er ſeinen Herrn nannte, da hingegen ihm der König den Namen Gevatter gab.

Die Königin Margarethe, die um die Wahrheit zu ſagen, ohne Galanterie und Liebhaber nicht leben konnte, trug alles dazu bei, um dieſe Freundſchaft zu erhalten, und ſuchte den Kronprinzen, (den wir unter dem Namen Herzog von Alençon kennen), mit in dieſelbe einzuſchlieſſen, — einen Herrn, den ſie leidenſchaftlich liebte.

Weil nun Einigkeit der Prinzen immer den Sturz der Günſtlinge und derer, die mit herrſchen wollen, nach ſich zieht, ſo ſuchte die Königin Mutter dieſem Unglük dadurch auszubeugen, daß ſie den König wider ſeine Gemahlin eiferſüchtig machte; den Kronprinzen gegen den Herzog von Guiſe durch das Angedenken an den Mord des Admirals reizte, und ſich unaufhörlich bemühte, den König von Navarra mit dem Herzog von Alençon uneinig zu machen. Dieſe lezte Abſicht zu erreichen bediente ſie ſich der Ränke

einiger Damen, besonders der Frau von Sauves, die immer diejenige Rolle spielte, die sie nach den Befehlen der Königin Mutter spielen sollte, und die Aufwartungen des Königs von Navarra, und des Kronprinzen annahm, um diese zween Herren in beständiger Uneinigkeit zu erhalten.

Eben so wußte die Königin Mutter zwischen dem König und dem Kronprinzen einen tödtlichen Häß zu erhalten. Diß gab zu einer Handlung Veranlassung, welche die Seelen-Gröſſe und die Standhaftigkeit unsers Heinrichs in ein gröſſeres Licht sezt, als irgend eine seiner Handlungen.

Der König hatte eine Ohrenkrankheit, die seinem Leben ein Ende zu machen drohte. Er glaubte daher, er seie wie Franz II. *) vergiftet und klagte den Kronprinzen deswegen an. Voll von diesem Gedanken ließ er den König von Navarra zu sich kommen, und gab ihm den Auftrag, so bald er gestorben wäre den Kronprinzen umzubringen. Hierzu suchte er unsern Heinrich so sehr er konnte, besonders auch deswegen zu überreden, weil dieser Niederträchtige nicht ruhen würde, bis er auch ihn, und alle die Seinige ermordet hätte. Die Günstlinge des Königs, die mit ihrem Herrn gleich dachten, tödteten den

*) Franz II. starb an einem Ohrengeschwähr, und man glaubte, diß seie ein Beweis, daß er vergiftet worden seie.

Kronprinzen, den sie eben vorbeigehen sahen, schon mit ihren Bliken, und hofften nun ihre Rache befriedigen zu können.

Unser Heinrich hingegen gab sich Mühe, den ergrimmten König zu besänftigen, und ihm die schreckliche Folgen dieses Befehls einleuchtend zu machen. Allein der König ließ sich durch keine Vorstellung befriedigen, sondern wurde so wüthend, daß er verlangte, sein Befehl sollte augenbliklich befolgt werden, weil er besorgte, nach seinem Tode möchte er nicht mehr ausgeführt werden.

Unmittelbar nach dem Tode des Königs und seines Bruders hätte unser Heinrich die Krone bekommen. Der König mußte allem Ansehen nach nächstens sterben; und den Bruder desselben zu ermorden, stand jezt in Heinrichs Gewalt: die Günstlinge und Offiziere des Königs, die Guisen und ihre Freunde, ja beinahe alle Vornehme waren hierzu behülflich. Denn der Kronprinz war finster, hatte eine niedrige, schlechte, grausame Denkungsart, und ward eben deswegen beinahe von jedem gehaßt, nur nicht von dem rechtschaffenen Bussi von Amboise. Wie viele Prinzen hätten eine solche Gelegenheit benuzt? Ja, wenn ich frei sprechen darf, wie viele hätten sie gesucht? Und doch hatte der Held unserer Geschichte (eine solche Handlung verdient es ausdrüklich bemerkt zu werden) vielmehr einen Abscheu vor der wüthenden Ra-

che Heinrichs III. als daß er ihn hierinn übertroffen hätte. Kann sich die Ehrbegierde schöner zeigen, als wenn sie sich da, wo sie nur mit Unrecht befriediget werden könnte, zu mässigen weiß? kann es einen rühmlicheren Stolz geben, als wenn man ein gutes Gewissen, und seine Ehre einer Krone vorzieht, die man nur mit Niederträchtigkeit erhalten könnte? Diademe, die man durch solche ehrlose Mittel erhält, sind für diejenige, die sie tragen, nichts weniger als Zeichen ihres Ruhms; sie sind vielmehr Brandmale so gut wie diejenige, die man Schurken und Räubern auf die Stirne brennt.

Der Himmel billigte ohne Zweifel die edle Denkungsart unsers Heinrichs, und gab ihm den Französischen Scepter, so wenig er auch geeilt hatte, sich diese Würde zuzueignen: da hingegen die Brüder aus dem Hause Valois, von denen sich immer einer bemühte, dem andern den Scepter zu entreissen, alle unglücklich starben, und einen Herrn zum Nachfolger hatten, der den Thron nicht annehmen wollte, wenn er ihn durch ein Verbrechen erhalten sollte.

1576.) Da Heinrich III. wieder genaß, so sahe er wohl ein, wie ungerecht er seinen Bruder beschuldiget hätte, daß er ihn vergiftet habe: indessen liebte er ihn doch nachher nicht herzlicher. Er war es zufrieden, daß seine Günstlinge den Herzog täglich auf tausenderlei Art neckten, und in allen Gesellschaften

sich erlaubten, seiner zu spotten. Ja er wollte so gar einmal bei Nacht unter der Pforte des Louvres Bussi von Amboise, den einigen Freund des Kronprinzen, dem er sich anvertrauen konnte, ermorden lassen; und man glaubt, er habe befohlen, wenn der Kronprinz diesem zu Hülfe kommen wolle, (denn er hatte Leute ausgestellt, die rufen sollten, Bussi wird ermordet), so solle man ihn selbst umbringen. Wenigstens ließ sich der Prinz jezt nichts mehr abhalten, den Hof zu verlassen und ins Feld zu ziehen, die Unzufriedene um sich her zu versammlen, und diese Armee mit dem Heer der Hugenotten, welche der Prinz von Konde, und Kasimir, ein jüngerer Bruder des Pfalzgrafen anführten, zu vereinigen. Dieser leztere Feldherr hatte schon zwei- oder dreimal während diesen bürgerlichen und Religionskriegen eine grosse Anzahl Reuter nach Frankreich geführt.

Man lag unserem Heinrich sehr an, diese Parthie zu ergreifen; der Kronprinz gab auch wirklich vor, Heinrich habe ihm diß versprochen: allein man hatte alle diejenigen, welche Heinrichs Flucht hätten begünstigen können, entfernt, und an ihre Stelle Leute gesezt, die von dem König besoldet wurden. Man versprach ihm die Oberbefehlshaberstelle bei der königlichen Armee, um ihn dadurch zu bewegen, auf der Seite des Königs zu bleiben, auch machte ihn die Liebe zu der schönen Sauves sehr unentschlossen.

Doch sein ihm angebohrner Muth, seine Besorgniß, der Kronprinz, und der Prinz von Konde' möchten sich zu Häuptern der Hugenottischen Parthie, der er seine bisherige Sicherheit zu verdanken hatte, und auf die er sich auch künftig stützen mußte, aufwerfen, die Vorstellungen einiger seiner Diener, endlich die Erfindsamkeit der Königin Katharinen, den König vorzüglich gegen ihn zu reizen, ganz in der Absicht, ihm seine Entfernung vom Hofe so recht abzunöthigen, alle diese Umstände bestimmten seinen Entschluß.

Deswegen gab er vor, er wolle in der Gegend von Senlis jagen, und begab sich zu dem Kronprinzen. Er unternahm aber hier gar nichts, weil er wohl einsahe, man werde bald Frieden machen. Man verwilligte dem Kronprinzen keine geringe Appanage an Geld, und Ländereien, den Hugenotten mehrere sehr ansehnliche Bedingungen, dem Prinzen von Konde' das Gouvernement der Pikardie, und zu seiner Sicherheit die Stadt Peronne: aber unser Heinrich erhielt nichts als leere Hofnungen. Weil er sich aber nicht immer bloß mit diesen abfertigen lassen wollte, so trat er wieder auf die Seite der Hugenotten, die immer sein einiger Trost waren, trat aus der katholischen Kirche, und bekannte seine erste Religion wieder. Es ist leicht zu glauben, daß er diß nur deswegen that, weil er sie für die beste hielt, und so läßt sich dieser Fehler entschuldigen, da es seine Schuld nicht war,

daß er nicht die richtige Einsichten hatte. Ich darf übrigens nicht vergessen, daß diß der gröbste Fehler war, den ihm seine Feinde, die Anhänger der Ligue vorrüken konnten, und daß er auch nach seiner Rükkehr in die Römische Kirche eben deswegen viele Schwierigkeiten fand, bis er von Rom aus von den Kirchenstrafen freigesprochen wurde.

Die Einwohner zu Rochelle nahmen ihn auf, aber nicht ohne viele Bedenklichkeiten, und nur auf die Bedingung, daß er einige unter seinem Gefolge, die weder Hugenotten, noch Katholiken, sondern ohne alle Religion, und äusserst lasterhaft waren, verabschieden müsse. Man glaubt, er habe sie selbst sehr ungern unter seinem Gefolg gesehen: habe sich zwar ihrer wirklich ehmals in einigen Angelegenheiten bedient, in der That aber sie verabscheut, und er selbst habe es durch geheime Unterhandlungen bei den Einwohnern zu Rochelle dahin zu bringen gewußt, daß sie die Entlassung dieser Leute von ihm verlangten.

Da er sich nun einige Monate zu Rochelle aufgehalten hatte, so gieng er nach Guienne, um von seiner Oberbefehlshaberstelle daselbst Besiz zu nehmen. Hier hatte er das Mißvergnügen, sich von den Thoren der Stadt Bourdeaux ausgeschlossen zu sehen. Die Einwohner dieser Stadt gaben vor, sie befürchten, er möchte sich ihrer Stadt bemächtigen, und die katholische Religion daraus verdrängen, — wirklich

eine sehr empfindliche Ungerechtigkeit für einen jungen muthigen Fürsten. Heinrich wußte seine Empfindlichkeit über dieselbe sehr weißlich zu verbergen, da er jezt kein Mittel hatte, sich zu rächen; und war nachher, da er diese Mittel hatte, zu groß, sie zu gebrauchen.

Um diese Zeit entstand die Ligue, diese mächtige Parthie, welche Frankreich zwanzig Jahre lang beunruhigte, welche die Herrschaft der Spanier einführen, und die Verordnungen wegen der Erbfolge in dem königlichen Hause unter dem schönsten Vorwand von der Welt, nehmlich um die Religion unserer Voreltern zu vertheidigen, umstossen wollte.

Schon unter der Regierung Karls IX. hatte es viele Liguen und Verbindungen in Guienne und Languedok zur Vertheidigung der Kirche gegen die Hugenotten gegeben. Ich lasse es unentschieden, ob diejenige, welche sich zu Häuptern aufwarfen, mehr durch ihren Eifer als durch Stolz dazu bewogen worden seien: aber diß ist gewiß, daß ihr Anfang und Fortgang schlecht, also auch ihre Wirkung unbedeutend war. Die Grossen des Reichs konnten indessen doch sehr leicht den Schluß machen, daß dergleichen Verbindungen, wenn etwa wieder welche entstehen sollten, für die Erhebung desjenigen, der sich würde zum Haupt aufwerfen können, sehr vortheilhaft seyn müßten.

Heinrich, Herzog von Guise, ein Herr, der wirklich königlich dachte, hatte wahrscheinlich Gedanken von der Art, und wenn er sie nicht selbst zuerst hatte, so nöthigten ihn wenigstens die Günstlinge Heinrichs III. durch ihre Verfolgungen auf die Seite der Ligue zu treten, um sich wider sie schüzen zu können. Von seinem Hause stammten acht oder zehen Prinzen ab, alle tapfere Männer. Unter diesen waren die vorzüglichste der Herzog von Maienne, und der Kardinal von Guise, beide Brüder unsers Herzogs, der Herzog von Aumale und der Marquis von Elbeuf seine Verwandte.

Die nächste Veranlassung zu der Anfangs eben nicht sehr bedeutenden Ligue war, daß der Kronprinz sich vom Hofe entfernte, und auf die Seite der Hugenotten trat, was wir bereits erzählt haben; und so dann der vortheilhafte Friede, den man mit ihnen geschlossen hatte. Diejenige, welche ihre Macht durch diese neue Unruhen im Staat vergrössern zu können hoften, liessen durch ihre Leute überall die Gefahr, in der sich die katholische Religion befinde, vorstellen, die Macht ihrer Feinde überschreite alle Grenzen; an der Spize derselben stehen die zween erste Prinzen vom Geblüt, und auch der Kronprinz seie ihnen gewogen. Wie wirds noch, sagten sie, werden, wenn er mit solchen schädlichen Grundsäzen zur Regierung kommt? Man muß sich vorsehen, so lang man noch

kann; man muß sich gegen die Gefahr, die der heiligen Kirche droht, waffnen. Solche Betrachtungen flüsterte man sich in die Ohren, bis man die Gemüther hinreichend vorbereitet hatte, um sie öffentlich bekannt machen zu dürfen. Ueberdiß weigerten sich die Einwohner von Peronne, einer freien Stadt, die es nie gut gefunden hatte, einen mächtigen Statthalter zu haben, den Prinzen von Konde', — einen Hugenotten, — als Statthalter zu erkennen. Er klagte bei dem König und drang auf die Vollziehung des Friedensschlusses. Diese Pikardier blieben hartnäkig, und waren die erste, die eine Ligue, oder Verbindung errichteten, wie sie sagten, zur Vertheidigung des katholischen, apostolischen, und römischen Glaubens. Der Prinz von Konde' konnte sie auf keinerlei Art auf bessere Gedanken bringen, und ward genöthiget, sich nach Guienne zurük zu begeben.

Jakob, Herr von Humieres, warf sich zum Haupt der Ligue in der Pikardie auf: und Aplinkourt, ein junger Edelmann nahm den Einwohnern zu Peronne den Eid ab, und nach dem Beispiel dieser Stadt schwuren die Städte Amiens, Korbie, Saint Quentin und mehrere andere. Ludwig von Trimouville war der Urheber einer Ligue in Poitou. Die Königin Mutter billigte heimlich dieses Unternehmen, um unter diesen Unruhen und Zwistigkeiten ihr Ansehen zu erhalten.

Man

Man brachte den ersten Entwurf und die Artikel des Vertrags, den die Ligue unter sich geschlossen hatte, nach Paris: und einige giengen in ihrem Eifer so weit, daß sie dergleichen Papiere in den Häusern herumtrugen, um einige, weniger bedächtliche dafür zu gewinnen. Allein Christoph de Thou, erster Präsident verhinderte für jezt die Ausbreitung dieser Empörung.

Diejenige, welche den Plan entworfen hatten, fanden, daß das beste Mittel, sich zu vergrössern, und das Volk in der Hize zu erhalten, die Fortsezung des Kriegs gegen die Hugenotten seie. Sie wußten sich daher mit Leuten zu verbinden, die den Hugenotten mehrere Pläze hinwegnahmen, und unsern Heinrich und den Prinzen von Konde' öfters beschimpften. Die vielen Unruhen und Klagen, die durch ihre Veranlassung entstanden, machten endlich ein allgemeines Verlangen nach einer Versammlung der Stände rege, und nöthigten endlich den König, diesem Wunsch zu entsprechen. Die Stände versammelten sich zu Blois, und fiengen ihre Sizungen im Jahr fünfzehenhundert und sechs und siebenzig im Monat December an. Die Hugenotten selbst sahen diese Versammlung der Stände nicht ungern, denn sie hofften, der dritte Stand, der gewöhnlich der stärkste ist, und den Krieg am meisten zu befürchten hatte, werde mit Bestättigung

des Friedens durchdringen. Allein diejenige, welche den Krieg wünschten, wußten es durch Kabalen dahin zu bringen, daß man beschloß, den Krieg eifrigst fortzusezen.

Doch fand man rathsam, vorerst noch einige Mitglieder dieser Versammlung an unsern Heinrich und den Prinzen von Konde' abzuschiken, und sie ermahnen zu lassen, sie sollen wieder in den Schoß der katholischen Kirche zurükkehren. Diß war nun freilich vergeblich; und jezt mußte sich der König zum Haupt der Ligue erklären; ward also aus einem unumschränkten Fürsten das Haupt einer Anzahl Verbündeten, und der Feind eines Theils seiner Unterthanen.

1577.) Er hob drei oder vier Armeen wider die Hugenotten aus in Dauphine', Languedok, Guienne und Poitou, und brachte die Hugenotten wirklich in nicht geringe Verlegenheit; ja es wäre um sie geschehen gewesen, wenn man den Schreken, der sie überfallen hatte, zu ihrem Untergang immer eben so lebhaft, als Anfangs benuzt hätte. Allein die Königin Mutter, welcher es nur darum zu thun war, immer Unruhen zu haben, nicht aber sie zu endigen, wußte ihren Sohn den König durch gewisse sehr gesuchte Gründe zu bewegen, mit ihnen Frieden zu machen.

1578.) Der Friede war nicht so bald geschlossen, als die Königin Mutter eine Reise nach Guienne machte. Sie gab vor, diß geschehe, um die genaue-

sie Vollziehung des Friedens zu bewirken, und um die Königin Margarete ihre Tochter, ihrem Gemahl, dem König von Navarra zuzuführen. Der wahre Grund aber war, um den Saamen der Uneinigkeit unter den Hugenotten auszustreuen, und so die nehmliche Gewalt über diese Parthie zu bekommen, die sie schon über die Parthie der Katholiken hatte. Heinrich hielt sich damals mit seinem kleinen Hof zu Nerak auf. Er hatte sich vorher zu Agen aufgehalten, wo er bei dem Volk wegen seiner Güte und Gerechtigkeit beliebt war. Allein bei einem Ball hatten einige junge Leute von seinem Gefolge die Lichter ausgeblasen, um ihren Muthwillen desto ungestörter ausüben zu können; diß ärgerte die Einwohner so sehr, daß sie die Stadt dem Marschall von Biron übergaben, den der König als Gouverneur in die Provinz Guienne gesandt hatte.

Einige Zeit nachher verlohr Heinrich auch Revle, ebenfalls auch durch eine Unbesonnenheit seiner Leute. Er hatte die Aufsicht dieser Stadt einem alten Kapitain, der Hugenot war, mit Namen Ussak übergeben. So heßlich dieser nun auch war, so leidenschaftlich war er in eine Hofdame der Königin Mütter verliebt, denn sie hatte eine grosse Anzahl eben nicht sehr spröder Frauenzimmer mit sich gebracht, um ihr Feuer überall auszubreiten. Der Vikomte von Turenne,

nachher Herzog von Bouillon, ein Herr von ein und zwanzig oder zwei und zwanzig Jahren beliebte mit einigen von seinem Alter darüber zu scherzen. Unser Heinrich, anstatt jenem Stillschweigen zu gebieten, wie er hätte thun sollen, nahm daran Antheil, und da er sehr vielen Wiz besaß, so gab diß Gelegenheit zu einigen Spöttereien über diesen alten Liebhaber. Nun verstärkt bekanntlich keine Leidenschaft die Empfindlichkeit mehr, als die Liebe. Ussak konnte daher einen solchen Spott nicht ertragen, am wenigsten von seinem Herrn, sondern gieng sogleich weg, und lieferte die Stadt zur Schande seines Charakters und seiner Religion in Duras Hände. Dieser Herr war ehmals bei unserem Heinrich sehr beliebt, verließ aber seine Parthie, weil er ihm nicht so viele Gewogenheit erwieß, als einem Roquelaure, der sicher einer der rechtschaffensten und angenehmsten Männer seiner Zeit war.

Aus diesem gedoppelten Verlust zog Heinrich sich folgende zwo nothwendige Lehren, die es verdienen auch von andern Fürsten bemerkt zu werden:

1.) Daß ein Fürst seine Hofleute in Ordnung halten müsse, weil man alle ihre Unordnungen ihm beimißt: weil man voraussezt, er selbst habe Theil an ihren Unordnungen, wenn er sie nicht, wie er sollte, verhindert.

2.) Daß er sich vor nichts so sehr wie vor Spötte-

reien zu hüten habe. Denn es gibt kein Vergehen, das so viele und so gefährliche Feinde erwekt, wie dieses, weil solche Feinde gewöhnlich heimtükisch sind. Eine Spötterei in dem Munde eines Geringen verwundet leicht; ist aber in dem Munde eines Fürsten einem Dolch gleich, der das Herz durchbohrt. Grosse Herren dürfen sich gar nicht damit schmeicheln, daß ihre Unterthanen und Geringere alles von ihnen erdulden müssen. Denn Beleidigungen der Ehre schmerzen um so mehr, je gröſſer der Beleidiger ist, so wie ein Körper um so härter auffällt, je schwerer er ist, und je höher er herabfällt.

Die Königin Mutter hatte also, wie ich vorhin erzählte, die Königin Margarete ihrem Gemahl zugeführt, aber die beide Verlobte waren über ihre Verbindung eben nicht sehr vergnügt. Margarete liebte den groſſen Glanz des Französischen Hofes, an dem sie erzogen ward: sie war sehr für Galanterie, und sahe daher Guienne als eine Einöde an. Heinrich hingegen kannte ihre Launen und ihre Art sich zu betragen, liebte sie daher mehr, wenn sie von ihm entfernt, als wenn sie ihm nahe war. Doch er sahe ein, daß diesem Uebel nicht abgeholfen werden könne, und suchte sie deswegen durch die uneingeschränkteste Freiheit, die er ihr gestattete, zu befriedigen. Er sahe in ihr mehr die Schwester des Königs als seine

Gemahlin. Auch wußte er wohl, daß seine Ehe nicht nach rechtlichen Gründen gerechtfertiget werden könne, beschloß aber hievon zu gelegener Zeit Gebrauch zu machen. Er mußte sich vorerst nach den Umständen, und nach dem Gang seiner Angelegenheiten richten, wobei er denn ihre Galanterien und ihr Ansehen gut zu benuzen wußte. Er hatte hievon einen geringen Vortheil in einer Zusammenkunft, bei welcher er und einige Abgeordneten der Hugenotten sich mit der Königin Mutter zu Nerak einfanden. Denn diese hatte gehofft, durch die Künste ihrer Frauenzimmer, die sie eben deswegen mitgebracht hatte, und durch Pibraks Beredsamkeit ihre Gegner zu bezaubern. Allein Margarete sezte ihr die nehmliche Künste entgegen, gewan die Edelleute, die um ihre Mutter waren, durch das Anziehende, das ihre Frauenzimmer hatten, die sie so glüklich unterstüzte, daß sie über Pibraks Verstand und Herz unumschränkt gebieten konnte; daß er ihr auf jeden Wink gehorsam, und der Königin Mutter in allen ihren Unternehmungen zuwider war. Diese dachte gar nicht daran, daß ein so verständiger Mann solcher Thorheiten fähig seyn könnte, ward in vielen Stüken hintergangen, und unvermerkt so weit gebracht, daß sie den Hugenotten weit mehr bewilligte, als sie sich entschlossen hatte.

Kaum waren acht Monate nach diesem Friedensschluß verflossen, als die Königin Mutter, der Kron-

prinz und die Guisen anfiengen, damit unzufrieden zu werden. Die Königin Mutter bedauerte, daß der König schon so lange nichts zu thun hatte, in das sie sich mengen konnte. Der Kronprinz hofte, wenn wieder ein Krieg ausbrechen sollte, so könne er sich dem König furchtbar machen; er könne eine Armee erhalten, um in die Niederlande zu gehen. Die Einwohner dieses Landes hatten sich nehmlich wider die Spanier empört, und ihm ihre Krone angetragen. Die Guisen endlich besorgten, das Feuer der Ligue möchte erlöschen, wenn es so lange keine neue Nahrung erhalte.

Bei diesen Umständen drangen sie in (1579. den König, daß er die Pläze, die man den Hugenotten zu ihrer Sicherheit übergeben hatte, zurükfordern sollte. Unter der Hand aber liessen der Kronprinz und die Königin Mutter unserm Heinrich rathen; er solle diese Pläze schlechterdings nicht herausgeben; seine Sache seie gerecht, und sein Wohl beruhe auf den Waffen. Margarete, Heinrichs Gemahlin wünschte den Krieg ebenfalls, und, weil sie seine schwache Seite kannte, so munterte sie ihn durch ihre Frauenzimmer, die sie von diesem Plan unterrichtete, zu diesem Krieg auf. Eben dieses Mittel bediente sie sich bei allen tapferen Offizieren, die um Heinrich waren, und sie selbst scheute keine Mühe, den Vikomte von Turenne in ihr Interesse zu ziehen. So

ward Heinrich verleitet, den Frieden zu brechen, wodurch er, wenn auch nicht gegen die Gesetze der Gerechtigkeit, doch wenigstens gewiß gegen die Gesetze der Klugheit anstieß: so verwikelte er die Hugenotten aufs neue in einen bürgerlichen Krieg; und man nannte auch aus den schon angeführten Gründen diesen Krieg: den Krieg der Verliebten.

Diß war bei weitem der nachtheiligste Krieg unter allen, die sie je führten: sie verloren durch denselben viele vortheilhafte Pläze; und sie wurden so geschwächt, daß wenn man fortgefahren hätte, sie zu drängen, sie ohne Rettung verloren gewesen wären. Aber der Kronprinz, der die Heere der beiden Parthien in den Niederlanden gebrauchen wollte, warf sich zum Friedensstifter auf, und die Unterhandlungen wegen demselben wurden auf einer Zusammenkunft zu Fleix in Richtigkeit gebracht.

1580.) Dieser Friede verursachte nicht geringeres Unheil in dem Staat, als alle vorhergehende Kriege. Die zween Höfe der beiden Könige, und die beiden Könige selbst versanken in alle Arten von Wollust; doch freilich immer mit dem Unterschied, daß das Vergnügen Heinrich IV. nicht so sehr einschläferte, daß er nicht auch noch zuweilen über seine Angelegenheiten nachdachte: die ernsthafte Vorstellungen seiner Prediger, und die Vorwürfe seiner ältesten Offiziere bei der Armee der Hugenotten, die sehr frei mit

ihm sprachen, erwekten ihn aus seinem Schlummer. Hingegen Heinrich III. überließ sich ganz der Weichlichkeit und der Unthätigkeit. Er schien kein Leben, keine Bewegung mehr zu haben; und seine Unterthanen bemerkten sein Daseyn nur noch daran, daß sie alle Augenblike mit neuen Auflagen gedrükt wurden, und ihr Geld für die Günstlinge des Königs aufgewandt sahen.

Günstlinge hatte er immer drei, oder vier beisammen. Eben damals fiengen Joyeuse, und die beiden Nogarets an, sich in seiner Gunst fest zu sezen. Von diesen lezteren nannte sich der eine Bernhard und der andere Johann Ludwig. Der Aeltere starb fünf oder sechs Jahre nachher, und der Jüngere wurde Herzog von Espernon, — einer der sonderbarsten und unerklärbarsten Männer, die je am Hofe begünstiget wurden, dessen Eigenschaften eben so vorzüglich waren, als sein Glük. Nach und nach erregten die ungeheure Summen, die der König an seine Günstlinge verschwendete, die Klagen des Volks, das dadurch zu Grunde gerichtet wurde, und die unglaubliche Größe solcher Geschenke war für die Prinzen beleidigend, weil sie sahen, wie verächtlich sie dadurch werden, und diese Günstlinge waren also von der ganzen Welt verhaßt. Aber dieser Haß fiel dann wieder auf den König zurük, und die Gewalt, die dieser bei seinen Parlamentern gebrauchen mußte, bis sie seine Ver-

ordnungen wegen neu errichteten Aemtern und Abgaben einregistrirten, vermehrte das Uebel. Denn wenn er auch durch sein Ansehen mit seinen uneingeschränkten Befehlen durchdrang, so folgten ihm tausend Verwünschungen nach. Wenn aber die Parlamenter seinem Willen standhaft entgegen handelten, was mehr als einmal der Fall war, so wurde er dadurch verächtlich.

Der Pöbel, der ohnehin gern seinen Prinzen verlästert, wenn er die Empfindungen der Achtung und Ehrfurcht für ihn verloren hat, erzählte sich die unglaublichste Geschichten von seinem König und den Günstlingen desselben. Die Guisen suchten diesen Mignons (so nannte man damals die Günstlinge) bei jeder Gelegenheit wehe zu thun: suchten sie aus ihren Stellen und Gouvernements zu verdrängen, um selbst davon Besiz nehmen zu können, waren immer bemüht, das Feuer anzublasen, und die Erbitterung der Nation zu verstärken. Besonders gaben sie sich deswegen in grossen Städten Mühe, vor welchen sich die Günstlinge immer fürchteten, und diß mit desto mehrerem Recht, weil sie in diesen immer verhaßt waren. Vornemlich durch diese Lage der Sache wurde die Gröſſe der Ligue, und der Verlust Heinrichs III. befördert.

Es ist gar nicht meine Absicht die tausend Ränke des Hofes innerhalb fünf, oder sechs Jahren zu er-

zählen, oder eine Geschichte von dem Krieg zu schreiben, den der Kronprinz *) in den Niederlanden zu seiner grossen Schande führte. Nur diß einige bemerke ich noch, daß der Kronprinz im (1584. Jahr 1584. zu Chasteau-Thierry unverheirathet starb, daß Heinrich III. keine Kinder hatte, und daß man schon jezt voraussahe, er werde nie Kinder zeugen können, wegen einer unheilbaren Krankheit, die er sich bei seiner Zurükkunft aus Polen zu Venedig zugezogen hatte. Daher sezten sich die Guisen und die Königin Mutter, als der Kronprinz von den Aerzten kaum für todt erklärt war, sogleich in Bewegung, um einem von ihrer Parthie die Krone zu versichern, als wenn bereits der Thron unbesezt wäre. Keinem kam an unsern Heinrich ein Gedanke, weil er nicht einmal im siebenten Grade mit dem königlichen Hause verwandt war, und man in dem gewöhnlichen Erbschafts-Recht nur noch auf Verwandte im siebenten Grade Rükksicht nahm. Ueberdiß hatte er auch nicht die Religion, die seit Chlodewig alle Könige von Frankreich gehabt hatten, und deswegen schien er der Krone Frankreichs und des Titels Allerchristlichster nicht fähig zu seyn. Hierzu kam noch,

*) Der Kronprinz hatte Antwerpen überrumpeln wollen, weil er aber die Niederländer übel behandelte, so wurde er von dem nehmlichen Volk, das ihn herbeigerufen hatte, wieder verjagt.

daß er zweihundert Meilen von Paris entfernt war, und in einen Winkel von Guienne verbannt schien, wo man ihn gar leicht in mehrere Händel verwikeln und unterdrüken zu können glaubte.

Nach den Wünschen der Königin Mutter sollte ein Prinz des Herzogs von Lothringen, an den ihre Tochter verheirathet war, regieren, und die Prinzen vom Geblüt übergangen werden, gerade als ob Frankreichs Krone auf die weibliche Linie vererbt werden könnte. Sie wünschte diß nicht nur wegen der Liebe, die sie gegen diese hatte, sondern auch wegen einem geheimen Haß gegen unsern Heinrich, von dem sie wohl sahe, daß ihm der Himmel ganz gegen ihre Wünsche den Weg zu dem Thron bahne.

Indessen betrog sich doch diese kluge Dame gar sehr, wenn sie glaubte, daß der Herzog von Guise ihren Entschluß genehmige. Man sahe es nemlich schon jezt, und die Folge bewieß es noch auffallender, daß er von der Zeit an, da er von den Günstlingen verdrungen, und von dem König, um sich gegen jene gefällig zu beweisen, übel behandelt ward, die Krone von Frankreich sich selbst aufzusezen suchte. Denn übele Behandlung wirkt weiter nichts, als daß Männer voll so grosser Gedanken und so erhabener Gesinnungen, wie dieser Prinz, endlich aufs Aeusserste gebracht werden. Weil er nun aber wohl einsahe, daß er ein Werk von solcher Wichtigkeit nicht ausführen

könne, daß es ihm unmöglich seyn würde, die natürliche Liebe, welche die Franzosen gegen ihre königliche Prinzen haben, für sich zu gewinnen, so beschloß er, den alten Kardinal von Bourbon, den Oheim unseres Heinrichs zu gewinnen. Er versprach also dem Kardinal, daß er seine und seiner Freunde Kräfte anwenden wolle, um ihm nach Heinrichs III. Tode die Krone aufsezen zu können. Dieser gute Alte war auch wirklich schwach genug, sich mit diesen leeren Hofnungen zu schmeicheln; und machte die Maske des stolzen Herzogs, hinter welcher er eine grosse Anzahl Katholiken, die auf das Haus Bourbon Rükſicht nehmen wollten, auf seine Seite brachte. Die Frage war diese: ob der Oheim dem Sohn seines älteren Bruders in der Thronfolge vorgehen solle? — in der That eine schwierige Frage; denn nachdem zu Paris, der Hauptstadt des Königreichs, und auch nach dem in mehreren anderen Städten üblichen Recht konnte das Recht der Erbschaft nicht auf eine Seitenlinie übergetragen werden. Die Untersuchungen der Rechts-Gelehrten über diesen Theil des Gesezes fielen sehr verschieden aus, und unter mehreren Abhandlungen, die man darüber hat, spricht die eine zum Besten des Oheims, die andere zum Besten des Neffen. Allein dieser Streit konnte nicht mit der Feder, er mußte mit dem Degen entschieden werden. Mehrere Grosse glaubten, der Herzog von Guise habe sehr gegen sei-

nen Vortheil, und so gar gegen seine Absichten gehandelt, indem er den Kardinal von Bourbon als Nachfolger seines Königs anerkannt habe, da nach dem Tode des Kardinals, der nicht mehr ferne seyn konnte, die Krone an seinen Neffen unsern Heinrich kommen müsse; allein vielleicht hatte er darauf gerechnet, daß dieser unterdrükt seyn könne, noch ehe es so weit gekommen wäre.

Heinrich III. durchschaute den Plan des Herzogs, oder um eigentlicher zu sprechen, er wurde durch seine Günstlinge davon benachrichtiget, die eben hierinn ihr unvermeidliches Unglük sahen. Daher wünschte er so sehr, Heinrich in die katholische Kirche zurükzuführen, um den Anhängern der Ligue, den scheinbarsten Vorwand, der Ligue getreu zu bleiben, zu entziehen. Er sandte deswegen den Herzog von Espernon an den König von Navarra, der ihn durch Vorstellungen dessen, was sein Interesse und die Politik erfordere, bekehren sollte. Unser Heinrich hörte ihn zwar an, erklärte aber, diese Gründe seien nicht hinreichend, um ihn zu einer Religionsänderung zu bewegen, und entließ ihn mit vieler Höflichkeit.

Die Hugenotten waren eitel genug, die Geschichte dieser Zusammenkunft unsers Heinrichs mit dem Herzog von Espernon bekannt zu machen, und drucken zu lassen, um zu zeigen, wie unerschütterlich fest Heinrich seiner Religion ergeben seie, vielleicht auch,

um ihn dadurch um so mehr für sie einzunehmen. Der Herzog von Guise hingegen ermangelte nicht, hieraus seinen Vortheil zu ziehen, den Katholiken hieraus die Hartnäkigkeit dieses Prinzen zu zeigen, und sie zu belehren, was sie zu erwarten hätten, wenn er mit solchen Gesinnungen einmal zur Regierung kommen sollte.

Um ihn also immer mehr in die Enge zu treiben, wußte er es zu bewerkstelligen, daß einige Eiferer die Ligue öffentlich wieder herzustellen suchten, und in Paris ganz frei davon sprachen, wo ohnehin einige neue Geistliche das Feuer bei mehreren in der Beichte wieder angefacht hatten. Die erste öffentliche Versammlung der Ligue ward in dem Kollegium von Fortet, das man deswegen die Wiege der Ligue nannte, gehalten. Hier traten ihr mehrere Bürger, sogar einige Geistliche aus Paris bei. Man sandte den Plan derselben nach Rom, und übergab ihn dem Pabst Gregor XIII, damit er ihn billigen möchte; allein er wär nie dazu zu bewegen, sondern verwarf ihn, so lang er lebte.

Sobald sie einige Grösse und Stärke erlangt hatte, liessen die Häupter derselben deutlich genug merken, daß es ihnen nicht bloß darum zu thun seie, um künftig für die Sicherheit der Religion zu sorgen, sondern daß sie sich bereits jezt dem Thron nähern wollten: sie gaben deutlich genug zu verstehen, daß es nicht

nur auf Heinrichs III. Nachfolger, den König von Navarra, sondern auch schon auf den jezt regierenden König angesehen seie. Sie hatten einige neuere Gottes-Gelehrte im Sold, die es genau zu beweisen wußten, daß man einen Fürsten, der seine Pflichten so schlecht beobachte, nothwendig absezen müsse. Denn nur gute Obrigkeiten hätten einen göttlichen Beruf: eine gegen die Geseze handelnde Obrigkeit könne keine Würde haben, sie seie von dem Strassenräuber in nichts verschieden: es seie eben so ungereimt, daß ein Mann König seyn solle, der die Regierungskunst nicht verstehe, und überhaupt keinen Verstand habe, als wenn man einen Blinden zum Wegweiser wählen, oder von einer unbeweglichen Säule verlangen wollte, sie solle Lebende in Bewegung sezen.

Nun begab sich der Herzog von Guise in sein Gouvernement Champagne, und stellte sich unzufrieden, um den Herzog von Lothringen für die Ligue zu gewinnen. Diesem machte er nemlich Hofnung, seinen Sohn auf den französischen Thron zu erheben, wozu er wegen seiner Mutter, einer Tochter Heinrichs II. ein Recht zu haben glaubte. Man kam deswegen zu Joinville zusammen, wo sich auch spanische Bevollmächtigte einfanden, welche die Unterhandlungen unterzeichneten, und dem Herzog von Guise grosse Geld-Summen in Wechseln übergeben haben sollen.

Nach

Nach dieſer Zuſammenkunft ſtellte der Herzog überall Werbungen an, ſeine Anhänger bemächtigten ſich ſo vieler Pläze als möglich war, nicht nur ſolcher, die den Hugenotten, ſondern auch ſolcher, die den Katholiken gehört hatten. Der König hätte dieſe neu angeworbene Truppen ſehr leicht auseinander ſprengen können, wenn er nur einen Feldzug gewagt hätte; allein die Königin Mutter ſuchte nach Art geldgieriger Aerzte das Uebel zu vergröſſern, um daraus Vortheil zu ziehen, hielt ihn zurük, beſchäftigte ihn in ſeinem Kabinet und wußte ihn zu überreden, daß ſie den Herzog von Guiſe bald wieder zu ſeinen Pflichten zurükbringen wolle, wenn der König nur ihr die ganze Sache überlaſſen wolle. Daher kam ſie mit dem Herzog zu Vitry zuſammen, um ihm Zeit zur Verſtärkung ſeiner Parthie zu laſſen. So bald er alſo ſahe, daß er nichts mehr zu befürchten habe, ſo brach er die Unterhandlungen ab, und ſtellte ſich nun, als ob er gerade auf Paris loß gehen wolle.

Der König, hierüber äuſſerſt betretzn, bat ſeine Mutter um jeden Preis eine Vermittlung zu treffen, die ſie denn auch durch die Unterhandlungen zu Nemaurs zu Stande brachte. Hier wurden dem Herzog von Guiſe und andern Prinzen von ſeinem Hauſe mehrere Gouvernements, groſſe Geld-Summen, und überdiß ein blutiges Edikt über die Hugenotten zuge-

standen. Vermöge dieses Befehls sollte jeder, der eine andere Religion, als die katholische öffentlich lehren würde, sein Leben verlieren, und seine Güter sollten eingezogen werden; alle Lehrer und Prediger der Hugenotten sollten innerhalb einem Monat, und alle Hugenotten innerhalb sechs Monaten das Reich verlassen, oder ihre falsche Religion abschwören. Man nannte diß Edikt das Edikt vom Julius, und die Ligue nöthigte den König, sich selbst ins Parlement zu begeben, um dieses Aktenstük einregistriren zu lassen.

1585.) Einige Zeit nachher erhielt man Nachricht von Rom, daß Sixt V, welcher dem Pabst Gregor XIII. auf dem päbstlichen Stuhl gefolgt war, endlich die Ligue gebilliget; daß er noch überdiß fürchterliche Bullen gegen den König von Navarra und den Prinzen von Konde ausgefertiget; daß er sie für Kezer, Abgefallene, Häupter, Gönner und Beschüzer der Kezerei erklärt habe; und daß sie also in diejenige Strafen verfallen seien, welche bürgerliche und kirchliche Gesezze verordnen; daß sie und ihre Nachkommen aller ihrer Ländereien und Würden verlustiget, daß sie zur Erbfolge in allen Fürstenthümern ohne Ausnahme, besonders aber in dem Königreich Frankreich unfähig, und daß die Unterthanen von dem Eid der Treue, und der Pflicht, ihnen gehorsam zu seyn, loßgesprochen seien.

Jezt mußte unser Heinrich wieder all seinen Muth

und seine ganze Standhaftigkeit zu Hülfe nehmen, um einen solchen heftigen Angriff auszuhalten. Er war, wie wir schon gehört haben, einigermassen in Wollüste versunken, aber die Nachricht von diesen fürchterlichen Anstalten seiner Feinde schrekte ihn aus seinem Schlummer auf: er dachte über seine Lage nach, und nun fieng ihn sein voriger Muth wieder an zu beleben; er zeigte jezt weit mehr Stärke, als vorher nie. Es ist richtig, was er nachher selbst bekannte, er hätte seinen Feinden sehr zu danken, daß sie ihn so preßten: hätten sie ihn in Ruhe gelassen, vielleicht hätte er in einem Winkel von Guienne ein Pflanzen-Leben gelebt: er hätte vielleicht nie über seine Lage nachgedacht, bis an den Tod Heinrichs III, wo denn seine Bemühungen um die Krone vergeblich gewesen wären.

Eben aus diesem Zeitpunkt sind zwo seiner glänzendsten Handlungen bekannt. Die eine war, daß er durch Plessis Mornay, einen Edelmann, von grosser Gelehrsamkeit, an dem nichts zu tadeln war, als daß er Hugenot war, auf das Manifest der Ligue in einer Schuzschrift antworten, und von diesem seine Erklärung auffezen ließ. Die Häupter der Ligue hatten Heinrichs Ehre mit mehreren Verläumdungen angegriffen. Er bat daher in der leztern dieser Schriften, der König möchte es nicht ungnädig aufnehmen,

standen. Vermöge dieses Befehls sollte jeder, der eine andere Religion, als die katholische öffentlich lehren würde, sein Leben verlieren, und seine Güter sollten eingezogen werden; alle Lehrer und Prediger der Hugenotten sollten innerhalb einem Monat, und alle Hugenotten innerhalb sechs Monaten das Reich verlassen, oder ihre falsche Religion abschwören. Man nannte diß Edikt das Edikt vom Julius, und die Ligue nöthigte den König, sich selbst ins Parlement zu begeben, um dieses Aktenstük einregistriren zu lassen.

1585.) Einige Zeit nachher erhielt man Nachricht von Rom, daß Sixt V, welcher dem Pabst Gregor XIII. auf dem päbstlichen Stuhl gefolgt war, endlich die Ligue gebilliget; daß er noch überdiß fürchterliche Bullen gegen den König von Navarra und den Prinzen von Konde' ausgefertiget; daß er sie für Kezer, Abgefallene, Häupter, Gönner und Beschüzer der Kezerei erklärt habe; und daß sie also in diejenige Strafen verfallen seien, welche bürgerliche und kirchliche Gesezze verordnen; daß sie und ihre Nachkommen aller ihrer Ländereien und Würden verlustiget, daß sie zur Erbfolge in allen Fürstenthümern ohne Ausnahme, besonders aber in dem Königreich Frankreich unfähig, und daß die Unterthanen von dem Eid der Treue, und der Pflicht, ihnen gehorsam zu seyn, loßgesprochen seien.

Jezt mußte unser Heinrich wieder all seinen Muth

und seine ganze Standhaftigkeit zu Hülfe nehmen, um einen solchen heftigen Angriff auszuhalten. Er war, wie wir schon gehört haben, einigermassen in Wollüste versunken, aber die Nachricht von diesen fürchterlichen Anstalten seiner Feinde schrekte ihn aus seinem Schlummer auf: er dachte über seine Lage nach, und nun fieng ihn sein voriger Muth wieder an zu beleben; er zeigte jezt weit mehr Stärke, als vorher nie. Es ist richtig, was er nachher selbst bekannte, er hätte seinen Feinden sehr zu danken, daß sie ihn so preßten: hätten sie ihn in Ruhe gelassen, vielleicht hätte er in einem Winkel von Guienne ein Pflanzen-Leben gelebt: er hätte vielleicht nie über seine Lage nachgedacht, bis an den Tod Heinrichs III, wo denn seine Bemühungen um die Krone vergeblich gewesen wären.

Eben aus diesem Zeitpunkt sind zwo seiner glänzendsten Handlungen bekannt. Die eine war, daß er durch Plessis Mornay, einen Edelmann, von grosser Gelehrsamkeit, an dem nichts zu tadeln war, als daß er Hugenot war, auf das Manifest der Ligue in einer Schuzschrift antworten, und von diesem seine Erklärung aufsezen ließ. Die Häupter der Ligue hatten Heinrichs Ehre mit mehreren Verläumdungen angegriffen. Er bat daher in der leztern dieser Schriften, der König möchte es nicht ungnädig aufnehmen,

wenn er mit aller schuldigen Ehrerbietung gegen den König diese eben so falsche als boshafte Beschuldigungen als Lügen darstelle. Um nicht das Blut so vieler Edelleute zu vergiessen, um das äusserste Elend des armen Volks, und die unendlichen Unordnungen, welche von zügellosen Soldaten nothwendig entstehen müßten, die Gotteslästerungen, das Rauben, und die Zerstörung ganzer Provinzen zu verhüten, erbot er sich gegen den Herzog von Guise, das Haupt der Ligue, die Klagen gegen seine Person, Mann gegen Mann, oder zween gegen zween, oder zehen gegen zehen mit den Waffen nach den Gesezen der Ritter-Ehre auszumachen: entweder im Reich an jedem Ort, den der König bestimmen würde, oder ausser demselben, wo es dem Herzog von Guise gefällig wäre.

Diese Erklärung machte einen grossen Eindruk; man gestand, daß man gegen einen Prinzen, der so billige Grundsäze äussere, die Waffen nicht gebrauchen dürfe. Der größte Theil des Adels billigte diß großmüthige Verfahren, und erklärte laut, daß der Herzog von Guise eine so grosse Ehre nicht ausschlagen dürfe.

Der Herzog besaß zwar Muth genug, diese Ausforderung anzunehmen, allein er bedachte, daß es in Frankreich als Hochverrath betrachtet werden würde, wenn er gegen einen Prinzen von Geblüt den Degen ziehen, und daß er dadurch die Sache der Religion

und des Staats zu seiner eigenen machen würde. Er antwortete also sehr klug, er verehre die Prinzen vom Geblüt; er habe alle Achtung vor die Person des Königs von Navarra; er habe mit diesem gar nichts auszumachen: er eifere bloß für die katholische Religion, die in Gefahr stehe, und für die Ruhe des Staats, die ganz darauf beruhe, daß nur eine Religion geduldet werde.

Die andere jener zwo Handlungen war folgende. Gegen die Bannstrahlen, die der Papst gegen ihn geschleudert hatte, suchte er Schuz bei dem König, beklagte sich bei ihm, und zeigte, daß diß mehr ein Eingriff in die Rechte des Königs, als in die seinige seie; der König, sagte er, müsse bedenken, daß, wenn es dem Papst erlaubt seie, über die künftige Thronfolge zu entscheiden, wenn er sich erfrechen dürfe, einen Prinzen vom Geblüt der Krone unfähig zu erklären, er auch noch weiter gehen, und den König selbst absezen könne, was nach einer Sage Papst Zacharias an Childerich III. bewiesen habe.

Diese Vorstellungen hatten die Wirkung, daß der König die Bekanntmachung der päpstlichen Bullen in seinem Reich verbot. Aber unser Heinrich war damit noch nicht zufrieden. Er hatte zu Rom viele Freunde, und diese waren beherzt genug, Gegenschriften Heinrichs und des Prinzen von Kondé an den Kreuzstrassen anzuschlagen, in welchen sich die

Prinzen von diesem Ausspruch des Papstes an den Gerichts-Hof der Pairs von Frankreich wandten; jeden der sie der Kezerei anklagte, Lügen strafen, und sich erboten, auf einer allgemeinen Kirchen-Versammlung das Gegentheil zu beweisen, und endlich schwuren, den Schimpf, den der Papst dem König, seinem Hause und allen Parlements-Häusern angethan hätte, zu rächen.

Es schien nothwendig zu seyn, daß diese Schriften den Papst äusserst reizen müssen. Wirklich zeigte es sich auch Anfangs, daß er wüthend ergrimmt seie. Doch da sich sein Zorn einigermassen gelegt hatte, so bewunderte er den grossen Muth des Königs, der das ihm angethane Unrecht in einer solchen Entfernung zu rächen, und den Papst so gar vor den Thoren seines Palastes seinen Unwillen empfinden zu lassen gewußt hätte. Wirklich nöthigte ihm diese Handlung auch so viele Achtung für Heinrich ab, (so wahr ist es, daß sich die Tugend selbst auch bei ihren Feinden Achtung zu verschaffen weiß) daß er oft sagte, er würde unter allen christlichen Fürsten nur diesem, und der Königin Elisabeth von Engelland die grossen Entwürfe, mit welchen sich sein Geist beschäftige, mittheilen, wenn sie nur Katholiken wären. Eben deswegen konnten ihn denn auch alle Bitten der Ligue nicht bewegen, sie mit Geld zu diesem Krieg zu unterstüzen. Daher scheiterten auch so viele ihrer Entwürfe; denn sie hatte

sich auf eine Million, die er ihr versprochen hatte, von dem Papst Rechnung gemacht.

So wie nun die Häupter der Ligue darauf bedacht waren, alle grossen Herren und Städte, welche sie dazu überreden konnten, mit sich zu verbinden, eben so bemühte sich auch unser Heinrich, von beiden Religionen neue Freunde zu bekommen. Der Marschall von Damville — Montmorency, Gouverneur von Languedok, der Herzog von Montpensier, ein Prinz vom Geblüt, und Gouverneur von Poitou sammt seinem Sohn dem Prinzen von Dombes; der Prinz von Kondé, der einen Theil von Poitou, von Xaintonge und von Angoumois in seiner Gewalt hatte, der Graf von Soissons, und sein Bruder, der Prinz von Conty, alle diese waren auf Heinrichs Seite. Von diesen fünf Prinzen vom Geblüt waren die drei leztere seine Geschwister-Kinder, die erstere aber waren um einen Grad weiter entfernt: Alle bekannten sich zu der katholischen Religion, nur den Prinzen von Kondé ausgenommen. Ferner schlugen sich zu Heinrich: Lesdiguieres, ein gewöhnlicher Edelmann, der sich aber durch seinen Muth so weit erhoben hatte, daß er Herr der Provinz Dauphiné, und dem Herzog von Savoyen furchtbar wurde, Klaudius von Trimouville, der grosse Besizungen in Poitou und Bretagne hatte, und bald nachher Hugenott wurde, um die Ehre zu haben, sich mit einer Tochter des

Prinzen von Kondé vermählen zu können; Heinrich von Tour, Vikomte von Turenne, der aus Gefälligkeit, oder aus Ueberzeugung die neue Religion angenommen hatte; Chastillon, Sohn des Admirals von Koligny; Boulaye, Herr von Poitevin; Renatus, Haupt des Hauses von Rohan; Franz, Graf von Rochefoucaud; Georg von Klermont d'Amboise; Herr von Aubeterre; Jakob von Kaumont-la-Force; Herr von Pons, Saint Gelais-Lansak, und mehrere andere grosse Herren und Edelleute, die gröstentheils der neuen Religion ergeben waren. Nun schikte er auch eine Gesandtschaft an die Königin Elisabeth, von England, und an die protestantische Fürsten in Deutschland, die ihre Geschäfte so gut besorgten, daß eine feste Verbindung mit diesen entstand, vermöge der sie einander zu schüzen sich versprachen. Durch diese feste Verbindungen geschahe gerade das Gegentheil von dem, was die Ligue gehoft hatte; und die Macht unseres Heinrichs war nun so groß, daß er nicht mehr befürchten durfte, angegriffen zu werden, ohne Vertheidigungs-Mittel zu haben.

1586.) Ich übergehe die Unternehmungen beider Parthien in den Jahren 1585. und 1586. weil sie nicht merkwürdig sind.

Am ärgerlichsten war dieser Krieg für Heinrich III. Denn er wurde auf seine Kosten und zu seiner gröstten Schande geführt, weil er die Erbfolge betraf. Zu

einer Zeit, da er noch lebte, und sich ganz wohl befand, schien man ihn doch bereits als gestorben anzusehen. Er war keiner von beiden Parthien gewogen: aber er war seinen Günstlingen so ganz uneingeschränkt ergeben, daß er, wenn es nur möglich gewesen wäre, sehr gerne sein Reich unter sie vertheilt hätte. Die Ligue hingegen glaubte, stark genug zu seyn, um zu siegen; und unser Heinrich hofte gewiß, die Wünsche dieser beiden zu vereiteln. Die Königin Mutter hatte mit den Kindern ihrer Tochter, die an den Herzog von Lothringen verheirathet war, von diesen ganz verschiedene Absichten, und versprach dem König Mittel zu erfinden, diß Ungewitter abzuwehren. Deswegen brachte sie einen Waffenstillstand mit unserem Heinrich zu Stande, während welchem man zwischen ihm und ihr eine Zusammenkunft auf dem Schloß zu St. Brix bei Coignak vermittelte, wo sich beide im Monat December einfanden.

Es kostete viele Mühe, beide wegen der nöthigen Sicherheit zu beruhigen, besonders bei der Königin Mutter; denn sie war äusserst mißtrauisch. Hier zeigte sich nun Heinrichs Großmuth aufs neue. Er hatte, um zu dieser Unterredung nothwendige Sicherheit zu verschaffen, einen Waffenstillstand eingegangen, unter der Bedingung, daß, wer diesen brechen würde, mit allen seinen Leuten angehalten werden sollte. Nun stellten sich einige von Heinrichs Leuten, als ob

sie an ihm zu Verräthern werden wollten, und wußten dadurch einige katholische Kapitaine, die auf Beute allzubegierig waren, zu überreden, sie hätten einen Anschlag auf Fontenay gefaßt, und wollten diese Stadt ihnen in die Hände spielen. So hätte man also den Katholiken ihre Treulosigkeit bewiesen, und die Königin Mutter anhalten können. Aber unser großmüthiger Prinz hatte nicht so bald von diesem Betrug Nachricht erhalten, als er äusserst erbittert darüber die Fortsezung desselben untersagte.

Durch diese Handlung hatte er seine Großmuth gezeigt, seine Festigkeit und Geistes-Grösse zeigte er während der ganzen Zusammenkunft. Die Königin fragte ihn, was ihm beliebe? hier erwiederte er ihr mit einem Blik auf die Frauenzimmer, die sie mitgebracht hatte, gar nichts; um ihr damit anzudeuten, daß sie ihn nicht mehr, wie vorher ankörnen könne. Sie gab sich immer Mühe, zwischen ihm und den übrigen Häuptern seiner Parthie Uneinigkeit zu stiften, oder, um ihn verdächtig zu machen, erbot sie sich, ihm alles, was er für seine Person verlangte, einzuräumen; allein weil er ihre List kannte, so hielt er fest darauf, er könne ohne die Theilnahme seiner Freunde nichts verhandeln.

Nach langen Unterhandlungen fragte sie ihn endlich, ob denn alle ihre Mühe, die sie sich blos aus Liebe zum Frieden gegeben habe, vergeblich seyn solle;

er antwortete ihr aber, diß ist nicht meine Schuld; ich hätte Sie, meine Gebieterin! Ihre Ruhe ungestört genieſſen lassen; aber Sie haben mir die meinige geraubt; die Mühe, die Sie sich gemacht haben, war Ihr Vergnügen und Ihre Unterhaltung: Ruhe ist der gröſste Feind Ihres Lebens.

Er gab mehrere nachdrükliche, und sinnreiche Antworten, doch die merkwürdigste ist die, welche er dem Herzog von Nevers aus dem Hause von Gonzague, der die Königin Mutter begleitet hatte, gab. Dieser sagte einst zu Heinrich, und trat einen Schritt vorwärts, es würde ihm bei weitem mehr Ehre machen, wenn er sich in der Gesellschaft des Königs befände, als unter solchen Leuten, unter denen er nicht einmal Ansehen habe: sein Ansehen stie ja so gering unter ihnen, daſs er in einer Verlegenheit wegen Geld zu Rochelle nicht einmal eine Auflage machen könnte. Hierauf erwiederte Heinrich: Ich kann zu Rochelle alles thun, was ich will, denn ich will nichts, als was meine Pflicht ist.

Diese Zusammenkunft hatte nur neue Erbitterung erregt, und kaum war die Königin Mutter zurük, so bothen die Guisen, die kein Mittel unversucht lieſsen, um sich an den Günstlingen zu rächen, unserem Heinrich ihre Dienste an, und der Herzog von Maienne lieſs ihm sagen, er habe nun Gelegenheit, seiner Sache aufzuhelfen, wenn er sie nur benuzen wolle: er solle

mit vier Rittern zu ihm kommen, wohin er wolle; zu seiner Sicherheit wolle er ihm seine Gemahlin und Kinder zu Geiseln geben. Allein es folgte auf diese Unterhandlung nichts, wovon ich den Grund nirgends angegeben finde.

Den übrigen Theil des Winters brachte man an beiden Höfen mit Gastmahlen und Bällen zu: denn des grossen Elends und der ungeheuren Unruhen im Staat ungeachtet hatte die Königin Mutter doch die Bälle an allen Orten, und zu allen Zeiten eingeführt. Diß solle sie gethan haben, um ihre Söhne, und andere Grosse mit diesem elenden Vergnügen zu unterhalten; weil sie kein besseres Mittel gekannt haben solle, sie zu zerstreuen, und so zu sagen, alle Kräfte ihrer Seele aufzuldsen, als eben Musik, beständige Bewegung des Körpers, und die bezaubernde Kraft ihrer Frauenzimmer. Nach dem Beispiel des Hofes beherrschte die Liebe zu Bällen und Maskeraden das ganze Königreich; und selbst die Prediger konnten es nicht verhindern, daß man selbst auch bei den meisten grossen Herren unter den Hugenotzeen Bälle veranstaltete, wiewohl es immer auch einige gab, denen diß unerträglich war.

Im Frühjahr fiengen die Unternehmungen von beiden Theilen wieder an: doch ward dieser Feldzug erst am Ende sehr bedeutend. Die deutsche protestirende Fürsten schikten den Hugenotten eine Armee zu

Hülfe, die aus fünftausend Fußgängern, sechstausend Schweizern, und sechstausend Reutern bestand. Diese durchzog Lothringen und Champagne, gieng über die Seine, und näherte sich der Loire, wie wenn sie über diesen Fluß sezen, oder sich an demselben weiter hinaufwärts ziehen wollte. Eben damals hatte der König von Navarra seine Armee in der Gegend von Rochelle versammlet, und bemühte sich noch vor jenem Heer die Loire zu erreichen: allein hieran wurde er durch eine Armee des Königs, die unter den Befehlen des Herzogs von Joyeuse stand, und dem König von Navarra überall folgen mußte, verhindert. Auch der Herzog von Guise hatte seine Soldaten versammlet. Zwar waren dieser nur wenige, indessen verfolgte er doch die Reuterei, war ihr zur Seite, oder zog vor ihr her, und ließ sich öfters, ohne sich eben viel zu wagen, mit ihr ein: denn diese schwer bewafnete Fremde konnten nicht sehr schnell vorrüken; ihre Anführer hatten weder die gehörige Achtung, noch hinreichende Kenntnisse ihr Heer anzuführen, und ihre Hauptleute waren alle uneinig miteinander. (1587.

Wegen dieser Fehler konnte die Armee nie einen guten Plan ausführen. Man konnte die Loire an verschiedenen Orten durchwaden, denn es war schon gegen Ende des Septembers, und doch wollte diß Heer nicht darüber gehen; sondern es breitete sich in

den Feldern von Beauffe aus, und erwartete hier Nachrichten von dem König von Navarra, anstatt nach Nivernois zu gehen, und Burgund zu erobern. Die Absicht des Königs von Navarra war, sich an der Dordogne nach Guienne zu ziehen, dort sein ganzes Heer zu versammlen, um es sodann zum Besten derjenigen Provinzen, die ihm ergeben waren, mit der Armee der Protestanten in Burgund zu vereinigen. Der Herzog von Joyeuse folgte ihm eigensinnig genug, weil er sich einbildete, Heinrich fliehe vor ihm; da doch dieser weiter nichts suchte, als vor seiner Vereinigung mit den Deutschen eine Schlacht zu vermeiden.

Dieser neue Herzog hatte von der Gunst seines Königs viel verlohren, da er sich auf die Seite der Ligue neigte. Diß kam nicht von seiner Zuneigung gegen die Geiseln, sondern daher, daß ihm seine Schmeichler eingebildet hatten, er verdiene Anführer dieser angesehenen Parthie zu seyn. Ueberdiß hielt er die völlige Zerrüttung der Hugenottischen Parthie für so entschieden, daß er vom Papst die Einziehung der Ländereien, über welche Heinrich unmittelbar zu gebieten hatte, auswürkte. Weil er nun seine Ehre und seine Gunst, um die es sehr mißlich aussahe, retten wollte, so folgte er unserem Heinrich so schnell, daß er ihn endlich bei Koutras erreichte.

Die Armee des Herzogs war, daß ich mich so aus-

drüke, ganz Gold; glänzte von Rauschgold; ihre Waffen waren eingelegt; ihre Federbüsche erhoben sich hoch in die Luft; ihre Scherpen waren gestikt, und eben so ihre Pelze, womit jeder Offizier seine Kompagnie nach der Mode der damaligen Zeit geschmükt hatte. Die Armee des Königs von Navarra hingegen war ganz Eisen: ihre Waffen hatten ihre graue Farbe durch keinen Schmuk verlohren, ihre grosse Mäntel waren aus Büffel-Leder verfertiget, und zu einem häufigen Gebrauch, bei dem man sich nicht schonen konnte, eingerichtet. Die Armee des Herzogs hatte darinn einen Vorzug vor der andern, daß sie sechs tausend Reuter, und tausend Fußgänger weiter hatte, die Hälfte von denjenigen, die sonst zu Fuß gedient hatten, war jezt beritten, und mit Feuergewehren versehen; beinahe die ganze Reuterei war mit Lanzen bewafnet; mehrere hatten zugerittene Pferde. Ihr kam der Name und das Ansehen des Königs, und endlich die sichere Hofnung der Belohnungen zu statten. Aber freilich bestand sie auch zur Hälfte aus neu angeworbenen Leuten; war an keine Ordnung und Kriegszucht gewöhnt; hatte einen General ohne Ansehen; anstatt eines einigen, hundert Anführer — alle junge Leute, erzogen unter den Freuden des Hofes, denen es nicht an Muth, aber an Erfahrung mangelte.

Heinrichs Armee hingegen bestand aus einer aus-

erlesenen Anzahl Hugenotten, aus alten Soldaten, die in den Schlachten bei Jarnak und Montkontour gedient hatten, aus Männern, die im Krieg aufgewachsen, und in unterbrochenen Widerwärtigkeiten, in ewigen Schlachten auferzogen worden waren. Ihre Anführer waren drei Prinzen vom Geblüt; der erste derselben hatte den strengsten Gehorsam, und war als muthmaßlicher Erbe der Krone geehrt; geliebt von seinen Soldaten, und jezt die einige Hofnung aller rechtschaffenen Franzosen: und, was mehr als die beste Waffen, vermag, seine Armee mußte siegen oder sterben.

Man gab jezt Befehle zum Angriff: der König von Navarra rief seine Generale zusammen, stellte sich auf einen kleinen Hügel, und ermahnte sie von da aus in einer kurzen, seiner Würde und den Umständen der Zeit angemessenen Rede. Er schwuhr bei Gott, daß er nicht wider seinen König fechte, sondern blos zur Vertheidigung seiner Religion und seiner Rechte. Nun wandte er sich an die beiden Prinzen von Geblüt, den Prinzen von Kondé und von Soissons: Ihnen sagte er, sage ich nichts, als daß Sie aus dem Hause von Bourbon sind, und so wahr Gott lebt, ich will Ihnen zeigen, daß ich der älteste aus diesem Hause bin.

Seine Tapferkeit zeichnete sich an diesem Tage vor

vor allen andern aus. Er hatte seinen Helm mit einem weissen Federnbusch geschmükt, um sich kenntlich zu machen, und weil er diese Farbe liebte. Da sich nun einige Soldaten vor ihn hindrangen, um ihn zu beschüzen, und seine Person zu deken, so rief er: Plaz! bedeket mich nicht, ich will gesehen seyn. — Eine nothwendige Kühnheit für einen Fürsten, der sein Land erst erobern wollte, die aber Vermessenheit und ein unerträglicher Fehler an einem König gewesen wäre, der sein Reich schon im Besiz gehabt hätte. Er warf die ersten feindlichen Reihen zurük, und machte mit eigener Hand Gefangene. So rief er z. B. einem Fähnderich bei den Gens d'Armes, den er beim Hals hielt, zu: ergieb dich Philister!

Nach der Schlacht sahen einige die Feinde über eine Anhöhe fliehen, und sagten ihm, die Armee des Marschalls von Matignon seie im Anzug. Diß betrachtete er als eine neue Gelegenheit zum Ruhm, wandte sich voll Muths zu den Soldaten, und rief ihnen zu, kommt Freunde! wir wollen ein noch nie gesehenes Schauspiel geben — zwo Schlachten an einem Tag. Doch man hatte an diesem Tage nicht nur seine Tapferkeit, sondern auch seine Gerechtigkeit, seine Mässigkeit, und seine Güte zu bewundern. Von der ersten erzählt man folgendes Beispiel.

Er hatte die Tochter eines Offiziers zu Rochelle

mißbraucht, dadurch diese ganze Familie beschimpft, und allen Einwohnern zu Rochelle ein Aergerniß gegeben. Heinrichs Heer stellte sich bereits in Schlachtordnung, und nun sollte eben gebetet werden, als sich ein Prediger die Freiheit nahm, ihm vorzustellen, Gott könne seine Waffen nicht beglüken, wenn er ihm diß Vergehen nicht abbitten, wenn er nicht für das angerichtete Aergerniß Genugthuung leisten, und wenn er nicht der Familie die ihr geraubte Ehre wieder herstellen würde. Der gute König gehorchte diesen Vorstellungen demüthig, fiel auf die Kniee, bath Gott diesen Fehler ab, ersuchte alle, die gegenwärtig waren, Zeugen seiner Reue zu seyn, und bath, den Offizier zu versichern, wenn es Gottes Wille sei, daß er diese Schlacht überlebe, so wolle er ihm wegen seiner beleidigten Ehre Genugthuung geben. Diese christliche Demuth entlokte den Augen aller Umstehenden Thränen, und jeder hätte tausend Leben für einen Prinzen aufgeopfert, der so herzlich geneigt war, auch Geringen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Da er sich so selbst besiegt hatte, so ließ ihn Gott seine Feinde besiegen, und wer weiß, ob Gott ihn nicht eben deswegen so hoch erhob, weil er sich so christlich gedemüthigt hatte. Die feindliche Armee wurde ganz zerstreut, verlohr 5000 Soldaten, ihre Kanonen, Gepäk, Fahnen und alle ihre Anführer, nur zween oder drei ausgenommen, unter andern den

Herzog von Joyeuse, und St. Sauveur seinen Bruder, die man auf der Wahlstatt liegen fand. Am Abend sahe der Sieger seine Wohnung voll gefangener, und verwundeter Feinde, und mußte deswegen seinen Aufenthalt bei Plessis-Mornay nehmen: weil nun aber der entseelte Körper des Herzogs von Joyeuse unten auf einer Tafel lag, so mußte er eine Treppe höher steigen. Während er nun speiste, wurden ihm die Gefangene vorgestellt, und 56 Fahnen von den Fußgängern und 22 von den Reutern überliefert.

Es war ein schöner und rühmlicher Anblik für diesen Prinzen, seine Feinde, die vorher die Einziehung seiner Länder von dem Papst bewirkt hatten, besiegt, seine Tafel mit so vielen vornehmen Gefangenen umringt, und sein Zimmer mit so vielen Fahnen behangen zu sehen. Doch muß das für einen edeldenkenden Mann noch weit rührender gewesen seyn, wenn er bemerkte, daß Heinrich bei so vielen Veranlassungen zum Stolz und zum Hochmuth; bei seiner so gerechten Empfindlichkeit über das grosse Unrecht, das er bisher erlitten hatte, (eine Sache, die dem sanftesten Charakter Unbescheidenheit und Grausamkeit heimischen kann) sich keinen Blik, kein Wort, keine Handlung erlaubte, woraus man auch nur auf einige Erschütterung seiner Festigkeit und seiner Güte hätte schliessen können. Vielmehr war er als Sieger

eben so gefällig, als er in der Schlacht tapfer und furchtbar war. Er gab die Gefangene beinahe alle ohne Löse-Geld zurük, und auch den meisten ihr Gepäk, war für die Verwundete äusserst besorgt, übergab die Körper des Herzogs von Joyeuse und St. Sauveur ihrem Verwandten, dem Vikomte von Turenne, der ihn darum gebeten hatte, und schikte seinen Requetten-Meister an den König ab, um ihn um Frieden zu bitten. Schon damals zog man aus Heinrichs Handlungsart den Schluß, daß ein Herr von solchem Muth bald alle seine Feinde bezwingen werde, und daß einem Fürsten, den ein solches Glük nicht erschüttert habe, nichts würde widerstehen können.

Doch tadelte man an ihm, daß er seinen Sieg nicht mit der gehörigen Lebhaftigkeit verfolgt habe, und daß er seine siegreiche Armee, anstatt sie zu einer grössern Unternehmung zu gebrauchen, habe aus einander gehen lassen. Man glaubt, und allerdings nicht ohne Grund, daß er mit Bedacht seiner Sache nicht so schnell habe aufhelfen wollen, aus Furcht, er möchte den König beleidigen, mit dem er doch immer in einiger Verbindung zu stehen wünschte. Immer hofte er noch, sich mit dem König wieder auszusöhnen, und an den Hof zurükkommen zu können, wo seine Gegenwart nothwendig war, wenn er nach Heinrichs III. Tod zur Regierung kommen wollte.

Was er nun aber auch für einen Beweggrund hatte, — kurz, er gieng nun durch Gaskogne nach Bearn zurük, weil er dort einige nothwendige Verrichtungen zu haben vorgab. 500 Reuter und der Graf von Soissons begleiteten ihn dahin. Den leztern nahm er mit sich, weil er seine Schwester an ihn verheirathen zu können hofte. Der Prinz von Kondé gieng nach Rochelle; und Turenne nach Perigord. Die grosse Armee der Deutschen hatte inzwischen in mehreren Gegenden Niederlagen erlitten, besonders zu Anneau in Beausse, wo der Herzog von Guise 3000 Deutsche theils tödtete, theils gefangen nahm: eben so, bald nachher, bei Pont de Gien, wo der Herzog von Espernon 1200 Fußgänger gefangen nahm, ihr ganzes Gepäk und beinahe alle ihre Kanonen in die Hände bekam. Sie war daher zu dem Vergleich, den ihr der König anbieten ließ, sehr geneigt, zog sich durch Burgund in die Grafschaft Mömpelgard, ward aber weit in diese Grafschaft hinein von dem Herzog von Guise verfolgt.

Diß war die Lage der Sachen bei dem Anfang des Jahres 1588, eines Jahres, das (1588. die Astrologen in ihren Prophezeihungen das wunderbare nannten. Denn es ward durch so viele sonderbare Begebenheiten, und durch so verwirrende Naturerscheinungen angekündiget, daß sie versicherten, wenn sich in demselben nicht das Ende der Welt ereignen

sollte, so würden sich wenigstens allgemeine Veränderungen zeigen. Diese Prophezeihungen wurden von einer Anzahl der wundervollsten Ereignisse in ganz Europa unterstützt. In Frankreich erbebte die Erde längst der Loire hin, und in der Normandie: auf dem Meer wütheten 6 Monate lang Stürme, die dem Himmel und der Erde den Untergang zu drohen schienen: in der Luft zeigten sich viele feurige Erscheinungen: am 24 Januar verbreitete sich über Paris ein solcher dichter Nebel, daß man mit dem besten Gesicht am vollen Mittag nichts sahe, wenn man sich nicht eines Lichts bediente. Diese Wunder schienen Vorbedeutungen von denen bald darauf erfolgten Begebenheiten gewesen zu seyn: nemlich von dem Tod des Prinzen von Kondé, der Belagerung der Stadt Paris, der Zerrüttung des ganzen Reichs, der Ermordung der Guisen, und endlich dem Königsmord, der an Heinrich III. begangen wurde.

Der Prinz von Kondé starb in dem Monat März zu St. Jean d'Angeli, wo er sich damals aufhielt. Unerachtet zwischen ihm und dem König von Navarra eine geheime Eifersucht Statt fand, wodurch die Hugenotten in zwo Parthien getheilt wurden, so gieng doch dieser Verlust unserem Heinrich sehr nahe. Er verschloß sich mit dem Grafen von Soissons in ein Zimmer, und hier hörte man ihn laut weinen, und in die Worte ausbrechen: ich habe meinen rechten

stirn verlohren. Da der Schmerz nach und nach verschwand, so beseelte ihn sein voriger Muth wieder: er verließ sich ganz auf die Fürsehung Gottes, und sagte einst mit einem Herzen voll christlichen Vertrauens: Gott ist meine Hülfe und mein Trost; auf ihn allein kann ich mich verlassen: er bleibt ewig mein Gott.

Der Tod des Prinzen von Kondé war wirklich ein grosser Verlust für ihn: von jezt an mußte er den Gang seiner Geschäfte allein leiten, ohne von jemand unterstüzt zu werden: nun war er den Nachstellungen der Ligue um so mehr bloß gestellt, denn wenn ihr ein ähnliches Unternehmen gegen seine Person gelang, so war sie wegen allen ihren Angelegenheiten sicher. Er hatte also Ursache genug, auf ihre Unternehmungen aufmerksam zu seyn, wenn schon der Herzog von Guise groß genug war, um solche Abscheulichkeiten während seinem ganzen Leben zu verachten, und nicht zu gestatten.

Die Dreustigkeit der Ligue nahm mit dem Tode dieses Prinzen unglaublich zu; sie überließ sich der ausschweifendsten Freude, und wollte diesen Todes-Fall als eine Wirkung der strafenden Gerechtigkeit Gottes und des Bannstrahles betrachtet wissen. Die Hugenotten hingegen waren äusserst bestürzt darüber, weil sie sahen, daß sie in ihm ihren festesten Vertheidiger verlohren hatten, der am meisten von ihrer Re-

ligion überzeugt war, was sie von dem König von Navarra nicht glaubten. Daher war die Verwirrung und die Unordnung so groß unter ihnen, daß es schien, wenn man diesen Zeitpunkt benuzt hätte, um sie noch mehr zu drängen, so hätte man sie bald ganz unterdrüken können. Der König haßte sie aufs bitterste, und hätte daher ihren Untergang sehr gewünscht; doch wollte er es immer so einrichten, daß sich der Herzog von Guise nicht nur nicht auf ihren Trümmern erheben könnte; sondern mit ihnen zugleich fallen müßte. Die Gesinnungen des Königs waren dem Herzog nicht unbekannt; es drang immer in den König, er solle seine Kriegsmacht vermehren, um die Vertilgung der Hugenotten ausführen zu können: denn er hofte den König von Navarra mit den Hugenotten zugleich zu unterdrüken.

Der Herzog hatte vor Heinrich III. den Vorzug, daß er sich die Liebe des Volks vorzüglich durch zwei Mittel zu erwerben gewußt hatte. Das erste war, daß er sich den neuen Auflagen widersezte; das zweite, daß er den Günstlingen immer wehe zu thun suchte, und ihnen nie nachgab. Die entgegengesezte Handlungs-Art hatte dem König den größten Haß zugezogen, und so gar einige seiner Diener von ihm entfernt.

Nur ein Beispiel hievon.

Der König hatte in seinem Staats-Rath zween

sehr angesehene Männer, Peter von Espinak, Erzbischof von Lyon, und den Staats-Sekretär Villeroy. Der Herzog von Espernon, ein stolzer, hochmüthiger Mann, behandelte sie etwas verächtlich. Erbittert hierüber giengen sie zur Parthie des Herzogs von Guise über, unerachtet sie wahrscheinlich dem König und dem Reich im Herzen ergeben blieben, wie man diß nachher, besonders an dem Staats-Sekretär Villeroy bemerkte.

Indessen überließ sich Heinrich III. seiner gewöhnlichen Verschwendung, seinem verhaßten Luxus, und machte sich durch sein unthätiges Zurükziehen verächtlich. Er brachte seine Zeit mit Tanzen; mit Possen, die er mit einer grossen Anzahl kleiner Hunde hatte; mit dem Unterricht seiner Papageien, endlich auch mit Ausschneiden kleiner Bilderchen, kurz eben mit Beschäftigungen zu, die einem Kind besser angestanden hätten, als einem König.

Nicht so der Herzog von Guise: er suchte sich immer neue Freunde zu machen; die alte zu erhalten; dem Volk gefällig zu seyn; war bei den Geistlichen der heftigste Eiferer; nahm die Vertheidigung aller derer, die man drüken wollte, auf sich; erschien immer in der Pracht und der Würde eines Fürsten, ohne den geringsten Stolz zu zeigen. Ganz Paris war für ihn eingenommen: nur die Mitglieder des Parlements, und die meiste übrige Offiziere liessen sich

ja gerne alles vorgefallene verzeihen, wenn nur jezt wieder alle zu ihrer Pflicht zurükkehren wollen: er wolle ja gewiß recht sorgfältig darauf bedacht seyn, daß sein Reich in bessern Zustand gesezt werde, und daß man die Stände gegen Ende des Jahrs versammle; wo man ihm denn einen katholischen Nachfolger von königlichem Geblüt geben könne: er wolle gewiß alle Verordnungen der Stände heilig beobachten: nur sollen sie doch frei, und ohne vorher Parthie genommen zu haben, zusammen kommen; und seine Unterthanen sollen doch jezt die Waffen niederlegen.

Hierzu war der Herzog von Guise nicht zu bewegen, denn er befürchtete, er möchte sich der Willkühr seiner Feinde, besonders des Herzogs von Espernon, Preis geben, wenn er sich nicht mehr beschüzen könnte. Er ermunterte daher die Einwohner von Paris, durch eine feierliche Gesandtschaft die Fortsezung des Kriegs wider die Hugenotten, und die Verbannung des Herzogs von Espernon zu verlangen. Nach einem geringen Widerstand bewilligte der König beides. Er ließ von dem Parlement einen für die Ligue sehr vortheilhaften, gegen die Hugenotten aber höchst grausamen Befehl einregistriren; beurlaubte auch den Herzog von Espernon, der sich dann in sein Gouvernement Angoumois begab.

Nachher kam der Herzog von Guise zu dem König nach Chartres, (die Königin Mutter hatte ihm

Sicherheit versprochen) er versicherte ihn seiner Treue, und erhielt alle Zeichen von der Gnade des Königs, die er sich nur immer wünschen konnte, so gar, daß ihn der König zum ersten Vorsteher der französischen Gensd'armes machte.

Nach und nach gewann nun die Ligue in allen Provinzen diesseits der Loire die Oberhand und die Abgeordnete zur Stände-Versammlung wurden nach ihrem Gefallen ernannt. Im Monat November versammelten sich die Stände in der Stadt Blois. Ich habe aber gar nicht Lust, alle die Kabalen, die hier gespielt wurden, zu erzählen. Der Ausgang belehrte den König, daß man sich verschworen hatte, ihn abzusezen. Daher ließ er den Herzog von Guise und seinen Bruder den Kardinal auf dem Schloß ermorden, und behielt den Kardinal von Bourbon, den Erzbischof von Lyon, den Prinzen von Joinville, der sich seit dem Tode seines Vaters Herzog von Guise nannte, und den Herzog von Nemours, einen Mutter-Bruder des erstgenannten Herzogs als Gefangene bei sich.

Die Königin Mutter, auf deren Wort die Guisen sich Sicherheit versprochen hatten, wurde durch die Vorwürfe, die man ihr machte, und durch die Verachtung, die ihr der König, ihr Sohn, bewies, weil er sie jezt nicht mehr nöthig zu haben glaubte, so gekränkt, daß der Schmerz und Aerger sie nur noch

wenige Tage leben lieſſen, und ſie ſtarb, von niemand, ſelbſt von ihrem Sohn nicht bedaurt, vielmehr von allen Parthien gehaßt.

Wenn es irgend eine zweideutige und räthſelhafte Handlung gab, ſo war es der von dem König veranſtaltete Mord der Guiſen. Die Diener des Königs behaupteten, er ſeie durch die äuſſerſte Vermeſſenheit der Guiſen dazu genöthiget worden; wäre er ihnen nicht zuvor gekommen, ſo hätten ſie ihm die Tonſur gegeben, und ihn in ein Kloſter geſtekt. Aber die Geringſchäzung des Königs, die allgemeine Achtung, in der dieſe Prinzen ſtanden, und einige andere gehäſſige Umſtände lieſſen dieſen Mord ſelbſt in den Augen der Hugenotten, als eine Abſcheulichkeit erſcheinen, und die leztere fanden zwiſchen dieſem Mord und dem Blutbad in der Bartholomäus-Nacht einige Aehnlichkeit.

Unſer Heinrich erwählte bei dieſem Vorfall ſehr klug die Mittelſtraſſe: er beklagte den Tod der Guiſen, und ließ ihrer Tapferkeit Gerechtigkeit wiederfahren: aber er geſtand auch, der König habe mächtige Beweggründe gehabt, ſie ſo zu behandeln. Gottes Gerichte ſeien mächtig; Gottes Gnade gegen ihn bewundernswürdig: er räche ihn an ſeinen Feinden, ohne daß er ſein Gewiſſen mit Blutſchulden beladen, oder ſeine Hände mit dem Blut ſeiner Feinde hätte befleken dürfen; oft hätten ihm gewiſſe Edel-

leute sich erboten, ihren festen Entschluß, den Herzog von Guise zu ermorden, auszuführen: er habe aber immer erklärt, er verabscheue solche Vorstellungen; er werde sie nicht mehr für seine Freunde, nicht mehr für ehrliche Leute halten, wenn sie nur noch einmal daran dächten.

Seine Räthe versammelten sich wegen dieser wichtigen Neuigkeit, und fanden, daß Heinrich in dem Gang seiner Angelegenheiten nichts zu ändern hätte. Heinrich III. durfte ihm ohnehin, wenn er auch selbst gewollt hätte, vor einigen Monaten noch keine Friedensvorschläge thun: denn sonst hätte man leicht glauben können, er habe die Guisen ermorden lassen, um sich den Hugenotten gefällig zu beweisen: er sezte daher den Krieg fort, und nahm einige Pläze weg.

Endlich veränderten sich die Umstände (1589. so sehr, daß der König von Navarra in die Mitte von Frankreich eindringen, und sogar an den Hof kommen konnte, ein Plaz, der für unsern Heinrich der wünschenswürdigste seyn mußte.

Nach dem Mord der Guisen beschäftigte sich Heinrich III. damit, die Akten der Stände-Versammlung zu Blois durchzusehen; anstatt ein Pferd zu besteigen, und sich in denjenigen Gegenden, wo seine Gegenwart am unentbehrlichsten war, zu zeigen. Die Ligue, bestürzt über einen so unvermutheten Vorfall, wie der Mord der Guisen war, fieng eben erst wieder

an, Muth zu fassen. Der Besiz grosser Städte, und vorzüglich der Stadt Paris, die mit diesem Gift mehr als andere angestekt war, hatte ihnen Gelegenheit verschaft, sich von ihrer Bestürzung zu erholen: ihre Furcht gieng in Mitleiden mit den Guisen, ihr Mitleiden in Wuth über. Die Sechszehner erwählten zu Paris den Herzog von Aumale zu ihrem Anführer; die Prediger und übrige Geistliche bewiesen die schrecklichste Ausgelassenheit gegen den König; der Pöbel rieß das Wappen desselben herab, wo er es entdekte, und trat es in Koth; und das Parlement, das sich dieser Wuth widersezen wollte, ward durch die Bemühungen eines unbedeutenden Prokurators, der aber bei den Sechszehnern in grossem Ansehen stand, (Bussi le Klerk hieß er) in die Bastille eingeschlossen. Um frei zu werden mußten die Mitglieder der Ligue schwören. Mehrere derselben fuhren nach ihrer Befreiung fort, zu Paris ihre Sizungen zu halten: die übrigen schliechen sich nach und nach weg, und suchten den König auf, der denn das Parlement nach Tours verlegte, wo es seine Versammlungen fortsezte, bis es endlich im Jahr 1594. wieder nach Paris verlegt wurde. Diese bewiesen ohne Zweifel die gröste Treue gegen ihren König: diejenige hingegen, welche zu Paris geblieben waren, leisteten dadurch dem Könige bei weitem einen grösseren Dienst, wie ich am gehörigen Ort erzählen werde.

Die Wittwe des Herzogs von Guise übergab diesen eine Schrift, worinn sie den Tod ihres Gemahls anzeigte, und zugleich bat, eine Kommission zu ernennen, vor welcher denjenigen, die dieses Mords überführt würden, der Prozeß gemacht werden könnte. Sie erhielt von dem GeneralProkurator einige günstige Schlüsse, und man gieng in dieser Sache so weit, daß man so gar die Person Heinrichs III. nicht verschonte. Wie man aber endlich entschieden habe, kann ich nicht sagen, denn die hieher gehörige Blätter wurden aus den Parlements-Büchern ausgerissen, als Heinrich der Grosse nach Paris zurükkam.

Verabscheuungswürdig sind allerdings solche Empörungen gegen seinen Souverain. Indessen können doch dergleichen Beispiele einen Fürsten belehren, daß der Gehorsam, den man ihm beweise, seine Macht mag nun übrigens auch noch so groß seyn, doch eben von der eigensinnigen Laune seines Volks abhange; daß er also sein Betragen also einrichten müsse, daß er sich dadurch bei seinem Volk nicht verhaßt mache. Haben doch die Menschen Dreistigkeit genug, Gott zu lästern, warum sollten sie es denn nicht wagen, sich gegen ihre Könige zu empören?

Während diesen Zwischenhandlungen erfuhr Heinrich III. daß der Pabst Sixt V. ihn wegen dem Mord des Kardinals von Guise in den Bann gethan habe.

Das Feuer, das Heinrich angezündet hatte, durchlief plözlich das ganze Königreich. Der Herzog von Maienne, der sich eben zu Lyon zum Krieg wider die Hugenotten in der Provinz Dauphine rüstete, erhielt hievon durch einen Kourier seines Sekretärs Roissieu, welcher noch vor dem des Königes ankam, Nachricht. Er gieng sogleich in sein Gouvernement Burgund, versicherte sich der Stadt und der Provinz Dyon: eilte nach Champagne, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde; von da nach Orleans, denn auch die Einwohner dieser Provinz hatten sich empört; von Orleans nach Chartres, und auch hier gab seine Ankunft zu einer Empörung Veranlassung; und endlich kam er nach Paris. Die Sechszehner und ihre Freunde riethen ihm, er solle den Königs-Titel annehmen, den sie ihm durch den Rath, den die Ligue errichtet hatte, geben lassen wollten: allein er schlug es aus, und begnügte sich mit dem Titel: General-Lieutenant des Staats, und der Krone Frankreichs, den er nur dann hätte annehmen können, wenn der Thron erledigt gewesen wäre. Man zerbrach das königliche Siegel, und ließ ein anderes stechen, auf dessen einer Seite das französische Wappen, und auf der anderen ein unbesezter Thron abgebildet war. Rings um dasselbe her war der Name und Charakter des Herzogs von Maienne in folgenden Worten eingegraben: Karl, Herzog von Maien-

ne, Lieutenant des Staats und der Krone Frankreichs.

Jezt nahm ganz Frankreich Parthie; und beinahe alle Städte und Provinzen des Reichs traten auf die Seite des Herzogs von Maienne: der König war in Gefahr, zu Blois eingeschlossen zu werden, und begab sich deswegen nach Tours. Sich gegen diese ausserordentliche Gefahr, in die er verwikelt war, zu beschüzen, hatte er nur noch das einige Mittel, den König von Navarra mit seinen 5 oder 6000 alten und ihm sehr ergebenen Soldaten herbeizurufen. Er kam ungerne daran, weil man ihn deswegen für einen Beschüzer der Kezer halten konnte; weil man sodann einen Grund hatte, ihn zu beschuldigen, er brechs die Gesezze gegen die Hugenotten, die er in der Versammlung der Stände zu Blois so feierlich beschworen hatte. Er versuchte daher alle Mittel, den Herzog von Maienne zu besänftigen, und wollte ihm die vortheilhafteste Bedingungen zugestehen. Aber wie kann der Herzog, sagten die Liguisten, den Versicherungen des Königs trauen, da er seine Brüder ermorden ließ, denen er nicht weniger versprochen hatte? Dadurch nun, daß der Herzog sich schlechterdings auf keine Bedingungen einließ, ward Heinrich III. genöthiget, sich an den König von Navarra zu wenden.

Dieser Fürst suchte vor allen Dingen einen Ueber-

gang über die Loire zu gewinnen. Man übergab ihm die Stadt Saumur, über die er Plessis Mornay zum Gouverneur machte; dieser befestigte das Schloß, und machte die Stadt zum Hauptplaz der Hugenotten. Von hier aus näherte er sich Tours: hier wurde er durch das Mißtrauen, das seine älteste Offiziere in Heinrich III. sezten, einige Zeit abgehalten, sich zu dem König zu begeben: denn sie befürchteten, zu einer Zeit, zu welcher eine Verrätherei für diesen etwas beinahe unentbehrliches war, wenn er sich aus dem Labyrinth, in das ihn die Handlung zu Blois gestürzt hatte, wieder retten wollte, möchte er seinen Ablaß zu Rom auch mit dem Leben des Königs von Navarra erkauft haben, nicht zu theuer finden.

Zwar drangen der Herzog von Espernon, der jezt wieder an den Hof gekommen war, um seinem unglüklichen Herrn zu dienen, und der Marschall von Aumont sehr in ihn, sich zu beeilen, zwar waren sie bereit, ihr Ehrenwort für die Sicherheit des Königs von Navarra zu verbürgen: allein seine Freunde wollten es doch nie zugeben, daß er sich einem Prinzen anvertrauen sollte, dem, wie sie glaubten, so wenig zu trauen war. In der That war auch ihre Furcht nicht ungegründet, und unser Heinrich war ohne Zweifel eben so wenig frei davon, als sie. Weil er aber wohl sahe, daß er Frankreich retten, seinem König dienen könnte, und nun Gelegenheit habe, die

Krone, die er einst zu tragen hofte, zu vertheidigen, so entschloß er sich, alles zu wagen, und sich ganz dem obersten Beschüzer aller Könige zu überlassen.

Die Stadt Tours liegt wie auf einer Insel, etwas oberhalb dem Plaz, wo sich der Fluß Cher mit der Loire vereinigt, da sie vorher drei, oder vier Meilen neben einander strömen. Nun wollten die Freunde des Königs von Navarra nicht zugeben, daß er sich zwischen diesen beiden Flüssen mit Heinrich III. einlassen sollte, sondern sie wollten die Unterredung jenseits des Cher-Flusses angestellt wissen. Allein unser Heinrich, der beinahe allein anderer Meinung war, drang durch. Doch um sie zu befriedigen, gab er endlich so weit nach, daß die Zusammenkunft an dem Ufer des Flusses angestellt werden mußte, und daß er einige Offiziere vorangehen ließ, als wenn diese erst die Furth untersuchen müßten. Er folgte ihnen, und kam Nachmittags um 3 Uhr zu Plessis les Tours in seinem beschmuzten und durch den Küraß ganz abgenuzten Kriegskleid an. Er allein bediente sich eines Mantels, da hingegen alle seine Leute nur ein Wams trugen, und so jeden Augenblik bereit waren, die Waffen anzulegen, um zu beweisen, daß sie nicht gekommen seien, um ihre Aufwartung zu machen, sondern um Dienste zu thun.

Er begab sich nun zu dem König, der eben dem Abend-Gottesdienst bei den Minimes beiwohnte. Der

Zulauf des Volks war so groß, daß sie sich lange in einem steinernen Gang befanden, ehe sie zusammen kommen konnten. Da unser Heinrich noch drei Schritte von dem König von Frankreich entfernt war, fiel er ihm zu Füssen, und wollte sie ihm küssen: aber Heinrich III. gab es nicht zu, hob ihn auf, und umarmte ihn zärtlich. Sie wiederholten ihre Umarmung drei oder viermal: Heinrich III. nannte den König von Navarra seinen lieben Bruder, und dieser jenen den König seinen Herrn. Nun erschallte das Freuden-Geschrei: es lebe der König! das man schon so lange nicht mehr gehört hatte, wie wenn die Ankunft unsers Heinrichs dem Volk wieder Liebe für seinen König ins Herz gepflanzt hätte, da sie vorher ganz erloschen zu seyn schien.

Da die beiden Könige eine Zeit lang bei einander gewesen waren, so gieng unser Heinrich wieder über den Fluß zurük, und nahm seinen Aufenthalt in der Vorstadt St. Simphorien. Diß hatte er seinen alten Freunden versprechen müssen, die immer befürchteten, man stelle ihm nach. Er hingegen folgte ganz andern Beweggründen, und hatte den edlen Grundsaz, man müsse sein Leben nicht schonen, wenn man etwas gewinnen könne, das für einen muthigen Mann bei weitem kostbarer seie. Er stand daher den folgenden Tag früh um 6 Uhr auf, und gieng, ohne sich an die Erinnerung der Seinigen zu kehren, begleitet von

einem einigen Pagen über die Brüke, um dem König einen Morgen-Gruß zu geben. Sie kamen zwei oder dreimal zusammen, und unser Heinrich gab immer grosse Beweise von seinen Fähigkeiten und seiner Beurtheilungskraft. Ihr Entschluß im Ganzen war dieser: sie wollten eine mächtige Armee aufbringen, um Paris angreifen zu können, wo immer der Sammelplaz der Ligue war, von wo aus auch alle andere aufgemuntert wurden. Dieser Entschluß war deswegen nicht schwer auszuführen, weil der König grosse Werbungen in der Schweiz hatte, wohin er eben deswegen einen gewissen Sancy schikte. Und dann war auch zu hoffen, daß sich, sobald es bekannt werden würde, man wolle Paris belagern, eine grosse Anzahl Soldaten und Ebentheurer in der Hofnung, reiche Beute zu machen, einfinden werde.

Nach zween Tagen, welche diese beide Könige bei einander zugebracht hatten, begab sich der König von Navarra nach Chinon, um diejenige seiner Truppen vorrüken zu lassen, die sich immer noch weigerten, sich mit katholischen Soldaten zu vereinigen.

Während seiner Abwesenheit hatte der Herzog von Maienne den Feldzug bereits eröfnet: er hatte einen Anschlag auf die Vorstadt von Tours, und hofte, durch das Verständniß, in welchem er mit einigen Bewohnern der Stadt stand, die Stadt und den König in seine Hände zu bekommen. Der Streit war sehr

CIRCULATING LIBRARY.

blutig, und der Anschlag wäre dem Herzog beinahe gelungen: allein er gab gleich nach den ersten Versuchen alle Hofnung auf, und zog in möglichster Stille ab.

Heinrich III. hatte jezt seine Armee unglaublich vergrössert, und gieng nun, in Verbindung mit dem König von Navarra auf Orleans los; sie bemächtigten sich alsbald aller kleinen Pläze in der Gegend, zogen von da nach Beauce, und wandten sich plözlich nach Paris. Alle Pläze in dieser Gegend z. B. Poissy, Estampes und Meulan wurden entweder bestürmt, oder mußten sich auf Bedingungen ergeben. Zu ihrer Sicherheit verlangten sie gewöhnlich nichts weiter, als das Ehrenwort des Königs von Navarra, dem sie mehr trauten, als allen schriftlichen Versicherungen Heinrichs III. Denn jener machte sichs immer zur Pflicht, sein Wort zu halten, auch wenn es sein Nachtheil war.

Man bedenke einmal den verschiedenen Zustand, in den sich diese beide Könige durch ihr freilich eben so verschiedenes Betragen versezt sahen. Der eine, der oft treulos gehandelt hatte, ward nun von seinen Unterthanen verlassen, und die heiligste Eide, die er schwur, fanden keinen Glauben unter ihnen. Der andere, der immer sein Wort genau hielt, ward selbst von seinen grösten Feinden zurükgerufen. Bei jeder Gelegenheit gab er Proben von seinem Muth, seiner

Erfahrung im Krieg, seiner Klugheit, und seiner edlen Neigung, Gutes zu thun, und sich die ganze Welt verbindlich zu machen. Immer sahe man ihn an den gefährlichsten Plätzen beschäftigt, wie er den Soldaten Muth einsprach, die Weichende zurükhielt, die Verwundete tröstete, und ihnen Geld austheilte. Er bemerkte alles, untersuchte alles, und wollte sogar mit seinen Feld-Marschallen das Lager für seine Armee ausstekken: er bemerkte genau, was in der Armee Heinrichs III. vorgieng; wenn er hier Fehler bemerkte, so sagte er es oft nicht, um nicht diejenige zu beleidigen, die sie gemacht hatten: wenn es aber nothwendig war, sie zu ahnden, so that er es mit so vieler Vorsicht, daß es niemand übel nehmen konnte. Gerne lobte er, was zu loben war, war liebreich, und gefällig gegen alle, die sich ihm näherten. Er besprach sich mit seinen Soldaten, wenn es die Zeit erlaubte, oder gab ihnen wenigstens irgend ein freundliches Wort, so, daß sie immer befriedigt von ihm giengen. Er fürchtete nicht zu bekannt mit ihnen zu werden, weil er wohl wußte, daß man ihn um so mehr schäzen werde, je genauer man ihn kennen lerne.

Kurz, er betrug sich immer so, daß er aller Herzen gewan, und daß jeder seiner Freunde bereit gewesen wäre, für ihn zu sterben.

Paris ward jezt eingeschlossen, Heinrich III. wohnte zu St. Klou und unser Heinrich zu Meudon.

47748c

Ihre Heere aber lagen von Vanvres bis an die Brüke von Charenton. Sancy war jezt mit den Soldaten, die er in der Schweiz geworben hatte, angekommen, und man fieng schon an, Befehle zu einem Hauptsturm auf die Vorstädte diſſeits der Seine zu geben. Der Herzog von Maienne, der ſich mit ſeinen Truppen in der Stadt befand, und diejenige, welche ihm der Herzog von Nemours zuführen ſollte, erwartete, war ſchon in der äuſſerſten Verzweiflung über dem fürchterlichen Ungewitter, das nun aufzog; als eben ein junger Jakobiner aus ſeinem Kloſter zu Paris, Jakob Klemens, den teufliſchen Entſchluß ausführte, dem König Heinrich III. einen Dolch in den Leib zu ſtoſſen, woran denn dieſer den folgenden Tag ſtarb. Wäre dieſer ſchwärmeriſche Mönch nicht ſogleich auf dem Felde niedergeſtoſſen worden, man hätte vielleicht noch Dinge entdekt, die man bis jezt noch nicht weiß.

Von dieſem traurigen Zufall und der Gefahr, in der ſich der König befand, bekam unſer Heinrich erſt gegen Abend ſehr ſpät Nachricht, und begab ſich ſogleich zu ihm, begleitet von 25 bis 30 Edelleuten. Er kam an, kaum ehe der König ſtarb, warf ſich auf die Kniee, um die Hände des Königs zu küſſen, und wurde ſo zum leztenmal von ihm umarmt. Der König nannte ihn noch öfters ſeinen lieben Bruder, und ſeinen rechtmäſſigen Nachfolger; empfahl ihm das Reich; und ermahnte die Groſſen, die gegenwär-

tig waren, Heinrich als König zu erkennen und einig zu bleiben. Eben hatte er unsern Heinrich noch beschworen, die katholische Religion anzunehmen, als er verschied, und seine Armee in einer Verwirrung und Bestürzung verließ, die sich nicht beschreiben läßt; alle Generale und Offiziere waren unentschlossen, handelten einander entgegen, bloß nach ihren Launen, Einfällen und Vortheilen.

Lebensgeschichte Heinrichs des Grossen.

Zweiter Theil.

Von dem Zeitpunkt an, da er zur Regierung Frankreichs gelangte, bis auf den Frieden, der zu Vervin im Jahr 1598. geschlossen wurde.

Mit dem Tode Heinrichs III. veränderte (1589. sich die Lage der Sachen völlig. Auf einmal überließen sich nun Paris, die Ligue, und der Herzog von Maienne, so traurig ihre Lage noch kaum vorher ge-

wesen war, der ausschweifendsten Freude: da hingegen die Anhänger des verstorbenen Königs, welche die Hofnung sich gerochen zu sehen schon so ganz nahe geglaubt hatten, nun in die äusserste Bestürzung geriethen.

Der Fürst, welcher der immerwährende Gegenstand des Hasses seiner Unterthanen gewesen war, war jezt nicht mehr, und nun schien sich dieser Haß ganz zu verlieren, mit ihm aber zugleich auch die Hize der Ligue. Indessen glaubten nun aber auch die Urheber der Ligue, und nicht nur sie, sondern auch noch viele andere, die es für ein Verbrechen gehalten hatten, sich gegen Heinrich III. ihren rechtmässigen, der katholischen Religion ergebenen König, zu verbinden, ihr Gewissen verpflichte sie, sich unserem Heinrich wenigstens so lang zu widersezen, bis er in die katholische Kirche zurükgetreten seyn würde, eine Bedingung, die nach ihrer Meinung von einem Nachfolger Karls des Grossen und Ludwigs des Heiligen schlechterdings erfüllt werden mußte. So wie sich also die Hize der Ligue, in so fern sie von dem Haß gegen Heinrich III. genährt worden war, nach und nach verlohr, so wurde sie nun aus einem anderen eben so scheinbaren Grund, aus Eifer für die Religion, aufs neue rege, und dieser Vorwand konnte desto sicherer dazu benuzt werden, den Krieg gegen unsern Heinrich fortzusezen, weil dieser Hugenot war.

Es war schwer zu bestimmen, ob der Zeitpunkt, in welchen jener unselige Königsmord fiel, für unsern Heinrich vortheilhaft seie, oder nicht. Auf der einen Seite schien es, die göttliche Fürsehung habe ihn gerade deswegen von dem äussersten Ende des Königreichs, wohin er verbannt zu seyn schien, gleichsam an der Hand auf einen vorzüglicheren Schauplaz geführt, damit ganz Paris seine Rechtschaffenheit und Güte mit eigenen Augen sehen, damit er das Recht der Erbfolge auf einem Thron ausüben könnte, zu dem man ihn wohl nicht berufen haben würde, wenn er sich nicht selbst eingefunden hätte. Betrachtete man hingegen auf der andern Seite die Menge seiner mächtigen Feinde, die bereit waren, ihn niederzudrüken, seine kleine Geldsummen, seine eben nicht zahlreiche Armee, die Hinderniſſe, die sich ihm von Seiten der Religion entgegen stellten, und noch tausend andere Schwierigkeiten, so konnte man nicht mit Gewißheit sagen, ob ihm die Krone zugefallen seie, damit er Gebrauch davon machen könne, oder ob sie ihm zu Theil worden seie, um sein Haupt zu zerschmettern. Man hatte vollen Grund zu sagen, wenn er sich auch durch die Lage der Dinge erheben sollte, so würde er wenigstens auf einem wankenden Thron an einem steilen Abhang sizen.

Schon in den lezten Augenbliken Heinrichs III. berathschlagte sich unser Heinrich in der nehmlichen

Wohnung mit mehreren, die er für seine getreueste Freunde hielt, aber freilich in einer sehr stürmischen Gemüths-Verfassung.

So bald er sahe, daß Heinrich III. gestorben war, begab er sich in seine Wohnung nach Meudon zurük, und legte ein dunkelblaues Trauerkleid an. Ein grosser Theil des Adels wartete ihm theils aus Neugierde, theils aus Liebe zu ihm auf: die Hugenotten mit den Truppen, die sie ihm zugeführt hatten, huldigten ihm sogleich, aber ihre Anzahl war sehr klein. Einige Katholiken, z. B. der Marschall von Aumont, Givry, und Humieres schwuren ihm von freien Stüken ohne alle Einschränkung, Treue bis an den Tod. Der gröβte Theil der übrigen aber ward entweder von ihm abwendig gemacht, oder war selbst übel mit ihm zufrieden, oder glaubte endlich einen schiklichen Zeitpunkt gefunden zu haben, wo er seine Freundschaft theuer genug verkaufen könnte. Diese hielten jezt ihre besondere kleine Zusammenkünfte, wo sie eine Menge sonderbarer Entwürfe ausbrüteten.

Jeder von ihnen nahm sich vor, sich zum Herrn einer Stadt, oder einer Provinz zu machen, wie es die Gouverneure unter den unmächtigen Nachkommen Karls des Grossen gemacht hatten. Der Marschall von Biron wollte die Grafschaft Perigord haben: und er lieβ diesen Wunsch, um die Gewährung desselben gewiß zu erhalten, unserem Heinrich durch Sancy

vortragen. Diese Bitte sezte den König in grosse Verlegenheit: schlug er sie ab, so reizte er den Marschall: gewährte er sie, so öfnete er allen übrigen den Weg, das Nemliche zu verlangen, und war genöthiget, das Reich zu verstükeln. Nur sein Verstand konnte ihn aus dieser zweideutigen Lage retten. Er gab Sancy den Auftrag, den Marschall seiner Gewogenheit zu versichern, und daß er es nicht vergessen werde, ihm hievon selbst zu einer andern Zeit alle die Thatbeweise zu geben, die ein guter Unterthan von seinem Fürsten erwarten könne; zugleich aber wußte er ihm so viele mächtige Beweggründe vorzulegen, warum er ihm diese Bitte nicht bewilligen könne, daß er Sancy selbst zuerst überzeugte, und so denn dieser das Nemliche über Biron vermochte. Biron entsagte nun selbst seinem Wunsch, schwur aber, er wolle es nicht zugeben, daß irgend einem andern ein Stük von Frankreich zu Theil werden solle.

Heinrichs Gründe müssen ohne Zweifel sehr mächtig gewesen seyn, daß sie ihn so gut aus seiner Verlegenheit retteten: daß sie solche einsichtevolle Männer bei solchen wichtigen Vorfällen zu Entschlüssen gegen ihre eigene Vortheile leiten konnten.

Biron war also gewonnen, und vereinigte sich nun mit Sancy, um sich der Schweizer zu versichern, die dieser dem verstorbenen König zugeführt hatte; die aber alle aus den katholischen Kantons waren, und

deswegen Bedenken trugen, für einen reformirten Prinzen, besonders noch ehe sie neue Befehle von ihren Oberen hatten, zu fechten; schwerer noch als diese, waren die französische Truppen des verstorbenen Königs zu gewinnen; von den Offizieren, die sie anführten, oder von welchen die Generäle abhiengen, hatte jeder seine eigene Absicht; der eine wünschte diß, der andere jenes; jeder folgte seinem Interesse, oder seinem Eigensinn.

Die 6 Prinzen aus dem Hause Bourbon, nemlich der alte Kardinal von Bourbon, der Kardinal von Vendome, der Graf von Soissons, der Prinz von Konti, der Herzog von Montpensier, und sein Sohn, der Prinz von Dombes, die unsern Heinrich am mächtigsten hätten unterstüzen sollen, machten ihm die meiste Unruhe; denn jeder von ihnen machte eine besondere Foderung, deren jede für Heinrich ein neues Hinderniß war.

Mehrere Grosse, die sich bei der Armee befanden, waren ebenfalls nicht ganz für Heinrich: besonders Heinrich, Großprior von Frankreich, ein natürlicher Sohn Karls IX, nachher Graf von Auvergne, und Herzog von Angoulême, der Herzog von Espernon und Termes-Bellegarde. Diese hatten ehemals befürchtet, Heinrich möchte sie um die Gunst ihres Herrn bringen, und waren ihm deswegen verschiedenemale übel begegnet.

Auch am Hof waren ihm z. B. Franz von O, Manou des vorigen Bruder, Chateau-Vieux und mehrere andere nicht günstig. Sie wußten nemlich, daß Heinrich ihre schändliche Ausschweifungen verabscheue, daß er zu sparsam seie, als daß er Lust haben könnte, seine Einkünfte ihrer Schwelgerei aufzuopfern. Indessen hielten sie es doch für besser, sich für Heinrich zu erklären, aber unter Bedingungen, durch die er eingeschränkt und von ihnen einigermassen abhängig gemacht würde.

Sie versammelten daher einen Theil des Adels bei Franz von O, einem wollüstigen, verschwenderischen und eben deswegen nicht sehr gewissenhaften Mann, der aber nun den Gewissenhaften machte, um sich nothwendig zu machen, und hier beschlossen sie, den nicht als König zu erkennen, der der katholischen Religion nicht zugethan wäre. Franz von O wußte noch einige von dem geringeren Adel mit sich zu verbinden, und hatte die Unverschämtheit, den Schluß dieser Versammlung dem König vorzulegen, wobei er zugleich in einer sehr studirten Rede den König zur Rükkehr in die katholische Kirche zu bewegen suchte. Allein der König, der nun bereits grössere Gefahren überstanden hatte, antwortete ihm ebenso herablassend, als ernsthaft, eben so nachdrüklich als gemässigt, wieß sie mit vieler Standhaftigkeit,

aber ohne alle Unhöflichkeit ab, und erklärte ihnen, daß er zwar sehr wünsche, sie zu erhalten, im Fall der Noth aber eben auch kein grosses Bedenken tragen würde, sie ihrem Unglük zu überlassen.

Einige Stunden nachher hielt der Adel nach einigen kleineren Zusammenkünften eine grössere bei Franz von Luxemburg, Herzog von Piney. Hier wurden mehrere Vorschläge gemacht, bis endlich die Herzoge von Montpensier und Piney die Versammelten so zu stimmen wußten, daß sich selbst die Hartnäkigste im folgenden Schluß vereinigten: sie wollen Heinrich als ihren König anerkennen, 1) wenn er sich sechs Monate lang in ihrer Religion unterrichten lassen wolle, denn man sezte voraus, daß dieser Unterricht seine Rükkehr in die katholische Kirche bewirken müsse: 2) wenn er der katholischen Religion allein freie Ausübung gestatten, und 3) keinem Hugenotten ein Amt, oder eine Versorgung geben wolle. 4) Wenn er gestatten würde, daß der versammelte Adel den Papst durch Gesandte belehre, und ihm seine Gründe anzeige, warum er sich einem Prinzen unterwerfe, der sich von der römischen Kirche getrennt habe.

Der Herzog von Piney ließ diesen Entschluß dem König übergeben. Dieser dankte ihnen für ihren Eifer für den Staat, und für ihre Liebe, die sie gegen ihn zeigen; er versicherte sie, daß er lieber sterben, als die Freundschaft, die sie für ihn hätten,

vergessen werde, und bewilligte ihnen gerne alle die verlangten Punkte, nur den zweiten ausgenommen. Dagegen versprach er, er wolle die Ausübung der katholischen Religion in allen seinen Ländern wieder auf den alten Fuß herstellen, und den katholischen Predigern den Besiz ihrer Güter wieder einräumen: er ließ hierüber eine Akte ausfertigen, welche von den Grossen und den vornehmsten Edelleuten unterzeichnet und hierauf von ihm an denjenigen Theil des Parlements geschikt wurde, der sich zu Tours befand, um sie zu registriren.

Einige waren sehr bereitwillig, sie zu unterschreiben, andere hingegen schlugen es schlechterdings ab. Unter den leztern waren der Herzog von Espernon, und Ludwig de l'Hopital-Vitry. Der Lezte, beunruhigt von Gewissens-Zweifeln, wie er sagte, begab sich nach Paris, und ward eine Zeitlang Anhänger der Ligue, nachdem er zuvor das Gouvernement über die Stadt Dourdan, das ihm der verstorbene König übertragen hatte, niedergelegt hatte. Diß war in den damaligen bürgerlichen Kriegen bei jedem Mann von Ehre Grundsaz, daß er auch die Aemter, die er bei der einen, oder der andern Parthie besessen hatte, aufgab, wenn er die Parthie verließ, und sie wieder in die Hände desjenigen niederlegte, der sie ihm anvertraut hatte.

Der Herzog von Espernon versicherte, er werde nie ein Anhänger der Spanier, oder der Ligue seyn, aber sein Gewissen erlaube ihm eben so wenig, bei dem König zu bleiben; er bat sich deswegen Erlaubnis aus, sich in sein Gouvernement begeben zu dürfen. Der König bemühte sich lange vergeblich, ihn bei sich zu behalten, und gab ihm endlich seinen Abschied, wobei er ihm viel Verbindliches und Schmeichelhaftes sagte, wenn er schon über die Entfernung des Herzogs so verdrieslich war, daß man glaubt, er seie deswegen sein ganzes Leben hindurch mit ihm unzufrieden gewesen.

Auch der Herzog von Maienne war zu Paris über die Maasregeln, die er zu ergreifen hätte, verlegen. Er sahe, daß alle Einwohner von Paris, selbst auch diejenige, welche es mit dem verstorbenen König gehalten hatten, entschlossen seien, für die Sicherheit ihrer Religion zu sorgen: daß aber doch alle, bis auf einige wenige Sechszehner einen König zu haben wünschen. Denn diese Leztere hoften, Frankreich in einen Freistaat verwandlen, und in Kantone eintheilen zu können, wie die Schweiz, aber weder ihre Anzahl noch ihre Reichthümer, noch ihre Fähigkeit war hinreichend, ein solches Unternehmen auszuführen. Daher riethen ihm seine meiste Freunde, er solle den Königs-Titel annehmen; wie er sich aber auch dabei benehmen wollte, so fand er immer, daß dieser Vor-

schlag dem Volk und dem König von Spanien unangenehm seie, und doch mußte er von dem leztern die vorzüglichste Hülfe erwarten.

Man machte ihm daher zween andere Vorschläge; nach dem einen sollte er sich mit dem neuen König vereinigen, der ihm bei der gegenwärtigen Lage der Sache ohne Zweifel sehr vortheilhafte Bedingungen bewilligen würde: nach dem andern sollte er den Katholiken unter der königlichen Armee erklären, da nun Heinrich III. gestorben seie, so könne jezt natürlich das Gefühl der Rache seine Entschlüsse nicht mehr leiten, er habe jezt kein Interesse mehr, als das der Religion. Aber für diese zu sorgen seie er seinem Gott schuldig, und eben diese Verbindlichkeit haben auch alle gute Christen. Er bitte und beschwöre sie daher, sie möchten sich mit ihm vereinigen, den König von Navarra zur Rükkehr in die Kirche zu bewegen. In diesem, aber auch nur in diesem Fall wollen sie ihm versprechen, ihn als König zu erkennen: sonst aber verlangen sie, daß man einen andern Prinzen vom Geblüt an seiner Statt zum König ernenne. Dieser leztere Vorschlag war der bessere. Johann, Präsident des Parlements zu Burgund, einer der weisesten und muthvollsten Männer in dem Rath des Herzogs, ein Mann, der erhaben über alle krumme Weege und tükische Handlungsart, ganz besondere Rechtschaffenheit zeigte, hatte ihn dem Herzog gegeben.

Der Herzog verwarf diese beide Plane, und entschloß sich zu einem dritten. Er wollte nemlich den alten Kardinal von Bourbon, der auf Heinrichs Befehl noch gefangen saß, zum König ausrufen lassen, sich selbst aber die Würde eines General-Lieutenants der Krone vorbehalten. Er fertigte deswegen mehrere Erklärungen aus, schikte eine an die Parlementer, eine andere an die Provinzen und an den Adel, in welchen er sie aufforderte, einen Versuch zur Befreiung ihres Königs und zur Vertheidigung ihrer Religion zu machen.

Eben um diese Zeit trat der König in Unterhandlungen mit dem Herzog, und ließ ihn erinnern, es werde besser seyn, wenn er sein Glük auf seine Freundschaft, als auf die Beunruhigung und das Unglük des ganzen französischen Staats baue. Allein der Herzog antwortete, er habe sich der Sache des Staats nun einmal angenommen, und habe dem König Karl X. (so nannte er den alten Kardinal von Bourbon, der Karl hieß) den Eid der Treue geschworen, dem ohnehin nach dem Urtheil der Ligue die Krone zunächst zukomme, da er ein näherer Anverwandter von dem verstorbenen König seie, als Heinrich. Der Herzog unterhielt nun immer einige Verständnisse mit der königlichen Armee, wo seine Abgeordnete jeden Tag einige auf seine Seite brachten, sogar einige von denjenigen, die Heinrich für die standhafteste hielt. Zwar

dachten viele groß genug, sich mit Geld nicht gewinnen zu lassen; aber den Galanterien der Pariser Damen konnte nichts widerstehen: sie zogen die Edelleute und Offiziere in die Stadt, und boten allem auf, um sie zu gewinnen.

Da der König sahe, daß immer einige in diesen Schlingen gefangen wurden; da er befürchten mußte, daß auch die Zurükkommende von ihren Gebieterinnen angestekt, mit gefährlichen Anschlägen umgehen könnten; da er ferner wußte, daß der Herzog von Nemours mit seinen Truppen vorgerükt seie, um sich mit dem Herzog von Maienne zu vereinigen; daß auch der Herzog von Lothringen seine Leute mit jenen vereinigen wolle; da er überdiß besorgen mußte, diese zusammen möchten ihn einschliessen, und ihm den Rükzug abschneiden, so hielt er für gut, die Belagerung der Stadt Paris aufzuheben.

Noch ehe das Lager abgebrochen war, schrieb er an die protestantische Fürsten, um ihnen von seinem Verfahren Rechenschaft zu geben, und sie zugleich zu versichern, daß nichts im Stande seyn solle, seine Standhaftigkeit zu erschüttern, und von Christo zu trennen. Er sprach hier ganz seiner Denkungsart und seiner Ueberzeugung gemäß, denn er hatte nie im Sinn, seine Religion zu ändern. Und doch wollten ihm diß seine Prediger so gar nicht glauben, daß

sie ihn wirklich mit einer ihm beschwerlichen Genauigkeit beobachteten.

Natürlich mußte es für ihn unbeschreiblich beschwerlich seyn, daß er drei oder vier Jahre lang die Erinnerungen seiner Religions-Verwandten auf der einen Seite, und auf der andern die eben so dringende Vorstellungen der Katholiken anhören mußte; daß er die erstere immer wegen ihren Besorgnissen beruhigen, und die leztere in der Hofnung, er wolle sich von ihrer Religion belehren lassen, bevestigen mußte.

Welche Geschiklichkeit, welche Geduld ward hiezu erfodert? Mit welcher Vorsicht und Klugheit mußte er Männer von so entgegengesezter Denkungsart behandeln? Offenbar mußte er hiezu alle Kräfte seines Geistes in Bewegung sezen. Hier sahe man es so recht deutlich, wie nothwendig es für einen Prinzen ist, die Kräfte seiner Seele in glüklichen Stunden zu üben, und sich Geschiklichkeit im Vortrag und in den Unterhandlungen zu erwerben, um sich dieser Talente bedienen zu können, so bald es nöthig ist. Wahrlich Heinrich hatte von Glük zu sagen, daß seine Erziehung Leuten anvertraut war, die ihn so bildeten, daß er an den Umgang mit Menschen gewöhnt wurde, und sich allgemeine Liebe zu erwerben wußte.

Die lezte Pflichten, die er gegen seinen Vorfahrer zu beobachten hatte, gaben ihm einen anständigen

Vorwand, die Belagerung der Stadt Paris aufzuheben. Um den Körper Heinrichs III. an einen Ort zu bringen, wo er vor der Rache der Anhänger des Herzogs von Guise sicher wäre, ließ er ihn nach Kompiegne führen, und sezte ihn in der Abtei St. Kormille bei. Hier senkte er ihn mit allen den Feierlichkeiten, welche bei seiner damaligen verwirrten Lage möglich waren, in seine Ruhe ein. Weil er wegen seiner Religion nicht gegenwärtig seyn durfte, so übertrug er diese Feierlichkeiten denen von Bellegarde und Espernon. Der leztere begab sich von da aus nach Angoumois.

Ueber den Ort, wohin sich unser Heinrich nach aufgehobener Belagerung der Stadt Paris begeben solle, war man nicht einig. Man machte ihm vorzüglich drei Vorschläge. Einige glaubten, er müsse über die Loire zurükgehen, und der Ligue die diesseitige Provinzen überlassen, da er sie ohnehin nicht beschüzen könne. Andere meinten, er solle sich an der Marne hinziehen, und sich der Brüken und Städte bemächtigen, um die von den Protestanten in der Schweiz und in Deutschland versprochene Hülfe hier zu erwarten. Noch andere endlich riethen, er solle in die Normandie gehen, sich dort einiger Städte, deren Gouverneure der Ligue noch nicht beigetreten seien, versichern, die dortige Zolleinkünfte wegnehmen, und die Hülfe aus England, die ihm die Königin

Elisabeth versprochen hatte, und die nicht mehr lange ausbleiben konnte, erwarten.

Heinrich befolgte den zweiten dieser Vorschläge. Diejenige Edelleute, welche ihn hieher begleitet hatten, erhielten auf ihr Verlangen Erlaubniß, auf einige Zeit nach Haus zu gehen, und auszuruhen. Einen Theil seines Heers sandte er in die Pikardie unter Anführung des Herzogs von Longueville; einen andern nach Champagne, unter der Anführung des Marschall von Aumont; er selbst behielt nur drei tausend Fußgänger, zwei Regimenter Schweizer, und zwölf hundert Reuter bei sich, und zog mit diesen in die Normandie.

1590.) Der Herzog von Montpensier, Gouverneur dieser Provinz, führte ihm zweihundert Edelleute und fünfhundert Fußgänger entgegen. Rolet, Gouverneur von Pont de l'Arche, ein Mann von Geist und Herz überreichte ihm die Schlüssel dieses Plazes, und verlangte keine andere Vergeltung, als ihm dienen zu dürfen. Emar von Chattes, ein Maltheser-Ritter, that das Nemliche mit der Stadt Dieppe. Nun näherte sich der König der Stadt Rouen, mit der er einigermassen einverstanden zu seyn glaubte.

Diese Unternehmung stürzte ihn in die äusserste Gefahr; davor aber hatte er auch Gelegenheit he-

kommen, durch die Art, wie er sich aus derselben zog, den gröſten Ruhm einzuerndten.

Der Herzog von Maienne kam der Stadt Rouen mit seiner ganzen Macht zu Hülfe, und gieng zu Vernon über die Seine. Der König war hierüber sehr erstaunt, zog sich nach Dieppe zurük, und befahl dem Herzog von Longueville und dem Marschall von Aumont, sie sollen alles anwenden, ihm die Truppen, die unter ihren Befehlen stehen, zuzuführen. Nun nahm der Herzog von Maienne alle kleine Plätze um Dieppe herum weg, um den König einzuschlieſſen, und in der Stadt zu belagern. Er hatte den König auch bereits so eng eingeschlossen, daß, wenn er sich nicht sehr zur Unzeit das Vergnügen gemacht hätte, den Herzog von Parma zu Bins in Hennegau zu sprechen, er in dieser Bestürzung einen grossen Theil von Heinrichs kleiner Armee hätte zerstreuen können. Er hatte schon die Nachricht von dieser Begebenheit durch ganz Frankreich bekannt gemacht, hatte an alle auswärtige Fürsten als von einer ausgemachten Sache geschrieben, er habe den König von Navarra so eng eingeschlossen, daß er nun die Wahl habe, ob er sich ihm ergeben, oder lieber sich in die See stürzen wolle.

Heinrichs Gefahr war so augenscheinlich, selbst nach dem Urtheil der getreuesten seiner Anhänger, daß die Parlements-Glieder, die sich zu Tours aufhielten, bloß deswegen einen Requetten-Meister an ihn

sandten, und ihm vorstellen liessen, sie sehen nur noch ein einiges Mittel zur Rettung des Staats, wenn er sich nemlich mit dem Kardinal von Bourbon seinem Oheim wegen der Regierung so vereinigen wollte, daß der eine die Aufsicht über die Staatsgeschäfte, der andere aber über die Soldaten hätte. Sehr viele Offiziere in seiner Armee waren der Meinung, er solle seine Truppen gut verschanzt auf dem Land zurüklassen, er hingegen solle sich zu Schiff begeben, und entweder England, oder Rochelle zu erreichen suchen, denn wenn er sich länger verweile, so könne seine Rettung zur See eben so unmöglich gemacht werden, als sie es bereits zu Land seie. Auf die Vorstellung des Parlements ließ er antworten, er habe dafür gesorgt, daß der Kardinal von Bourbon durch die Bemühungen des Herzogs nicht in Freiheit gesezt werden könne, wie man vielleicht befürchte: und der Marschall von Biron widersezte sich denen, die Heinrich gerathen hatten, zur See zu entfliehen, so ernsthaft, daß sie nun selbst ihren Vorschlag zurüknahmen.

Der Ausgang lehrte augenscheinlich, daß die Truppen der Ligue, die dreimal stärker waren als Heinrichs, eben nicht nach dem Verhältniß ihrer Menge zu schäzen seien, und je mehr sie Anführer hatten, desto weniger war von ihnen zu befürchten. Der König hielt sich in dem Schloß Argues auf. Dieses liegt auf einem Hügel, und bestreicht den Weeg, der

durch ein Thal nach Dieppe führet. Der Herzog wollte den Seehafen zu Dieppe wegnehmen.

Vier oder fünfmal und an verschiedenen Tagen machte er einen Versuch, die Vorstadt Pölet anzugreifen, ward aber vier oder fünfmal zurükgeschlagen. Unser Heinrich that täglich Wunder von Tapferkeit, und sezte sich so vielen Gefahren aus, daß er selbst einmal glaubte, er seie von den Seinigen abgeschnitten, und von den Feinden umringt. Nachdem der Herzog eilf Tage Zeit, und tausend oder zwölfhundert Soldaten verloren hatte, hob er die Belagerung auf, und gieng in die Pikardie.

Man glaubt, er seie deswegen gerade in diese Provinz gegangen, weil er befürchtet habe, die Pikardier, ein ehrliches, aufrichtiges, aber eben nicht sehr tief eindringendes Volk, möchten sich durch die Ränke Spanischer Geschäfts-Träger verleiten lassen, sich unter den Schuz des Königs von Spanien zu begeben.

Man hat angemerkt, die Eroberung der Stadt Dieppe seie vorzüglich dadurch verhindert worden, daß man drei oder vier Tage die beste Zeit zu dieser Unternehmung ungenüzt habe vorbei gehen lassen: und der Grund hievon soll die Eifersucht der Heerführer, die hier gebraucht wurden, gewesen seyn. Besonders beschuldigt man den Marquis von Pont-a-Mousson, einen Sohn des Herzogs von Lothringen;

die grosse und verhältnißmässig dike Masse seines Körpers vermehrt: denn eben deswegen hatte er viele Nahrung und vielen Schlaf nöthig. Vorzüglich aber kam dieser Fehler von einer Erkältung und Erstarrung her, der in seinem ganzen Körper ein Uebel zurükgelassen hatte. Er zog sich die Erkältung zu Paris wenige Tage nach dem Tode Heinrichs III. zu, bei dem er sich unglüklicher Weise zu viel Vergnügen gemacht haben solle. Ganz anders betrug sich hingegen Heinrich IV. Zwar liebte auch er eine gute Tafel, auch er unterhielt sich gerne mit seinen Freunden, so lange es ihm die Zeit gestattete. Aber wenn er nun mit Kriegen, oder auf andere Art beschäftiget war, so blieb er nicht länger bei der Tafel, als eine Viertelstunde, und schlief nicht länger als höchstens zwo oder drei Stunden. Daher sagte Papst Sixt V. als man ihn von des Königs und des Herzogs Art sich zu betragen, unterrichtete, sehr glüklich voraus, der Bearner (so nannte er Heinrich, wie alle Sechszehner) müsse siegen, weil er nicht mehr Zeit auf den Schlaf als der Herzog von Maienne auf die Tafel verwende.

Die Offiziere und andere Diener folgten den Beispielen ihrer Herren: die des Königs waren fertig, hurtig, wachsam; verrichteten die Befehle noch in dem nehmlichen Augenblik, da sie gegeben waren,

nahmen

nahmen auf alles Rükſicht, und gaben ihrem Herrn von allem Nachricht. Die des Herzogs hingegen waren langſam, nachläſſig, träge, und konnten ſich ſelbſt im dringendſten Fall nicht entſchlieſſen von ihrem Vergnügen und ihren Zerſtreuungen etwas aufzuopfern.

Ich glaube, es iſt nothwendig, dergleichen Umſtände zu bemerken, wenn man dieſe Geſchichte verſtehen will; denn ſie ſind weſentlich und ſehr unterrichtend.

Ich habe am Ende des erſten Theils die Namen der Haupt-Anführer der Ligue bemerkt: und habe erzählt, daß ſie beinahe alle vorzügliche Städte und Provinzen von Frankreich im Beſiz hatten. Es wäre unmöglich alle Unruhen, Schlägereien, Unternehmungen, und Veränderungen, die ſich innerhalb fünf oder ſechs Jahren in jeder Provinz zutrugen, einzeln zu erzählen. Ich will den Gang der Sachen nur im Groſſen zeichnen; will zeigen, wie die göttliche Fürſehung und die mit nichts zu vergleichende Tugend unſers Heinrichs Frankreich von unabſehbarem Elend rettete, wie Staat und Religion, die einander durch unaufhörliche Kriege zerſtören zu wollen ſchienen, beide einander wunderbar erhielten, und eben ſo vorzüglich glüklich blühten, als irgend einmal.

Selbſt da noch, als der Herzog von Mayenne be-

kurz von Dieppe abgezogen war, glaubte man, der König könne dem Herzog nicht entgehen. Besonders war man zu Paris davon überzeugt. Denn die Herzogin von Montpensier schikte öfters Kuriere dahin, durch welche sie das eine mal bekannt machte, der König wolle sich ergeben, ein anderes mal, er seie gefangen genommen, und werde nun nach Paris gebracht. Man gieng so weit, daß wirklich einige Frauenzimmer in der Strasse Saint Denis Fenster mietheten, um ihn vorbei ziehen zu sehen. Man unterhielt sich noch mit diesen falschen Gerüchten, als man zu grossem Erstaunen erfuhr, Heinrich habe vier tausend Engländer zu seiner Unterstüzung bekommen, er seie bereits aufgebrochen, und gehe nun gerade auf Paris los. Einige Verständnisse, die er in der Stadt hatte, liessen ihn hoffen, daß er werde in die Stadt eindringen können, wenn er nur die Vorstädte einnehmen könne. Er grief daher von diesen St. Germain, St. Michel, St. Jakob, St. Marceau und St. Viktor an, und hatte sie erobert, ehe man es dachte; nur das Quartier, in dem sich die Universität befindet, konnte er nicht, so wie er gehoft hatte, wegnehmen, weil man ihm die Kanonen zu spät nachbrachte. Morgens um acht Uhr am Tage aller Heiligen zog er in der Vorstadt St. Jakob ein, wo er bemerkte, daß ihm das Volk nicht im mindesten abgeneigt seie; denn er sahe nirgends, daß man erschrak,

oder sich ängstlich fürchtete, sondern die Bewohner lagen unter den Fenstern, sahen ruhig seinem Einzug zu, und riefen, es lebe der König. Er bediente sich seines Vortheils mit grosser Mässigung; verbot alle Arten von Gewaltthätigkeit, und alles Plündern; gab Befehle, man solle den Gottesdienst fortsezen, wobei sich auch seine Leute neben den Einwohnern ganz friedlich einfanden: Heinrich hingegen bestieg indessen den Thurm von Saint Germain, um zu sehen, was in der Stadt vorgehe.

Den folgenden Morgen stellte sich ihm der Herzog von Nemours mit seiner Reuterei, und einen Tag nachher der Herzog von Maienne mit seinem Fußvolk entgegen. Diß nöthigte den König seinen Plaz zu verändern, und nach Montlehery zu gehen: doch ließ er sein Heer noch vorher vier Stunden lang im Angesicht von Paris in Schlachtordnung stehen, um die Einwohner von der Schwäche ihrer Anführer zu belehren.

Nun konnten Estampes, Vendome, le Mans, und Alençon ihm nicht länger widerstehen, sondern sie ergaben sich. Durch die Art, wie er angrief, und wie sich die Anführer der Ligue vertheidigten, hätte er das Königreich wenigstens in fünf Monaten erobert, aber es fehlte ihm an Geld. Dieser Mangel hielt allein seine glüklichsten Fortschritte auf. Die Brand-

schazung, die er von denen mit Sturm eroberten Städten eintrieb, die Gelder, die er entlehnte, und die Zolleinkünfte, reichten nicht zur Hälfte hin, um seine Soldaten als ein regulirtes Korps zusammenzuhalten; und diß nöthigte ihn, den Krieg vier, oder fünf Jahre lang auf eine ausserordentliche Art zu führen. Wenn seine Truppen vier oder fünf Monate gedient, und ausser ihrem Sold das, was sie in ihren Quartieren erbeuteten, verzehrt hatten, so beurlaubte er sie wieder, theils, damit sie sich wieder erholen, theils damit sie ihre Gegenden vor den Einfällen der Ligue schüzen konnten. So, wenn die Edelleute, die ihm freiwillig dienten, das Geld, das sie von Haus mitbrachten, verzehrt hatten, gab er ihnen Urlaub, damit sie zu Haus sich wieder das Nöthige ersparen, und denn in einem andern Feldzug wieder gebraucht werden könnten: er ermunterte sie durch sein Beispiel, daß sie die unnöthige Kleider und Ausrüstungen abschaffen sollten, und behandelte sie so gefällig und liebreich, daß er sich in jedem dringenden Fall auf sie verlassen konnte, daß sie, so bald es seyn konnte, sich bei im einfanden, und wenn ich so sagen darf, auch im Urlaub Kriegsdienste thaten.

Nun machte er einen Einfall in die Normandie, eine Provinz, die er durch Eroberung der Städte Dompfront, Falaise, Lisieux, Bayeux, Honfleur, (diese leztere bekam er nach einer blutigen Belagerung

in seine Hände) unter seinen Gehorsam brachte. Von da gieng er zurük, nahm Meulan an der Seine, sieben Meilen von Paris weg, und belagerte dann Dreux.

Die Nachrichten von diesen Eroberungen machten es dem Herzog von Maienne, wenn er seine Ehre retten wollte, zur Nothwendigkeit, nach Paris zu gehen, seine Soldaten zu versammlen, und fünfhundert Fußgänger und fünfhundert Karabiniere ganz gegen seine Wünsche, von dem Herzog von Parma, dem Gouverneur der Niederlande in Sold zu nehmen. Diese Truppen wurden von dem Grafen von Egmont angeführt.

Nachdem der Herzog einige kleinere Plätze, von welchen aus Paris und die umliegende Gegend Ungelegenheit haben konnte, erobert hatte, so gieng er zu Mantes über die Seine, um Dreux zu Hülfe zu kommen, und bildete sich ein, er werde diß ohne die geringste Gefahr thun können. Da der König von der Annäherung des Herzogs Nachricht bekam, so hob er die Belagerung auf, in der Absicht, sich mit jenem zu schlagen, und sezte deswegen zu Nonancourt über die Eure.

Vorzüglich zween Gründe waren es, die ihn bewogen eine Schlacht zu liefern. Einmal fehlte es ihm an Geld, und er konnte also seine Truppen nicht mehr lange zusammen halten. Wäre er länger in

der Normandie geblieben, so hätte er alle Einkünfte dieser Provinz, der reichsten unter allen, die er besaß, auf die unnüzlichste Art verzehrt. Und dann bemerkte er eine ausserordentliche Freude an allen seinen Soldaten, die in die Höhe sprangen, wenn man ihnen sagte, sie sollen einem Feind entgegen geführt werden, und in ihren Mienen und Geberden zeigten, daß der Tag, an dem sie ein Treffen liefern dürften, für sie ein Festtag seyn werde.

Der Herzog von Maienne hatte auf keinen Fall im Sinn, sein Glük und seine Ehre in einem einigen Treffen zu wagen, um so weniger, wenn er an die grosse Stärke der königlichen Truppen in Vergleichung mit den seinigen, wenn er an die grosse Erfahrung und mit nichts vergleichbare Tapferkeit des Königs dachte; wenn er sich endlich an das Glük des Königs, welches das seinige bei weitem übertraf, erinnerte. Aus allen diesen Gründen suchte er den König nur durch Ausweichen zu besiegen. Allein die Vorwürfe der Einwohner von Paris, die dringende Vorstellungen, die der Gesandte, welchen der Papst zur Unterstüzung der Ligue geschikt hatte; die Kabalen der Spanier, die sich grosse Vortheile versprachen, das Treffen mochte auch ausfallen, wie es wollte, und endlich die Schande, die es dem Herzog machte, daß er in sechs Monaten schon mehr als vierzig Pläze verlohren hatte, und nun erst noch Anstand zu neh-

men schien, einen einigen zu retten, zwangen den Herzog, so ungern er auch daran kam, der Stadt Dreux zu Hülfe zu eilen. Als er sich dieser Stadt näherte, so verleitete ihn die falsche Nachricht, die er bekam, der König habe sich gegen die Stadt Verneuil in Perche gezogen, und die Großsprecherei des Grafen von Egmont, der sich rühmte, er seie blos mit seinen Soldaten fähig, die Armee des Königs zu schlagen, zu Yory mit vieler Mühe über eine Brüke über die Eure zu gehen.

Man muß gestehen, daß beide in grosse Bestürzung geriethen: der König über der Nachricht von dem schnellen Vorrüken des Herzogs: und der Herzog als er sahe, daß der König ihm gerade entgegen zöge, da er doch geglaubt hatte, er habe seinen Weg nach Verneuil zu genommen. Wenn sie auch gewollt hätten, so hätten sie jezt ein Treffen nicht mehr vermeiden können, sie mußten sich schlagen. Die Schlacht wurde den vierzehenten Mai bei dem Schloß Yory geliefert.

Man findet die Beschreibung dieser Schlacht, der Stellung beider Heere, der Angriffe, der Abtheilungen derselben, und der Fehler, welche von den Anführern der Ligue begangen wurden, der Länge nach bei anderen Schriftstellern. Ich will nur das erzählen, was unsern Prinzen zunächst angeht.

Man bewundert seine seltene Einsichten, seine

auſſerordentliche Geſchiklichkeit, ſeine nicht zu ermüdende Thätigkeit im Krieg. Man wunderte ſich, wie er mit eben der Ordnung, als wenn er in ſeinem Kabinet arbeitete, habe Befehle austheilen können, ohne ſich nur im mindeſten zu verwirren; wie er habe ſeine Soldaten ſo vollkommen ordnen, und die Unternehmungen ſeiner Feinde bemerken können; wie es ihm möglich geweſen ſeie, ſeine Armee in einer Viertelſtunde ganz anders zu ſtellen, als vorher; wie er in der Schlacht habe überall gegenwärtig ſeyn, alles bemerken, und deswegen Befehle geben können, gerade als ob er hundert Augen und Arme hätte, als ob das Geſchrei, und die Unordnung, und der Staub, und der Rauch ſein Nachdenken und ſeine Einſichten vermehrt hätten, anſtatt ſie zu verdrängen.

Da nun die Heere zum Angrif bereit waren, hob Heinrich ſeine Augen gen Himmel, faltete ſeine Hände, und rief Gott zum Zeugen ſeiner Geſinnungen, und um ſeinen Schuz an. Laß es ſie, rief er, laß es dieſe Rebellen erkennen, wer vermöge des Erbfolge-Rechts ihr geſezmäſſiger König ſeie: aber wenn du o Gott! es anders beſchloſſen haſt, wenn ich unter der Zahl derjenigen Regenten, die du den Völkern im Zorn giebſt, wäre, ſo nehme mir die Krone und Leben, gern will ich das Opfer deines heiligen Willens ſeyn; befreie dann nur durch meinen Tod Frankreich

von dem Elend des Kriegs, und lasse mein Blut das letzte seyn, das in dieser Sache vergossen wird.

Nun ließ er sich seinen Helm geben, der mit drei weissen Federn geziert war, sezte ihn auf, und rief dann seiner Eskadron zu: Brüder! wenn ihr mir heute zu meinem Glük verhelfet, so will auch ich künftig euch zu dem eurigen verhelfen, ich will mit euch siegen oder sterben. Beobachtet, ich bitte euch, eure Ordnung: wenn ihr sie in der Hize des Streits vergesset, so suchet euch bald wieder zusammenzuschliessen; hierinn allein besteht der Sieg. Stellet euch zwischen jene drei Bäume, die ihr dort oben rechter Hand sehet, (es waren drei Birnbäume) und wenn ihr Fahnen, Feldzeichen, alles verlieret, so behaltet nur meinen weissen Federnbusch im Gesicht: ihr werdet ihn immer auf dem Wege zur Ehre und zum Sieg finden.

Der Ausgang des Treffens war lange ungewiß; endlich aber neigte sich der Sieg doch auf die Seite des Königs. Vorzüglich rühmlich hatte sich Heinrich betragen, er hatte den fürchterlichen Haufen des Grafen von Egmont wüthend angefallen, war mit dem Degen in der Hand unter diesen dichten Haufen Lanzenträger eingedrungen, hatte ihnen ihre Waffen dadurch unbrauchbar gemacht, und sie genöthiget, zu den kurzen Waffen zu greifen, welche seine Leute besser zu führen wußten; denn die Franzosen sind hurti-

ger und behender, als die Flamländer. Kaum stand es eine Viertelstunde an, so hatte er ihre Reihen getrennt, sie aus einander getrieben, und völlig in Unordnung gebracht: aber eben damit zugleich auch vollkommen gesiegt.

Von sechszehen tausend Mann, die der Herzog gehabt hatte, waren nach dem Treffen kaum noch vier tausend übrig. Der Graf von Egmont und mehr als tausend seiner Reuter waren gefallen, vierhundert Vornehme und die ganze Infanterie wurde gefangen genommen, und die Lanzenträger alle niedergemacht. Man erbeutete das ganze Gepäk, Kanonen, und viele Fahnen von der Reuterei, die weisse Fahne des Herzogs, die Hauptfahne der Reuterei, die grosse Standarte des Grafen von Egmont, und sechzig Fahnen der Fußgänger.

Der Herzog von Maienne bewieß alle gehörige Tapferkeit, und suchte zu wiederholten malen seine schon getrennte Armee wieder zusammen zu bringen: da er aber in Gefahr kam, umringt zu werden, so eilte er über die Brüke von Yory hin, ließ sie, um die, welche ihn verfolgten, aufzuhalten, hinter sich abwerfen, und rettete sich nach Mantes, von da nach St. Denis, und endlich nach Paris. Einige Flüchtlinge verfolgten den nemlichen Weg, andere flohen in der Ebene fort, und erreichten die Stadt Chartres.

Der König hatte, sich während das übrige Heer

schon flohe, mit einem Haufen Walonen eingelassen, und sich bereits so weit gewagt, daß ihn seine Armee einige Zeit todt glaubte. Der Marschall von Biron, der sich nicht mit in das Gefecht eingelassen, sondern in einiger Entfernung ein Reserve-Korps unter seinen Befehlen hatte, konnte sich, (wie er denn immer sehr frei zu reden gewohnt war) nicht enthalten, dem König zu sagen: Es ist doch wirklich ungerecht, Gnädigster Herr! daß Sie heute thaten, was Biron hätte thun sollen, und Biron, was Sie hätten thun sollen.

Diese Vorstellung ward von allen, die sie hörten, gebilliget; und die Offiziere nahmen sich die Freiheit ihn zu bitten, er möchte sich doch keiner solchen Gefahr mehr aussezen, und bedenken, daß ihn Gott nicht zu einem gemeinen Reuter, sondern zum König von Frankreich bestimmt habe: der Arm eines jeden seiner Unterthanen seie bereit, ihn zu beschüzen, aber alle diese Arme würden lahm werden, wenn sie das Haupt verlöhren, das sie in Bewegung sezte.

Schon diß machte ihm grosse Ehre, daß er sich als den Tapfersten unter allen Generalen bewiesen hatte, aber auch seine Güte, seine Großmuth und seine Gefälligkeit warfen den hellsten Glanz auf seine schöne Handlungen; und die Art, mit der er sich seines Sieges bediente, war ein sicherer Beweis, daß er ihn mehr seiner Klugheit, als seinem Glük verdanke. Einige Bataillons Schweizer wollte er lieber

erhalten, als niederhauen lassen, wie er wohl hätte thun können: er gab ihnen ihre Fahnen zurük, und ließ sie durch einige seiner Leute in ihre Kantone zurükführen. Dadurch erwarb er sich die Liebe von fünf kleinen katholischen Kantonen.

Seine Hauptsorge war es, seinen Unterthanen zu zeigen, wie sehr er wünsche, ihr Blut nicht vergiessen zu müssen; daß sie es mit einem gnädigen und gütigen König, nicht mit einem grausamen und unerbittlichen Feind zu thun haben. In dem Treffen ließ er überall ausrufen: schonet die Franzosen und stosset die Fremden nieder. Er verschonte alle, die im Quartier baten, und entrieß so viele, als möglich den mörderischen Händen der Soldaten. Er bewieß sich gegen die Gefangene, besonders gegen die Adeliche, nicht nur menschlich, sondern wirklich sehr gefällig: den Adel, der für ihn gefochten hatte, ehrte, rühmte und belohnte er; theilte mit ihm den Ruhm des Siegs, und gab ihm das Lob, das er ihm ertheilte, zum Beweis, wie sehr er belohnen werde, so bald diß in seinen Kräften stehen würde.

Eine seiner guten Handlungen, die sein gutes Herz am auffallendsten zeigt, aber auch den vortheilhaftesten Eindruk auf seine Offiziere und Edelleute machte, darf ich nicht übergehen. Der Oberste Thische oder Theodorich von Schomberg führte einige Kompagnien Reuter an, und ward am Abend vor der Schlacht

durch das Geschrei dieser Ungestümmen genöthiget, die ihnen noch rükständige Gelder zu fordern, und dem König vorzustellen, daß diese Soldaten, wenn es ihnen abgeschlagen würde, nicht fechten werden. Die Geschichte erzählt uns eben solche Beispiele der Schweizer und Deutschen aus dieser Zeit. So, rief der König erbittert, Oberster Thische! kann ein Offizier von Ehre Geld zu einer Zeit verlangen, da er bloß auf die Befehle zum Treffen warten sollte. Der Oberste begab sich ganz bestürzt weg, ohne etwas zu erwidern. Da der König den andern Tag seine Truppen in Schlacht-Ordnung gestellt hatte, erinnerte er sich, daß er diesen Obersten übel behandelt habe. Er empfand hierüber die Reue, die nur edle Seelen fühlen können, suchte ihn auf, und sagte ihm: Wir müssen uns nun schlagen, lieber Oberster! vielleicht bleibe ich: es wäre ungerecht, wenn ich die Ehre eines so braven Edelmanns, wie Sie sind, gekränkt liesse: ich erkläre Sie hiemit für einen Mann von Ehre, der einer Niederträchtigkeit nicht fähig ist.

Mit diesen Worten umarmte er den Offizier herzlich und dieser rief mit einer Thräne im Auge: Herr! Sie retten mir meine Ehre, die Sie kränkten, und nehmen mir eben dadurch das Leben: denn ich wäre der unwürdigste Mann, wenn ich nicht bereit wäre, heute mein Leben für Sie aufzuopfern. Hätte ich tausend Leben, für Sie wären sie mir alle nicht zu

kostbar. Wirklich blieb er auch in diesem Treffen, wie mehrere andere brave Edelleute.

Eine andere sehr schöne Handlung unsers Heinrichs, die es recht auffallend zeigt, daß er keine Gefälligkeiten, und keine Verbindlichkeit gegen Edelleute, die ihm gut dienten, sparte, war folgende. Als er am Abend nach der Schlacht auf dem Schloß zu Rosny speiste, sagte man ihm, der Marschall von Aumont wolle ihm aufwarten, um ihm von seinen Unternehmungen Nachricht zu geben. Heinrich gieng ihm sogleich entgegen, umarmte ihn treuherzig, nöthigte ihn zum Essen, und führte ihn mit folgenden verbindlichen Worten zur Tafel: es ist billig, daß Sie nun auch bei der Tafel sind, da Sie mir bei der Hochzeit so redlich beigestanden haben.

Der Schreken war nach dem Verlust dieser Schlacht zu Paris so groß, daß man alle Ursache hatte zu glauben, wenn der König nun gerade auf Paris losgegangen wäre, so würde er die Stadt ohne grosse Schwierigkeit erobert haben. Einige sagten, der Marschall von Biron habe ihn davon abgehalten, weil er befürchtet habe, Heinrich möchte ihn nach Eroberung dieser Stadt nicht mehr so nöthig haben, und ihn deswegen vergessen. Andere glaubten, die reformirte Prediger und Offiziere haben es ihm abgerathen; weil sie befürchtet hätten, er möchte sich mit den Einwohnern dieser Stadt über ihre Religion ver-

einigen; sie sollen ihm daher gerathen haben, diese grosse Stadt durch Hunger zu bezwingen. Diß behauptete auch der Oberaufseher über die Einkünfte sehr stark, und zwar deswegen, weil alsdenn der König Paris als eine mit Gewalt eroberte Stadt behandeln, die Einkünfte des Stadthauses an sich ziehen könnte, und die sehr beträchtliche Summen, die er den Bürgern dieser Stadt schuldig sei, nicht bezahlen dürfe.

Die Wittwe des Herzogs von Montpensier, ein Hauptwerkzeug der Ligue, welche den Pöbel von Paris mit falschen Nachrichten zu unterhalten beliebt hatte, wußte sich bei dem Verlust dieser Schlacht nicht anders zu helfen, als daß sie ausbreitete, der Herzog von Maienne habe zwar freilich die Schlacht verlohren, aber Heinrich seie todt. Die Bürger glaubten ihr fünf oder sechs Tage lang, und diß war genug, um sich von dem ersten Schreken zu erholen, und Zeit zu gewinnen, daß man indessen die nöthige Befehle geben, und von allen Seiten her Hülfe bekommen konnte.

Nach der Schlacht hielt sich der König einige Tage wegen heftigen Regengüssen zu Mantes auf, zog dann wieder ins Feld, eroberte Lagni, Provins, Montereau, und Melun, und ließ sich durch die Vorschläge, die ihm Villeroi wegen einem Waffenstillstand machte, nicht aufhalten. Da er gleichsam im Vor-

beigehen einen vergeblichen Versuch auf Sens gemacht hatte, so fieng er nun an, Paris zu belagern, nahm alle Posten und Schlösser in dieser Gegend weg, und legte Besazungen von seiner Reuterei hinein, die die ganze Gegend bestreichen mußten.

Der Herzog von Maienne war damals nicht in der Stadt; er hatte dem Herzog von Nemours die Aufsicht über dieselbige anvertraut, und sich zu dem Prinzen von Parma nach Konde' an der Schelde begeben, um von diesem in seiner Noth einige Hülfe zu bekommen. Der Herzog von Maienne befand sich in der äussersten Verlegenheit, und hatte alle Ursache zu befürchten, er möchte Paris verlieren, die Stadt möge nun von Spaniern unterstüzt werden, oder dem Feind in die Hände fallen. Denn er sahe wohl ein, wenn er spanische Hülfstruppen in die Stadt brächte, so könnten sich die Sechszehner dieses Vortheils bedienen, wider ihn aufstehen, und die Stadt Paris zu seinem grossen Verdruß den Spaniern übergeben. Denn die Sechszehner waren ihm gar nicht gewogen, weil er ihren Rath der Vierziger, der seinem Ansehen hinderlich gewesen war, aufgehoben hatte, und weil er, um ihnen jeden Gedanken an eine republikanische Verfassung, die sie wünschten, zu benehmen, einen andern Rath, einen Siegel-Bewahrer, und vier Staats-Sekretaire erwählt hatte,

mit

mit welchen er alle Geschäfte verhandelte, ohne sich um sie zu bekümmern, ausser wenn er Geld haben wollte.

Noch war er aus einem andern Grunde unruhig. Der alte Kardinal von Bourbon war zu Fontenay in Poitu, wo er bisher von dem Herrn von Boulaye war bewacht worden, gestorben. Er mußte befürchten, daß die Spanier und die Sechszehner nun darauf dringen würden, daß ein König gewählt werden sollte; und gegenwärtig hatte er ihrer zu sehr nöthig, als daß er ihnen hierinn hätte entgegen handeln dürfen. Er durfte diß um so weniger wagen, da diß die erste Bedingung war, unter welcher mit ihm von den spanischen Geschäfts-Trägern wegen seiner Unterstützung verhandelt wurde. Wirklich bezeugte er auch, aus Furcht ihnen zu mißfallen, er wünsche nichts mehr, als eine Versammlung der Stände, um einen König erwählen zu können; und bestimmte zum Ort ihrer Versammlung für Paris, wohin er sie zuerst berufen hatte, Melun, das heißt, für eine verlorne Stadt eine bereits belagerte. Er wußte es durch seine Freunde im Parlement und im Stadthause dahin zu bringen, daß er sich als General-Lieutenant der Krone erhalten konnte. Da man ihm diß zugestanden hatte, so zeigte es sich, daß er nichts mehr fürchte, als die Versammlung der Stände, und gab sich alle Mühe,

sie zu hintertreiben. Aber eben hierdurch richtete er seine Parthie zu Grund.

Paris war belagert, der Legat und die Sechszehner thaten alles, um das Volk aufzumuntern. Sie liessen sich von der theologischen Fakultät Bedenken stellen, das gegen Heinrich, den sie den Bearner nannten, ihrem Wunsch gemäß ausfiel: sie liessen mehrere allgemeine und besondere Umgänge halten, und die Offiziere mußten der heiligen Union (so nannte man jezt die Ligue) aufs neue den Eid der Treue schwören.

Zugleich machte der Herzog von Nemours überall Anstalt, die Stadt in Vertheidigungs-Stand zu sezen, und weil die meisten Bürger vest davon überzeugt waren, daß der König, wenn er die Stadt in seine Hände bekäme, die Messe abschaffen, und den Gottes-Dienst der Reformirten einführen werde, so arbeiteten sie mit der äussersten Lebhaftigkeit, und beförderten die Bevestigung durch ihr Geld, und durch ihre Arbeiten.

Es ist sehr unterhaltend, in den Geschichtsbüchern dieser Zeiten die Erzählungen von dieser Belagerung zu lesen, von den Anordnungen, die der Herzog von Nemours in der Stadt machte, von der Verlegung der Besazungen in die zerschiedene Theile der Stadt, von den Ausfällen, die in den ersten Monaten geschahen, von den Erfindungen, deren man sich be-

diente, um den Muth des Volks zu erhöhen, von den verschiedenen Versuchen der Anhänger des Königs, ihn in die Stadt zu bringen, von den Unterhandlungen auf beiden Seiten, um einen Vergleich zu treffen, von der Abnahme der Lebens-Mittel, von den Bemühungen, sie immer wieder auf einige Tage zu ersparen, von dem grossen Mangel, der aller dieser Mittel ungeachtet doch einrieß, und von der Entsezung dieser Stadt durch den Herzog von Parma, da sie schon drei oder vier Tage in Gefahr gewesen war, ausgehungert zu werden.

Ich lasse mich aber hier nur auf einige besondere Merkwürdigkeiten ein. Als Paris belagert wurde, hatte es nur 230,000 Seelen: darunter waren beinahe 30,000 Landleute, die aus der Gegend in die Stadt geflohen waren. Vor der Belagerung hatten sich 100,000 Eingebohrne aus der Stadt entfernt: Paris zählte also, ehe sich diese entfernt hatten, beinahe 300,000 Seelen, da hingegen jezt mehr, als zweimal so viele gezählt werden.

Man hatte dem König Hoffnung gemacht, wenn die Einwohner von Paris sieben oder acht Tage lang auf den Marktplätzen kein Brod, auf den Fleischbänken kein Fleisch, an den Ufern der Seine kein Getreide, keinen Wein, kurz von alle den Gütern, mit denen sonst der Strom überdekt war, nichts mehr

entdeken werden, so werden sie zu Thätlichkeiten schreiten, und ihre Anführer nöthigen, mit ihm zu unterhandlen: oder wenn sie auch nicht so schnell sich empören sollten, so werde sie doch der Hunger in fünfzehen Tagen zu solchen Schritten nöthigen. Paris hatte nur auf fünf Monate Lebens-Mittel; man gieng aber sehr sparsam damit um, und diejenige, die Heinrich jene Hoffnung gemacht hatten, kannten den Pöbel zu Paris nicht. Denn er ist ausserordentlich geduldig, und es giebt auf der Welt nichts, was er nicht auszuhalten im Stand wäre, besonders wenn etwas die Religion betrift, wenn man ihn nur zu behandeln weiß. Man kann es nicht ohne Erstaunen lesen, mit welchem blinden Gehorsam, mit welcher unzertrennbaren Uebereinstimmung diese trozige, auf keine Vorstellung achtende Menschen vier Monate lang sich dem schröklichsten Elend überliessen. Der Hunger war so groß, daß das Volk das Gras, das an einem Graben wuchs, verzehrte, und nicht nur diß, sondern auch Hunde und Kazen und Leder; ja einige Soldaten sollen sogar Kinder, deren sie sich bemächtigen konnten, verzehrt haben.

Die Hugenotten, ganz entzükt, daß sie nun endlich einmal eine Stadt, die ihnen schon so vielen Schaden zugefügt hatte, eingeschlossen haben, drangen in dem königlichen Kriegsrath darauf, rieffen öffentlich, und reizten die Soldaten, daß auch sie rieffen, man

müsse die Stadt lebhaft angreifen, so sei es in sechs Stunden um sie geschehen. Allein der gute und weise König wollte seinen leidenschaftlichen Räthen nicht folgen: er sahe wohl, daß sie Paris bestürmt haben wollten, um an dieser Stadt wegen der Bartholomäus-Nacht durch ein allgemeines Niedermezeln Rache nehmen zu können. Aber er sahe auch, daß die Zerstörung dieser Stadt, gleich einer Wunde in das Herz, für ganz Frankreich tödtlich seyn werde; daß er so den gröſten, beinahe einigen Schaz seines Staats auf einmal vernichten, und daß er weiter nichts gewinnen würde, als daß die gemeine Soldaten durch eine so reiche Beute übermüthig gemacht, sich ganz dem Vergnügen überlassen, oder sich vielleicht gar von ihm trennen würden.

Diejenige, welchen die Polizei in der Stadt anvertraut war, hatten darinn sehr gefehlt, daß sie so viele arme und unnüzliche Leute in der Stadt geduldet hatten: daß sie bei zunehmendem Mangel so spät auf Mittel ihm abzuhelfen bedacht waren. Das einige Mittel, das sie erdenken konnten, war, daß sie Gesandte an den König schikten, und ihn bitten lieſsen, er möchte einer Anzahl Menschen hinauszugehen erlauben. Diejenige, die sich auf diese Gnade Rechnung machten, hatten sich bei dem Thor St. Viktor versammelt, und sich von ihren Freunden und Nachbarn unter so vielen Thränen verabschiedet, daß da-

durch der Unempfindlichste hätte müssen gerührt werden.

Der König war gnädig genug, ihnen ihre Bitte zu gewähren; aber seine Räthe widersezten sich ihm so ernsthaft, daß er, um sie nicht zu erzürnen, diese Unglükliche wieder zurükschiken mußte. Doch sein gutes Herz konnte diese Gewaltthätigkeit nicht lange ertragen. Mehrere, die lieber sterben, als länger hungern wollten, waren über die Mauern herab gesprungen; und von diesen ward er von dem schrekklichen Zustand der Stadt, von der fürchterlichen Hungers-Noth, und dem unglaublichen Eigensinn der Liguisten benachrichtiget. Diß durchdrang sein Herz so, daß Thränen aus seinem Auge stürzten. Den Schmerzen, der ihn durchdrungen hatte, einigermassen zu verbergen, wandte er sich weg, und brach mit einem tiefen Seufzer in die Worte aus: Gott! du weist's, wer daran schuldig ist; gieb mir Mittel, diejenige zu erhalten, welche durch die eigensinnige Bosheit meiner Feinde zu Grunde gerichtet werden.

Vergebens redeten ihm nun seine unempfindliche Räthe, besonders die Hugenotten, zu: vergebens stellten sie ihm vor, diese Rebellen verdienen keine Gnade: er entschloß sich, den Unschuldigen einen Ausgang zu öfnen. Ich wundere mich nicht, sagte er, daß die Anführer der Ligue, daß die Spanier so wenig Mitleiden mit diesen armen Leuten haben: sie

sind Tirannen: aber ich ihr Vater, ihr König, kann das Geschrei dieser Unglüklichen nicht anhören, ohne daß es mir das Innerste meiner Seele durchdringt, ohne daß ich sogleich demselben abzuhelfen bedacht seyn sollte. Ich kann es nicht hindern, daß nicht diejenige, welche von der Wuth der Ligue besessen sind, mit ihr umkommen: aber was können diejenige, die ihre Zuflucht zu meinem guten Herzen nehmen, für das Verbrechen der übrigen? mitleidig biete ich ihnen die Hände. Und nun gab er Befehle, daß man diesen Unglüklichen erlauben solle, aus der Stadt zu gehen. Viele mußte man herausführen, einige wurden herausgetragen. So kamen nun mehr als vier tausend Menschen aus der Stadt, und diese riefen nun aus allen Kräften: es lebe der König!

Von diesem Tage an liessen die Offiziere, welche die Wache hatten, jeden Tag einige Parthieen entwischen, weil sie wohl wußten, daß sie auf Verzeihung sich Rechnung machen dürfen: ja sie wagten es so gar, ihren Freunden, ehemaligen Hauswirthen und besonders den Damen Lebensmittel und Erfrischungen zukommen zu lassen. Denn Paris ist die gemeinschaftliche Vaterstadt aller Franzosen; und wenige Menschen lieben nicht; wenige haben so gar kein Gefühl für den Freund, daß sie ihn mit Bedacht zu Grunde zu richten suchen könnten.

Nach dem Beispiel der Offiziere erlaubten sich die

Soldaten, Fleisch, Brodt und kleine Fäßgen Wein über die Mauren zu bieten: machten oft um geringen Preis einen guten Tausch, und belustigten sich auf Kosten der Kaufleute. Man mußte ihnen diß einigermassen gestatten, weil man kein Geld mehr hatte, sie zu bezahlen. Aber eben deswegen konnte sich Paris einen Monat länger halten, als es sonst möglich gewesen wäre. Diß ist aber der Fall bei allen Gelegenheiten von der Art, wie wir noch neuerlich Beispiele gehabt haben. Gebe Gott! daß Frankreich nie wieder ein solches Unglük treffe.

Der König sahe jezt wohl, daß sich diese groſſe Stadt nicht mehr lange halten könne; er bemühte sich deswegen, den Einwohnern derselben das Herz ganz ab zu gewinnen, und die Ligue auf diese Art ganz zu stürzen. Daher sezte er ihrer äuſſersten Hartnäkigkeit die gröſte Güte entgegen. Anfangs gab er Studirenden Geleitsbriefe; manchen von ihnen konnte er sie wegen ihren Verwandten, die es mit ihm hielten nicht abschlagen: nachher ertheilte er sie auch Damen und Geistlichen, endlich so gar auch denjenigen, die sich gegen ihn, als seine heftigste Gegner bewiesen hatten.

Indessen ward nun in seinem Kriegs-Rath beschlossen, die Vorstädte anzugreifen, um so die Vorsteher der Ligue zu nöthigen, die Unterhandlungen mit ihm zu beschleunigen. Den sieben und zwanzig-

sten Julius gegen Abend ließ er sie alle auf einmal angreifen; sie wurden wenigstens eine Stunde bestürmt, alle Thore wurden besezt, des Königs Soldaten errichteten sich bei denselben Wohnungen, und rieffen diejenige Häuser, die zunächst an dem Stadt-Graben standen, nieder.

Durch diesen lezten Angriff wurden die Einwohner der Stadt Paris zusammengepreßt, daß sie kaum mehr athmen konnten. Deswegen beschlossen die Vorsteher der Ligue, die wohl sahen, daß kein Verbot, keine Ermahnung, und keine Furcht vor Strafen im Stande seie, die Bewohner dieser Stadt zurük zu halten, nach einer zehen- oder zwölfmaligen Berathschlagung mit Heinrich in Unterhandlung zu treten: nicht als ob sie im Sinn gehabt hätten, mit ihm abzuschlieſſen, sondern bloß um die Sache aufzuschieben, und den Herzog von Maienne Zeit gewinnen zu lassen, zu ihrem Entsaz herbei zu eilen.

Dieser Herzog gab ihnen wöchentlich zwei- oder dreimal Nachricht, und versprach ihnen allemal, er werde in fünf oder sechs Tagen, mit einer mächtigen Armee ihnen zu Hülfe kommen. So hatte er sie bereits sechs Wochen mit leeren Hofnungen getäuscht: hatte sich endlich nach Meaux begeben, wo Vitry Gouverneur war, und von hier aus tröstete er sie wieder mit einiger Hofnung, die Stadt entsezen zu kön-

nen, war aber bei weitem zu schwach, um etwas wagen zu können.

Der Herzog von Parma hatte von Spanien aus Befehle bekommen, sich mit dem Herzog von Maienne zu vereinigen, und kein Mittel zu sparen, um Paris zu retten: allein diß war ihm gar nicht gelegen. Er befürchtete, während seiner Abwesenheit möchte ihm sein König einen Nachfolger geben, wodurch er in den Nieder-Landen mehr verlieren würde, als er in Frankreich je gewinnen könnte. Indessen bekam er endlich doch von seinem Hofe solche entscheidende Befehle, daß er gehorchen mußte. Er brach also den sechsten August von Valenciennes auf, und kam am zwei und zwanzigsten dieses Monats zu Meaux an. Er hatte nur zwei tausend Fußgänger und drei tausend Reuter, aber Artillerie, und Vorrath für eine dreimal grössere Armee, und fünf hundert Wagen mit Lebensmitteln für Paris bei sich.

Unter allen Auswärtigen war er einer der größten Soldaten dieses Zeitalters, besonders in so fern die Geschäfte von dem Nachdenken abhiengen: er hatte den Plan seiner Unternehmung bei sich so genau entworfen; seine Märsche nach den genauesten Land-Charten so richtig berechnet; auf alles, was ihm begegnen konnte, und was er zu thun hatte, mit so vielem Bedacht Rükſicht genommen, daß er sich ei-

nen guten Erfolg von seiner Unternehmung versprechen durfte.

Die Freunde des Königs bemühten sich immer, ihn zu überreden, der Herzog werde nicht aus den Niederlanden aufbrechen. Ja, wenn er auch wirklich aufbrechen sollte, sagten sie, so kann er doch nur eine so unbedeutende Armee ins Feld stellen, daß er sich damit nicht in die Mitte von Frankreich wagen darf: wollte er aber eine grosse Armee aufstellen, so fehlt es ihm an Zeit, um Paris damit zu entsezen. — Und es gelang ihnen, den König durch diese falsche Vorstellungen zu sehr einzuschläfern. Erst, da er erfuhr, daß der Herzog in vollem Anzug seie, fieng er an, dasjenige zu befürchten, was ihm nachher wirklich begegnete, und die Gefahr schien ihm nun um so gröſſer, je weniger er vorher vorsichtig gewesen war. Bei diesen Umständen war er um so geneigter, die Unterhandlungen mit dem Herzog von Maienne wieder anzufangen, der sich das Ansehen gab, als ob er einen Vergleich mehr, als je wünsche, um nemlich den König abzuhalten, daß er keinen Sturm auf Paris wage, und die Einwohner von Paris in der nahen Hofnung ihrer Befreiung zu erhalten; denn die Hungers-Nöth war auf einen solchen Grad gestiegen, daß er die Einwohner dieser Stadt mit seinen fünf oder höchstens sechs Tagen nicht länger aufhalten konnte.

Da der Herzog von Parma nur noch zwo Tag-

reisen von Meaux entfernt war, so ließ er den König wissen, daß der Herzog von Maienne jezt nur in Verbindung mit ihm unterhandlen könne. Hierüber waren die Räthe des Königs sehr erstaunt, und sie wußten nun nicht, was sie zu thun hätten. Ohne Zweifel mußte es der Ehre des Königs nachtheilig seyn, und seinem bisher im Krieg erworbenen Ruhm Schande machen, wenn er eine Belagerung, die vier Monate gedaurt hatte, aufhob: es mußte für einen tapfern und ruhmvollen Prinzen ein sehr empfindliches Mißvergnügen seyn, daß er die Belagerung einer so grossen Stadt, die er eben im Begriff stand zu erobern, aufheben sollte, da er durch diese Eroberung der Ligue einen tödtlichen Streich beigebracht haben würde.

Nur ein einiger Entschluß war möglich, und diesen faßte der König, so gewagt er auch war. Er ließ einen Theil seiner Soldaten in den Vorstädten, und sahe sich einen Plaz aus, von wo aus er sich mit dem Herzog von Parma schlagen konnte, ohne deswegen die Belagerung aufzuheben. Der König ließ daher nach dem Rathschluß der Herrn Roue, Guitry und Pleſſis-Mornay nur drei tausend von seinen Soldaten vor Paris stehen, und zwar in der Gegend, wo sich die hohe Schule befindet, und stellte seine übrige Soldaten auf der Ebene von Bondy, welche zwischen Paris und dem Herzog von Parma in der Mitte lag, in Schlachtordnung.

Der Marschall von Biron war mit dieser Anordnung gar nicht zufrieden, und brachte es dahin, daß man sich entschloß, bis nach Chelles vorzurüken, um dort ein Treffen zu liefern. Es ist ungewiß, ob er diesen Rath deswegen gab, weil es ihm wehe that, daß nicht er zuerst auf jenen Gedanken gerathen war, oder deswegen, weil es ihm gefährlich schien, so nahe bei Paris zu fechten, wo ihnen mitten in der Schlacht fünfzehen oder sechszehen tausend Mann in den Rüken fallen konnten. Was er aber auch für einen Grund haben mochte, so war sein Ansehen bei den Soldaten so groß, so war es bei der gegenwärtigen Lage so gefährlich, einem solchen hizigen Mann zu widersprechen, daß man ihm nachgeben, die Belagerung ganz aufheben, und gegen Chelles zu ziehen mußte.

Da der Herzog diß sahe, und es nicht für gut fand, sich jezt zu schlagen, so verschanzte er sich schnell in einer sumpfichten Gegend so gut, daß er hier keinen Angriff zu befürchten hatte. Er rühmte sich auch selbst, daß der König ihn hier nicht nöthigen könne, auch nur eine Pistole loszuschiessen: er wolle im Angesicht desselben eine Stadt wegnehmen, und die Ströme wieder öffnen, um Lebens-Mittel nach Paris zu bringen. Er brachte wirklich auch alles diß vollkommen zu Stand: der König konnte ihn zu keinem Treffen zwingen, und er nahm Lagny an der Marne weg, ohne daß der König es verhindern konte.

So wurde also Paris völlig entsezt, und nun lief eine grosse Menge Schiffe mit allen Arten von Lebens-Mitteln bei der Stadt ein. Doch die Freude der Einwohner von Paris stand mit den Ursachen derselben in keinem Verhältniß; denn das lange Elend hatte ihre Körper so abgemattet, und ihren Geist so niedergedrükt, daß sie keiner vollkommenen Freude mehr fähig waren.

Die Truppen des Herzogs von Nemours wurden durch diese Erfrischung wieder muthig gemacht, und machten in Gesellschaft der beherztesten Bürger tägliche Ausfälle; schnitten dem Lager des Königs die Zufuhr ab, so daß in kurzer Zeit eine Theurung in demselben entstand, die Krankheiten sich vermehrten, und die Edelleute, die in der Hoffnung, ein Treffen liefern zu dürfen, herbei gekommen waren, ungeduldig wurden. Der König versammlete deswegen seine Räthe, um sich mit denselben über Mittel zu berathschlagen, wie diesen Unbequemlichkeiten abgeholfen werden könnte. Er fand die ganze Lage seiner Armee so schlecht, daß er es für besser hielte, sich zurükzuziehen, als sich noch einer gröfferen Schande auszusezen. Natürlich mußte es ihm wehe thun, von Paris abziehen zu müssen. Er machte daher noch einen, freilich nicht bedeutenden Angriff auf diese Stadt in derjenigen Gegend, wo die Universität steht, zwischen den Thoren St. Jakob und St. Marceau.

Da aber auch dieser vergeblich war, so zog er sich nach Senlis zurük, und von da nach Kreil. Da er eben nichts besseres zu thun hatte, so nahm er Klermont in Beauvoisis weg, von wo aus Senlis und Kompiegne beunruhiget werden konnten. Nun schikte er einen Theil seiner Truppen in die Städte um Paris, andere in die Provinzen, um diese im Gehorsam zu erhalten, und behielt nur einige als ein fliegendes Korps bei sich.

Nach dem Rükzug des Königs breiteten sich die Herzoge von Parma und Mainenne in Brie aus. Der Herzog von Parma ließ sich endlich durch dringendes Bitten der Ligue bewegen, Korbeil zu belagern. Er hofte diese Stadt in vier oder fünf Tagen wegnehmen zu können, brachte aber einen ganzen Monat damit zu, weil ihn der Herzog von Mainenne entweder aus Nachläßigkeit, oder aus Eifersucht mit Munition gar zu sparsam versahe. Weil er nun aber sahe, daß sich seine Armee täglich verringere, und nach dem Beispiel der französischen Soldaten auf keine Befehle mehr achte, so zog er sich nach Flandern zurük, sehr unzufrieden über den Charakter der französischen Nation, die er unbeständig, leichtsinnig, voll Eifersucht, und Uneinigkeit, unersättlich und undankbar gefunden haben wollte. Zu diesem Urtheil verleitete ihn sein damaliger Aerger.

Noch vor seiner Abreise bekam er die unangenehme

Nachricht von dem Verlust der Stadt Corbeil, deren Eroberung ihm so viele Mühe gemacht hatte. Givry, den der König als Gouverneur in Brie aufgestellt hatte, eroberte sie in Einer Nacht mit Sturm. Alle Bitten der Ligue konnten den Herzog nicht bewegen, nur noch so lange in Frankreich zu verweilen, bis sie diesen Plaz wieder erobert hätte. Er überließ ihr nur acht tausend von seinen Soldaten, versprach, im Frühjahr mit einer viel grösseren Armee wieder zu kommen, und rieth ihr, den König bis auf den nächsten Feldzug mit Friedens-Unterhandlungen hinzuhalten — Ein Rath, den der Herzog von Maienne befolgte, der ihm auch den Vortheil verschafte, daß er mehrere Städte in seiner Gewalt behielt, die bereit waren, von ihm abzufallen.

Die Unternehmung des Herzogs von Parma auf Frankreich hielt die Sachen des Königs sehr auf, brachte aber den Herzog von Maienne nicht weiter, vielmehr war sie auch ihm hinderlich, und veranlaßte ihn zu Maasregeln, die ihn endlich unglüklich machten. Denn der Herzog von Parma hatte nun seine Fehler kennen gelernt, und den Staats-Rath von Spanien belehrt, daß der Herzog von Maienne zur Beförderung der Spanischen Angelegenheiten schlechterdings untauglich und viel zu schwach seie, auch allzu wenig Ansehen habe, als daß er eine so

grosse

grosse Parthie einig erhalten könnte; er seie zu eifersüchtig, langsam, und nachlässig, als daß er überall die gehörige Anordnungen machen könnte; der König von Spanien werde daher selbst die Besorgung der Angelegenheiten der Ligue übernehmen, und sich zum unumschränkten Haupt derselben erklären müssen. Hierinn werden ihm die Geistliche, und das Volk in den grossen Städten beistehen. Beide seien sehr geneigt, die Regierung verändert zu sehen. Das Volk besonders seie unter den lezten Königen sehr mißhandelt worden, und werde deswegen leicht zu bewegen seyn, sich in Kantone zu vertheilen, oder sich einen König zu wählen, dessen Macht eingeschränkt wäre, damit es künftig nicht mehr durch Auflagen, oder durch zu viele Soldaten gedrükt werden könnte, wie diß unter den zween lezten Königen der Fall gewesen seie.

Der König von Spanien fand es sehr vortheilhaft für sich, wenn er Frankreich in einen Freistaat verwandlen, oder diesem Staat einen König geben könte, der nur durch ihn bestehen möchte, nahm nun bei weitem weniger Rükſicht auf den Hertzog von Maienne, als er vorher gethan hatte, und unterstüzte ihn nur sehr wenig. Hingegen suchte er die grosse Städte, vorzüglich aber die Sechszehner in Paris in Parthien zu zertheilen, wozu er kein Geld sparte. Man glaubt, er habe so grosse Summen verschwendet, daß er da-

mit hätte eine Armee halten, und einen grossen Theil von Frankreich erobern können.

Sobald Heinrich das Vorhaben des Königs entdekt hatte, arbeitete er ihm entgegen. Besonders suchte er sich den Herzog von Maienne durch Gefälligkeiten, und gute Behandlung verbindlich zu machen. Hiebei hatte er folgende Absichten, einmal den Herzog zu gewinnen, und denn ihn bei den Spaniern desto verdächtiger zu machen. Zugleich suchte er hierdurch den Herzog gegen die spanische Nation noch mehr zu reizen, und ihn durch viele Vortheile, die er ihm versprach, wenn er auf seine Seite treten wollte, sich noch näher zu verbinden. So hielt er ihn immer ein wenig auf, machte seinen Eifer erkalten, und verhinderte ihn, seine Sache aufs äusserste zu treiben. Es war dem König bekannt, daß seine Vorfahrer die Liebe seines Volks durch ihre schlechte Regierung von sich abgewendet, und der Ligue Vorwand und Gelegenheit gegeben hatten, das Volk zu reizen. Er ließ daher kein Mittel unversucht, keine Gelegenheit unbenüzt, um das Volk mit Güte zu seiner Pflicht zurükzubringen.

Dieser gute und weise Fürst begrief leicht, daß man erst die Ursachen heben müsse, ehe man eine Krankheit heilen könne, und daß er die übele Gesinnungen des Volks, die den Staat in das äusserste Elend gestürzt haben, in bessere umändern müsse.

zugleich sahe er sehr wohl ein, daß sich sein Vorfahrer vorzüglich aus drei Gründen verhaßt und verächtlich gemacht habe.

Der erste war seine Trägheit und Unthätigkeit. Anstatt, daß er seine herrliche Gaben, die er von Gott erhalten hatte, hätte zur Regierung seines Staats, und zur Besorgung seiner königlichen Geschäfte anwenden sollen, vernachlässigte er es, sich diesen zu widmen, bekümmerte sich um die Verwaltung des Staats nichts; sondern überließ sich ganz seinem Vergnügen; eben als ob die Regierung seines Staats das gröste und wichtigste Geschäft blos zu seiner Unterhaltung dienen müßte; eben als wenn Gott die Könige blos aus Liebe zu ihnen, nicht um seiner Ehre und des Besten der Menschen willen eingesezt hätte.

Der zweite Grund war seine wenige Spatsamkeit und unglaubliche Verschwendung der Einkünfte, wodurch er gezwungen ward, aufferordentliche und eben so beschwerliche Mittel aufzusuchen, um sich Geld zu erwerben. Seine Finanzen hatte er nicht nur durch seine ungeheure Ausgaben, und unermeßliche Geschenke, die er seinen Günstlingen gab, verschwendet, er hatte nicht nur hierdurch sein Volk in Verzweiflung gestürzt, sondern auch durch seine immerwährende Nachlässigkeit, die ihn nicht einmal Zeit nehmen ließ, sich darnach zu erkundigen, und über diejenige, welche sie

verwalkten, die gehörige Aufsicht zu haben. Diese vergaſſen denn, daß ſie die Einkünfte blos verwalten ſollten, verſchwendeten ſie auf tauſenderlei unnüze Weiſe, und vertheilten ſie unter ihre Kreaturen, als ob die Staats-Einkünfte zu ihrem Vermögen gehörten.

Der dritte endlich war der geringe Glaube, den ſein Wort fand, und die liſtige, kleine und verſtekte Art ſeine Unterthanen zu behandlen, woraus zum Unglük für ihn das ewige Mißtrauen gegen ihn entſtand, das ſo groß war, daß man alle ſeine Reden und Handlungen für eben ſo viele Schlingen anſahe; daß man klug gehandelt zu haben glaubte, wenn man von allem, was er vorgab, gerade das Gegentheil als wahr annahm.

So war alſo unſerem Heinrich alles das, wodurch ſich ſein Vorfahrer in den Abgrund geſtürzt hatte, bekannt; und er entſchloß ſich, theils aus Neigung zum Guten, theils aus einer guten Politik, gerade die entgegengeſezte Wege einzuſchlagen.

Zuerſt wollte er der Ligue, die ihm den Szepter ſtreitig machte, zeigen, daß er deſſelben würdig ſeie. Daher war er nicht nur im Feld, und bei ſeinen Kriegs-Verrichtungen, ſondern auch in ſeinem Kabinet bei Berathſchlagungen über wichtige Angelegenheiten, bei Unterhandlungen; bei der Einrichtung und Vertheilung der Finanzen; bei dem Uebertragen der Aemter,

bei Untersuchung wichtiger Gesetze über die Ordnung und Polizei in seinem Königreich; kurz bei allen Geschäften, die einem Fürsten zukommen, der nicht bloß König heissen, sonden auch in der That seyn will, äusserst thätig; Er bemühte sich treue Minister zu haben, ließ sich aber nie von ihnen beherrschen; er übertrug ihnen immer solche Beschäftigungen, daß man in ihm den unumschränkten Herrn, in ihnen die Diener erblikte. Er liebte sie, wie billig, aufrichtig, und hatte wahre Freundschaft für sie, gab es aber nie zu, daß sie die gehörige Unterwürfigkeit und Achtung vergaffen. Wenn er sie um Rath fragte, so durften sie bloß die Rathgeber, aber nicht die benöthigte Lehrer machen; und sie sahen sich öfters genöthiget, seinen Gründen zu folgen, als er den ihrigen. Er beehrte sie mit seiner Gnade und mit Belohnungen, aber er beobachtete ein genaues Verhältniß mit ihren Verdiensten: er vergab nie alles an einen, oder zween, oder drei, sondern als der gemeinschaftliche Vater belohnte er sie alle, je nachdem er sie für würdig hielt. Die Belohnungen ertheilte er immer selbst, nicht durch andere, weil er wohl wußte, daß Belohnen und Wohlthun des Fürsten seeligstes Geschäft ist, das er nie einem andern überlassen darf.

Aber sodenn ließ er sich auch die gute Verwaltung der Finanzen vorzüglich angelegen seyn. Und hierzu bewogen ihn folgende vier Gründe:

1) Weil er von Natur zwar nicht geizig, aber doch sparsam war, und die Verschwendung haßte.

2) Weil er sein Volk liebte, und es so schonend als möglich behandelte: denn er war zu gewissenhaft, als daß er die Gelder desselben auf etwas anderes als auf höchst nothwendige Dinge hätte verwenden sollen. Eben daher fand er auch die Blut-Igel, wenn ich so sagen darf, die alles an sich zu reissen suchen, unbekümmert, woher es komme, wenn es nur ihnen zu Theil ward, schlechterdings unausstehlich.

3) Weil die Noth, in der er sich so oft befand, ihn den Werth des Gelds kennen gelehret, und ihm gezeigt hatte, wie sparsam man damit umgehen müsse, weil es so schwer zu bekommen seie.

4) Weil er schon als Prinz sich Kenntnisse erworben hatte, die anderen Prinzen so oft fehlen; weil er also gelernt hatte, daß so viele Uebel, die Frankreich schon so lange plagten, bloß von der schlechten Verwaltung der öffentlichen Gelder herrühren.

Unter allen Bemühungen, die er anwandte, um seinen Staat glüklich zu beherrschen, war seine gröste, seine anhaltendste diese, wie er seine Einkünfte in Ordnung erhalten, und sich über diese immer eine deutliche Uebersicht erhalten könnte. Die bisherige Aufseher über dieselbe hatten tausendfache Verwirrung angerichtet, daß man sich beinahe nicht mehr zu helfen wußte. Sie waren hierinn auch so glüklich

gewesen, daß ein Einnehmer dieser Zeit dieses Machwerk Zauberei nannte, das so genau zusammenhange, daß man nirgends die Verbindung entdeken könne. — Kein Wunder, wenn sie nun mit den Gütern ihres Fürsten, und dem Schweiß des armen Volks nach Belieben handelten.

Die Einkünfte half damals ein Edelmann aus der Normandie Franz von O, der schon unter Heinrich III. Ober-Aufseher über die Verwaltung derselben gewesen war, verwalten. Dieser Mensch war eigentlich fürchterlich erfinderisch in allen Arten von Verschwendungen. Eben seine Verschwendungen lehrten ihn immer listigere und feinere Künste aussinnen, durch die er das Volk bis auf das Blut aussaugen und die Finanzen in immer grössere Unordnung bringen konnte, und so wußte er denn seine Räubereien unbemerkt zu begehen. Unerachtet ihn der König als den kannte, der er war, so mußte er ihn doch in seinem Amt lassen, bis seine Sache eine bessere Wendung bekam, weil ihm ohnehin die Günstlinge und Freunde des verstorbenen Königs dadurch so vieles zu thun machten, daß sie jezt als Eiferer für die katholische Religion betrachtet seyn wollten. Um aber indessen seiner unersättlichen Geldgierde einigen Einhalt zu thun, suchte er sich nach und nach Kenntniß von der Verwaltung der öffentlichen Gelder zu erwerben; und machte bald auf diese bald auf eine andere Art die

nöthige Anordnungen. Hierdurch wußte er ihn so einzuschränken, daß er in Vergleichung mit seinen vorigen Räubereien jezt wenig mehr entwenden konnte.

Es wird überflüssig seyn, zu erzählen, wie artig und wie freimüthig zugleich unser Heinrich sich gegen jedermann benahm. Auch bemerkt man in seiner ganzen Geschichte, daß selbst seine Feinde einem bloßen Wort von ihm mehr trauten, als den schriftlichen Versicherungen anderer. Er zeigte Klugheit in seinem Benehmen, aber nie Betrug, Hinterlist und Ränke. Der Kluge handelt immer ehrlich und gut; der Ränkevolle hingegen krumm und schlecht. Der Kluge denkt edel und groß, der Ränkevolle schlecht, hinterlistig und niederträchtig. Das ganze Leben dieses großen Königs war Edelmuth, Güte, Sanftmuth und Herablassung: er hatte eine bewundernswürdige Neigung, sich Personen jedes Standes verbindlich zu machen; wenigstens durch Höflichkeit, Leutseligkeit und gefällige Unterredungen, wenn er es auch sonst mit nichts konnte. Bei den geringsten Diensten, die man ihm leistete, war er so dankbar, als er seyn konnte: jedem zeigte er sich gütig und gesprächig; gegen seine Offiziere war er vertraulich; und gegen gemeine Soldaten mitleidig, so gar, daß er sich bei jeder Gelegenheit wegen dem Ungemach, das sie ausstehen mußten, entschuldigte, und schwur, er sele unschuldig, und er wünsche nichts mehr, als

ihnen den Frieden zu verschaffen, den Jesus Christus allen Christen so sehr empfohlen habe: er betrachte alle diejenige als seine Feinde, die ihn nöthigen Krieg zu führen, den er als die Quelle so vieler Laster und so vieles Elends verabscheue. In seinem Gesicht drükte sich immer eine gewisse Heiterkeit, in seinen Gesprächen eine Lebhaftigkeit und ein besonders angenehmer Geist, und in allen seinen Handlungen eine Entschlossenheit und Fertigkeit aus, die den bedenklichsten Männern gefiel, und die Kälteste belebte. So sehr er immer Hugenot war, so sprach er doch jederzeit mit Achtung von dem Papst und den katholischen Geistlichen; behandelte die Grosse und die Edelleute als seines Gleichen, und wenn er sie auch nicht thätlich belohnen konnte, so suchte er es ihnen durch den Ruhm zu ersezen, daß er sie den rechten Arm des Staats nannte, der die Krone auf seinem Haupt fest halte; Was Rache seie, war ihm unbekannt: sein grosses Herz kannte den Zorn nicht; er vergab Kränkungen und vergaß sie eben so leicht, wenn er nur sahe, daß man sie bereue, und geneigt seie, Gutes zu thun, oder wenigstens das Böse künftig zu vermeiden. Mehr mit diesen Waffen, als mit dem Degen besiegte er seine grausamste Feinde; er zwang dem härtesten und vergiftetsten Herzen Liebe ab; und aus den Liguisten einst seinen eingenommensten Gegnern bildete er sich seine treueste Verehrer; und glaubte die Grösse

und Güte eines Monarchen habe einen ansehnlichen Fortschritt gemacht, wenn er diejenige, die er gewinnen könne, nicht verderbe, wenn er sie aus ihren Fehlern rette, anstatt sie tiefer in dieselbe zu stürzen. Und so hatte er denn doch wohl gerade die entgegen gesezte Maasregeln seines Vorfahrers ergriffen.

1591.) Nach dem Abzug des Herzogs von Parma war die Parthie des Königs einige Zeit eben so geschwächt, als die der Ligue; beide waren durch vielerlei Uneinigkeiten gesunken, doch mit dem grossen Unterschiede, daß die Uneinigkeiten der königlichen Parthie durch sein weises Betragen nach und nach unterdrükt wurden, da sie hingegen unter der Ligue sich immer vergrösserten.

Eine grosse Uneinigkeit herrschte zwischen dem Herzoge von Nemours, und dem Herzog von Maienne, unerachtet sie Eine Mutter gehabt hatten. Nicht geringer war die Uneinigkeit zwischen dem Herzog von Maienne und dem Herzog von Lothringen: die gröste aber hatte zwischen dem Herzog von Maienne und den Spaniern Statt, die ihm mit Hülfe der Sechszehner tausend Queer-Streiche machten. Denn so bald er sie nicht mehr als seines gleichen behandelte, so betrachteten auch sie ihn nicht mehr als ihren Anführer, und verlangten vor allen Dingen, die Ligue müsse einen andern Anführer haben.

Die Parthie des Königs theilte sich ebenfalls wie-

der in drei oder vier kleinere. Die eine begrief die strengere und hartnäkigere Hugenotten, die es nicht zugeben wollten, daß der König von einem Unterricht in der katholischen Religion sprechen solle, die ihn mit einem Abfall bedrohten, wenn er künftig nur wieder daran denken würde; die ihn deswegen beständig beobachteten, und gegen alle seine Unternehmungen Einwendungen bereit hatten. Die zwote Parthie war die der Katholiken, die für ihre Religion eiferten, oder zu eifern vorgaben. Diese bemühten sich, den König gegen die Reformirte einzunehmen, und waren unzufrieden, wenn er diesen ein Amt, oder irgend eine Versorgung geben wollte, oder wenn er etwa mit ihnen besonders zusammen trat. Die dritte Parthie war die der ehemaligen Anhänger und Günstlinge Heinrichs III. Diesen mißfiel die Denkungsart unsers Heinrichs, weil er ihnen nicht gab, was sie wollten, und sich nicht nach ihren Einfällen behandeln ließ. Diese waren meistens Atheisten, oder Freigeister, vermischten sich aber mit den Katholiken, und machten dem König vielen Verdruß.

Diese zwo leztere Parthien vereinigt betrachtet nannte man Tiers Parthie. Karl, Kardinal von Bourbon (so lange der alte Kardinal von Bourbon noch lebte, hieß dieser Kardinal von Vendome) war ihr Anführer. Dieser übermüthige und stolze Prinz bildete sich ein, die Krone würde an ihn kommen,

wenn Heinrich IV. sein Verwandter ausgeschlossen würde. Er munterte daher die Katholiken auf, sie sollten auf die Rükkehr Heinrichs in ihre Kirche dringen. Er hofte nemlich, das Gewissen des Königs und die ganze Lage seiner Sachen werde ihm diß nicht gestatten, und dann könnte er durch diese verdekte Künste Heinrich für einen hartnäkigen Kezer erklären, die Katholiken zum Abfall von dem König, und, so denn zur Vereinigung mit ihm bewegen. Diese Parthie stürzte unsern Heinrich wirklich in die grösste Gefahr, in der er sich je befunden hatte, wenn er sie schon zu verachten schien, und ihre Anhänger Tiercelets nannte. Nie nahm diese Parthie ihre Maske ab; nie trennte sie sich öffentlich von dem König; allein sie war eben deswegen nur um so furchtbarer; brachte aber endlich doch das Gute zuwegen, daß sich Heinrich durch sie genöthiget sahe, sich wirklich in der katholischen Religion unterrichten zu lassen, und völlig in die katholische Kirche überzutretten.

Die Hugenotten hatten nicht so bald erfahren, daß er den katholischen Lehrern Gehör gebe, als sie beschlossen, ihn so fest mit sich zu verbinden, daß er ihnen nicht mehr entwischen könnte. Sie verwendeten sich daher aufs äusserste bei der Königin Elisabethe, und den protestirenden Fürsten in Deutschland, daß diese starke Hülfs-Truppen schiken möchten. So hofften sie die Ligue ganz zu stürzen, und unserem Hein-

rich in Rükſicht auf ſeine Religion volle Freiheit zu verſchaffen, zugleich könnten ſie ihn durch die fremde Truppen nöthigen, bis auf dieſen Zeitpunkt ihnen getreu zu bleiben. Wirklich war auch die Königin Eliſabethe, die für ihre proteſtantiſche Religion ſehr beſorgt war, gegen die Sache des Königs gar nicht gleichgültig, ſtand ihm großmüthig genug bei, und ermunterte die teutſche proteſtirende Fürſten, das nehmliche zu thun.

Zugleich drangen die Hugenotten ſehr auf die Erlaubniß, die ihnen freie Religionsübung zuſicherte. Ihre Bitten waren ſo dringend, daß Heinrich ſie bewilligen mußte, und deswegen dem zu Tours verſammelten Parlement ein Edikt zuſchikte: aber diß war nicht zu bewegen, das Edikt anders zu regiſtriren, als mit den Worten: par proviſion ſeulement (bis auf weitere Verordnung) zum klaren Beweis, daß auch dieſer Gerichtshof, wie die Parthien der Ligue gegen dieſe falſche Religion geſtimmt war.

Nun ſtarb Papſt Sixt V. und hinterließ in dem Kirchenſchaz fünf Millionen Gold, die er geſammelt hatte. Er war gegen die Ligue ſehr eingenommen, und hatte ſich bei unſerem Heinrich eben ſo viele Mühe gegeben, ihn zur Rükkehr in die katholiſche Kirche zu bewegen, als ſich die Ligue nahm, ihm die Thore der Kirche zu verſchlieſſen, damit ſie ihn hätte von der Regierung ausſchlieſſen können.

Auf Sixt V. folgte Urban VII. der nur dreizehen Tage regierte.

Auf Urban VII. folgte Gregor XIV. ein sehr heftiger Mann, und den Spaniern ganz ergeben. Dieser nahm also, wie wir sehen werden, mit grosser Hize die Parthie der Ligue.

Ich übergehe die verschiedene Unternehmungen auf beiden Seiten. Ein Angriff der Einwohner von Paris auf St. Denis mißlang. Der Ritter von Aumale, welchen man den vor der Ligue kriechenden Löwen nannte, ward mitten in der Stadt getödtet, da er sie schon beinahe erobert hatte. Auch der König machte einen Versuch auf Paris. Man nannte diesen den Mehl-Angriff, weil man die Stadt durch eine Bedekung, die man einer Parthie Mehl gab, überrumpeln wollte. Allein der Anschlag ward entdekt, und der Herzog von Maienne durch das heftige Geschrei der Sechszehner genöthiget, eine 4000 Mann starke spanische Besazung einzunehmen, wodurch sich denn die Uebergabe dieser Stadt über ein Jahr verzögerte. Man darf es nicht unbemerkt lassen, daß es jezt beiden Parthien an Geld fehlte, daß sie beide ihre Soldaten nicht lange zusammen halten, und also den Krieg nur sehr abgebrochen führen konnten.

Wenn die Heere drei Monate versammelt waren, so giengen sie wieder aus einander, und versammelten sich denn nach einiger Zeit wieder, und sie richteten

ihre Unternehmungen darnach ein, je nachdem sie nun stark oder schwach waren.

Der König hatte kaum seine Soldaten wieder versammelt, als er die Stadt Chartres belagerte, wo Bourdaisiere kommandirte. Es waren nur wenige Soldaten in der Stadt, allein die Belagerung zog sich doch in die Länge, ward sehr erschwert, und blutig. Dieß gab der Tiers Parthie zu mehreren gefährlichen Unternehmungen Anlaß: die aber durch die Eroberung dieser Stadt auf einige Zeit unterdrükt wurden. Der König machte Chiverni, Kanzler von Frankreich, zum Gouverneur dieser Stadt, der auch vorher, ehe sie in die Hände der Ligue gekommen war, diß Amt verwaltet hatte.

Der Herzog von Maienne, der sich eben nicht in den besten Umständen befand, und diß auch wohl einsahe, fieng nun an, nach dem Rath des Herzogs von Parma die Friedens-Unterhandlungen zu erneuren: man kam deswegen zusammen, trennte sich aber wieder, ohne daß man zu einem Entschluß kam. Hierauf hielten die Prinzen von Lothringen, und die vorzüglichsten Häupter der Ligue eine allgemeine Zusammenkunft zu Reims. Hier gestanden sie sich, sie alle zusammen seien zu schwach, um dem König zu widerstehen; und da es ihnen überdiß noch an Geld fehle, so müssen sie sich nothwendig mit Spanien weit näher verbinden, als vorher. Deswegen schikten sie den

Präsidenten Janin an Philipp II. Dieser Präsident hatte sehr vielen Verstand, und war ein guter Franzos; arbeitete für die Ligue und den Herzog von Maienne; suchte seine Religion und den Staat zu retten: wollte sich der Spanier bedienen, aber nicht ihnen dienen, und ihre Vortheile befördern. Natürlich hatten die Spanier so gut, wie er ihre Absichten, und sie hofften sich für die Unkosten, die sie für die Ligue aufwandten, durch das Königreich Frankreich bezahlt zu machen.

Die Absichten des Königs von Spanien wurden von dem Papst Gregor XIV. unterstüzt, der die Sache mit noch grösserem Eifer betrieb, als der König. Er nahm weder auf das Schreiben des Herrn von Luxemburg, nachherigen Herzogs von Pincy, das dieser im Namen der katholischen Provinzen und Grossen, die es mit dem König hielten, an ihn abgeschikt hatte, noch auf die äusserst demüthige Vorstellungen des Marquis von Pisany, den die Parthie des Königs nach Rom gesandt hatte, Rükficht; sondern trat ganz auf die Seite der Ligue; unterhielt einen Briefwechsel mit den Sechszehnern; und, was das Aergerlichste war, er griff den Schaz an, den Sixt V. gesammelt hatte; und unterhielt zum Besten der Ligue eine Armee von zwölf tausend Soldaten, der er den Grafen Herkules Sfondrate, seinen Neffen zum Anführer gab, nachdem

dem er ihn vorher zum Herzog von Montmarcian ernannt hatte, um ihm durch diese neue Würde desto gröſseres Ansehen zu verschaffen. Dieser Armee gab er eine Bulle mit, in welcher alle Prälaten, die sich nicht warnen lieſsen, dem König beizustehen, in den Bann gethan wurden; welche sein Nunzius Marcellin Landriane bekannt machen sollte. Hiemit verband er eine Summe Geld, um sie den Sechszehnern zu Paris und allen denjenigen, welche die grosse Städte vorzüglich gegen Heinrich aufbringen würden, auszutheilen.

Da das Parlement zu Tours die Abmahnungs-Bulle des Papsts zu Gesicht bekam, so ließ es sie durch den Scharfrichter verbrennen, und beschloß, den päpstlichen Nunzius anhalten zu lassen. Das Parlement von Paris hingegen hob diesen Ausspruch wieder auf, weil er von Leuten herrührte, die nichts zu befehlen hätten; und befahl dem heiligen Vater und seinem Nunzius zu gehorchen.

Unter diesen Umständen konnten solche Bullen nichts ausrichten: und der Kardinal von Bourbon ermahnte die Geistlichkeit, die sich zu Chartres gegen den Befehl des Parlements zu Tours versammelt hatte, vergebens, sich gegen den König aufzulehnen; die Armee des Papsts richtete nichts aus, sondern zerstreute sich, noch ehe sie etwas unternommen hatte.

Nicht so gieng es mit den Soldaten, die dem König durch den Vikomte von Turenne aus Deutschland zugeführt wurden. Sie waren der Sache des Königs sehr förderlich, und erwarben ihm ansehnliche Vortheile. Daher belohnte er diesen Herrn mit dem Marschalls-Stab von Frankreich, um dadurch ein Hinderniß, das seiner Verheirathung mit Charlotte von der Mark, Herzogin von Bouillon, und Beherrscherin von Sedan, im Weg stand, zu heben. Unerachtet sie eine Hugenottin war, so bemühte sich doch der Herzog von Lothringen bald auf freundschaftliche, bald auf gewaltthätige Art, sie mit seinem ältesten Sohn dem Marquis von Pont zu verbinden. Dem König war an der Verbindung dieser Dame mit Türenne gelegen, um an ihm dem Herzog von Lothringen, der es mit der Ligue hielt, einen hinreichend starken Gegner an die Seite zu sezen. Der neue Marschall zeigte auch bald, daß sich der König nicht geirrt habe; und unter anderen schönen Eroberungen nahm er auch die Nacht vor seiner Hochzeit Saint Denis weg.

Einen andern grossen Offizier hatte der König in der Dauphine an Lesdiguieres, der Grenoble eroberte, und nun diß ganze Land in seiner Gewalt hatte; der noch überdiß Provence dem Herzog von Savoyen, welcher sich dieser Provinz hatte bemächtigen und sie von dem franzöfischen Reich trennen wollen,

dem König erhalten hatte. Dieser Herzog war ein Tochtermann Philipps II. Königs von Spanien, die Macht seines Schwiegervaters vermehrte seinen Stolz und seinen Muth, und ließ ihn die Freundschaft, die seine Vorfahrer beinahe noch immer für Frankreich gehabt hatten, und die so groß gewesen war, daß sie von unseren Königen jährlich eine Summe Gelds zur Dankbarkeit erhalten hatten, vergessen. Allein die Klugheit und Tapferkeit Lesdiguieres machten alle seine grossen Unternehmungen fruchtlos, besonders gewann dieser Offizier die Schlachten bei Esparron von Palieres und Pontcharra gegen den Herzog, die dem leztern nicht geringen Verlust und grosse Schande zuzogen.

Um diese Zeit hatte unser Heinrich sehr viele Liebe für die schöne Gabrielle von Estrees, einem sehr vornehmen Hause. Diese Leidenschaft nahm so zu, daß diese Dame während ihrem ganzen Leben den ersten Plaz in seinem Herzen behauptete, und da er einmal drei oder vier Kinder mit ihr gezeugt hatte, so entschloß er sich so gar, sich mit ihr zu verheirathen, unerachtet er wohl wußte, daß diß mit vielen Schwierigkeiten und der äussersten Gefahr verbunden seie. Da er die Stadt Noyon erobert hatte, so machte er den Grafen von Estrees, den Vater seiner Geliebten zum Gouverneur dieser Stadt, und bald nachher

wählte er ihn zum Ober-Aufseher (Grand-Maitre) über das Zeughaus — eine Würde, die schon im Jahr 1550. Johann von Estrees bekleidet hatte.

Er hatte sich nach der Belagerung von Noyon, eben einige Zeit der Ruhe überlassen, als er Nachricht bekam, daß der Herzog von Guise nach mehreren Versuchen auf das Schloß zu Tours, wo er seit seines Vaters Tod gefangen gesessen war, endlich entkommen seie. Ueber diese Nachricht wurde der König bestürzt, und nicht wenig unruhig. Ihm war der grosse Name der Guisen, die ihm so viel geschadet hatten, noch in frischem Angedenken. Er befürchtete, dieser junge Prinz möchte sich die Liebe des Volks, die sein Vater in so vorzüglichem Grade gehabt hatte, ebenfalls erwerben; und bedaurte, ein Pfand verlohren zu haben, das ihm in vielen Fällen so nüzlich gewesen wäre. Doch da er über den Vorfall weiter nachdachte, so verminderte sich seine Furcht, und er sagte zu denen, die eben bei ihm waren, er habe mehr Ursache sich über diesen Vorfall zu freuen, als darüber zu trauren: denn entweder werde sich der Herzog von Guise auf seine Seite schlagen, und da wolle er ihn denn als seinen Verwandten behandlen: oder er werde zu der Ligue übertreten, und dann könne er mit dem Herzog von Maienne ohnehin nicht lange einig bleiben.

Diese Ahndung traf ganz richtig ein. Der Her-

zog von Maienne sahe jezt die Freude, welche die Ligue über diese Nachricht bezeugte, die Freudenfeuer, die in grossen Städten deswegen abgebrannt wurden, die Dankfeste, die der Papst öffentlich feiren ließ, und die Hofnungen, welche sich die Sechszehner von diesem Prinzen machten, mit welchem sie den unter seinem Vater genossenen Schuz, und überhaupt alle Eigenschaften dieses einst so angebeteten Herrn zu erhalten hofften; der Herzog von Maienne, sage ich, sahe alles diß, und konnte sich einer scheelen Eifersucht nicht erwehren. Unerachtet er ihm Geld zuschikte, und ihn zu einer Zusammenkunft bitten ließ, so betrachtete er ihn doch gar nicht als eine neue Stüze, sondern als den Gegenstand neuer Sorgen, und neuer Unruhe.

Der junge Herzog von Guise verband sich sehr genau mit den Sechszehnern, und versprach ihnen seinen Schuz.

Hierdurch und durch den Schuz, den sie sich von den Spaniern versprachen, wurden sie so kühn, daß sie sich entschlossen, den Herzog von Maienne zu stürzen. Sie machten den Anfang hiezu damit, daß sie seinen Charakter unter dem Volk verdächtig machten. Einige unter den Sechszehnern sollen an den König von Spanien geschrieben, und ihn versichert haben, daß sie sich ihm in die Arme werfen, und ihn bitten, er möchte, wenn er ja auch nicht selbst die Regierung

ihres Reichs übernehmen wolle, ihnen einen König von seiner Denkungsart geben, oder er möchte sich einen Tochtermann erwählen, dem sie denn uneingeschränkten Gehorsam und Treue versprechen. Sie beschlossen die Anhänger der Ligue einen neuen Eid schwören zu lassen, die Prinzen vom Geblüt auszuschliessen, und alle verdächtige, die eine ihren Grundsäzen so widersprechende Sache nicht würden beschwören wollen, dadurch zu nöthigen, die Stadt zu verlassen, und ihnen ihre Güter abzutreten. Diß gelang ihnen bei vielen Personen, unter andern bei dem Kardinal von Gondy, Bischof von Paris, der ihnen verhaßt war, weil er mit einigen Geistlichen in der Stadt daran gearbeitet hatte, das Volk für den König zu gewinnen.

Jezt war ihnen nur noch das Parlement übrig, das Tag und Nacht diese Herren nicht aus dem Gesicht verlohr, und ihre Unternehmungen vereitelte. Sie hatten das Todes-Urtheil eines gewissen Brigard verlangt, weil er mit den Königlich-Gesinnten Briefe gewechselt hatte. Diesen sprach das Parlement frei, reizte aber damit die Sechszehner so sehr, daß einige der eifrigsten den Entschluß zu fassen beliebten, mit ihren Anhängern zu den Waffen zu greifen, und sich der Personen des Präsidenten Brisson, und zweener Parlements-Räthe, Larcher und Tardif zu bemächtigen. Man brachte sie nach dem Chatelet, wo nach

einigen Formalitäten einer von den Sechszehnern das Todes-Urtheil über sie sprach. Sodenn wurden alle drei an das Fenster gehangen, bis man sie den folgenden Tag auf den Richtplaz brachte, um hiedurch die Gunst des Pöbels zu gewinnen. Allein der gröβte Theil verabscheute diese Wuth, und selbst die eifrigste Sechszehner waren unentschlossen, ob sie die Handlung billigen, oder tadeln sollten.

Einige Sechszehner waren toll genug, noch weiter gehen zu wollen. Man müsse, sagten sie, das Trauerspiel ausspielen, und sich von dem Herzog von Maienne, so bald er nach Paris komme, befreien, (er befand sich eben zu Laon) dann erst können sie sich der Stadt versichern, einen Anführer wählen, der von ihnen abhienge; den Rath der Vierziger, den der Herzog abgeschafft hatte, wieder errichten, und die gröβte Städte mit sich verbinden. Es schien auch, sie könnten sich der Stadt Paris bemeistern, wenn sie die Bastille in ihre Gewalt bekämen, über die Bussy gesezt war, und wenn sie das Volk und die Spanische Besazungen gewinnen könnten. Und wenn ihnen diβ gelungen wäre, so hätten sie sich nach Belieben mit dem König oder dem Herzog von Guise, oder mit den Spaniern vereinigen können. Aber sie waren zu unentschlossen.

Zween Tage lang war der Herzog von Maienne ungewiβ, ob er nach Paris gehen sollte. Denn er

befürchtete, man möchte die Thore vor ihm verschliessen. Weil er aber bemerkte, daß das Parlement es nicht wage, die Sechszehner zu strafen, so entschloß er sich mit einigen Soldaten nach Paris zu gehen, und sie selbst zu züchtigen, was auch daraus entstehen möchte. Diesem Entschluß zu Folge verurtheilte er ohne alle Formalien in seinem Kabinet neun Sechszehner zum Tod. Man konnte nur vier von ihnen erwischen, die er an dem Louvre aufhängen ließ, die fünf andere flohen nach Flandern. Der merkwürdigste unter diesen fünf war Buffy le Klerk, der es verhindert hatte, daß man die Bastille den Soldaten des Herzogs nicht eingeräumt hatte. Lange hielt sich der Unglükliche zu Brüssel auf, und behielt seinen Haß gegen die Franzosen lebenslänglich bei, starb aber noch, ehe der Krieg zwischen Frankreich und Spanien zum leztenmal erklärt wurde.

Dieser fürchterliche Fall hatte die Parthie der Sechszehner ausserst niedergedrükt; der Herzog gab dem Parlement, das jezt keinen Vorsteher mehr hatte, vier Präsidenten, dann Brisson war noch allein zu Paris geblieben, die übrigen hatten sich alle nach Tours begeben. Aber er zeigte zugleich deutlich genug, wie schlecht er seinen Vortheil verstehe: wenigstens ist es nach meinem Urtheil unmöglich, daß sich das Parlement und der Adel lange von dem König trennen können: die Stärke einer gegen den König

handelenden Parthie kann nur durch den Schuz des Volks oder der Soldaten bestehen.

Da der König die Hülfs-Truppen (1592. aus England, und von den deutschen protestirenden Fürsten bekommen hatte, so belagerte er die Stadt Rouen. Diß ist eine der merkwürdigsten Belagerungen in diesem Zeitalter. Villars, ein Edelmann aus der Provence, Gouverneur von Rouen, zeigte eine bewundernswürdige Tapferkeit. Der Herzog von Parma kam ihm zu Hülfe, und hatte sich deswegen mit dem Herzog von Maienne vereiniget. Allein Villars befürchtete, sie möchten nicht zur gehörigen Zeit ankommen, und der Herzog von Maienne möchte ihm seine Stelle nehmen, wenn seine Macht in dieser Stadt die gröste wäre, und suchte sich deswegen selbst zu helfen, wagte einen Ausfall, der den Namen eines Treffens verdient, und schlug die Belagerer von den Mauren hinweg. Da die Herzoge diß erfuhren, und also bemerkten, daß Villars nicht mehr in Verlegenheit seie, so zogen sie sich zurük, und der Herzog von Parma führte sein Heer in die Gegend von Rue in Ponthieu. Allein zween Monate nachher hatte Villars Mangel an Lebens-Mitteln, der Muth seiner Bürger fieng an zu sinken, und er sahe sich genöthiget, die Herzoge schriftlich zu bitten, sie möchten sich beeilen, um seine Stadt zu entsezen. Diß dringende Schreiben veranlaßte diese Herren, daß sie ihre Heere

an einem Tage versammleten, über die Somme sezten, und ausser den Pakwagen in vier Tagen dreissig Meilen machten, unerachtet sie über vier Flüsse sezen mußten.

Da sie noch eine Meile von Rouen entfernt waren, so stellten sie sich in einem Thal, auf der Seite von Dernetal in Schlachtordnung. Der König hielt sich eben zu Dieppe auf, und fand bei seiner Zurükkunft sein Heer ziemlich geschwächt, und zu muthlos, als daß er hätte hoffen dürfen, er werde den Belagerten, und den Heeren der Herzoge widerstehen können. Er hob daher, freilich ungerne genug, die Belagerung auf, stellte aber sein Heer in der Entfernung von einer Meile zwölf Stunden lang in Schlachtordnung, und begab sich dann nach Port de l'Arche. Man glaubte, wenn sie ihn verfolgt hätten, so wäre ein Treffen beinahe unvermeidlich gewesen, und er würde es verlohren haben. Allein Eifersucht über den Herzog von Parma, oder irgend ein anderer Grund bewog den Herzog von Maienne, daß er eigensinnig behauptete, man müsse Kandebek wegzunehmen suchen, um die Seine frei machen, und so Lebens-Mittel nach Rouen bringen zu können. Der Herzog von Parma mußte ihm endlich nachgeben. Sie nahmen zwar Kandebek in vier und zwanzig Stunden weg: aber der Herzog von Parma wurde durch eine Musqueten-Kugel am Arm verwundet, und

einige Tage nachher wurde auch der Herzog von Maienne unpäßlich, so daß jezt also diese beide Feldherren liegen mußten.

In fünf oder sechs Tagen vermehrte sich das Heer des Königs um dreitausend Reuter, und sechstausend Fußgänger. Diese hatten sich aus den benachbarten Provinzen zu seiner Unterstüzung versammlet, und so war er ungefähr um fünftausend Mann stärker als seine Feinde. Und jezt veränderte sich die Szene. Nun suchte er seine Feinde auf; er schloß sie bei Yvetot ein; schnitt ihnen die Zufuhr ab; und nöthigte sie, daß sie bei Nacht fliehen, und sich nach Caudebek ziehen mußten. Noch immer mußten die beiden Generale liegen, und ihre Armee war in der äussersten Bestürzung, als der Marschall von Biron ihr Lager angrief, und ihre leichte Reuterei in die Flucht schlug. Zur nemlichen Zeit rüstete sich die Infanterie des Königs auf die Walonische Fußgänger loszugehen, die sich wahrscheinlich in der ersten Bestürzung ergeben hätten; allein der Marschall von Biron gestattete es nicht, weil man, sagte er, zu befürchten hat, in die Mitte zwischen zween Feinde zu gerathen. Man glaubt aber, er habe es deswegen gethan, damit ein Krieg, in welchem ihm die Haupt-Anführung übertragen war, nicht zu bald geendiget würde. Zum Beweise hievon folgendes.

Der Freiherr von Biron, sein Sohn, nachher

ebenfalls Marschall, verlangte einmal, er möchte fünf hundert Reuter und hinter diesen eben vielen Artilleristen befehlen, unter seiner Anführung auf den Herzog von Maienne loszugehen: (der Herzog hatte sich die Vorder-Seite des Lagers einräumen lassen). Der Vater sahe wohl, daß die Unternehmung unmöglich fehlen könne, warf ihm aber einen Blik voll Zorn zu, und fuhr ihn an: willst denn du Range! mich nach Biron schiken, um dort Kohl zu pflanzen? Man sieht hieraus, wie es zugeht, daß Kriege so lange dauren: weil es nemlich die Vortheile der Anführer erfodern, sie in die Länge zu ziehen: sie finden die Verlängerung der Kriege für sich eben so nüzlich, als Sachwalter die Verlängerung der Prozesse.

Nach einigen Tagen genaß der Herzog von Parma, und rief nun alle jene Künste und Erfindungen, die ihn eine lange Erfahrung, und tiefes Nachdenken gelehrt hatten, zu Hülfe, um sich aus seiner schlechten Lage zu retten. Das sicherste Mittel schien ihm zu seyn, wenn er über den Fluß sezen, und gerade auf Paris losgehen könnte. Er ließ daher zwo Schanzen an den beiden Ufern der Seine, gerade gegen einander über, und einige Redouten aufwerfen, welche den Fluß bestreichen konnten: die Aussenwerke gegen das Lager des Königs waren sehr vest.

Beschüzt von diesen Schanzen gieng er in einer dunkeln Nacht mit dem Gepäke der Kavallerie, In-

fanterie und Artillerie auf Pontons und Kleinen mit Brettern bedekten Schiffen über den Fluß, ohne daß es der König, der es zu spät erfuhr, verhindern konte. Da er über den Fluß gegangen war, so zog er durch die Ebenen von Neufbourg hin, und zwar so schnell, daß er schon am vierten Tag über die Brüke zu Charenton gieng, und sich nie ganz Zeit nahm zu schlafen, bis er in Brie anlangte.

Von hier führte er seine Truppen in die Niederlande zurük, und hatte den grossen Ruhm, daß er einen König, wie Heinrich IV. zum zweitenmal genöthiget hatte, eine Belagerung aufzuheben; daß er diß zu einer Zeit bewerkstelliget hatte, wo man es am wenigsten vermuthen konnte; und daß er im Angesicht dieses grossen Königs, troz der Wachsamkeit, die er und seine Soldaten anwandten, über einen grossen Fluß, oder vielmehr über einen Theil der See gegangen war, ohne daß man ihn hatte angreiffen können.

Diese Unternehmung war so groß, daß ihr auch Heinrich seine Bewunderung nicht versagen konnte; er schäzte sie höher, als wenn der Herzog zwo Schlachten gewonnen hätte, weil er wohl einsahe, daß die Hauptsache bei einem grossen Feldherrn nicht so wohl im Schlagen und Siegen bestehe, als vielmehr darin, daß er seinen Endzwek erreiche, ohne eine Schlacht zu wagen.

Uebrigens darf man auch das nicht vergessen, daß Heinrich, als der Herzog das erste mal zum Entsaz von Rouen herbeieilte, ihm mit einem Theil seiner Armee bis Aumale entgegen gieng, theils um ihm den Uebergang über den dortigen kleinen Fluß streitig zu machen, theils um sein Heer kennen zu lernen; daß er hier mit vier oder fünfhundert Karabinern die ganze feindliche Armee lange Zeit aufhielt, und ihm zwo oder drei sehr starke Ladungen gab. Der Herzog von Parma wollte es gar nicht glauben, daß sich der König unter diesem Haufen befinde; er fand es unwahrscheinlich, daß sich der König selbst an einen so gefährlichen Plaz mit so wenigen Truppen wagen werde. Als er hievon sichere Nachricht bekam, sezte er diesen Karabinern, unterstüzt von seiner leichten Reuterei, hart zu. Da der König sahe, daß seine Leute zu sehr gedrängt werden, als daß sie länger widerstehen können, ließ er sie noch zweimal sehr lebhaft feuren, und bekam dadurch eine grosse Menge Gepäk. Weil nun aber die ganze Reuterei des Herzogs auf den König einbrang, so verlohr er viele Soldaten, und kam selbst in Gefahr, getödtet oder gefangen genommen zu werden. Durch Gottes Fürsehung geschahe es, daß er durch einen Pistolschuß an den Lenden nur verwundet wurde, der aber tödtlich gewesen seyn würde, wenn nicht die Kugel bereits ermattet gewesen wäre. So hingegen durchdrang sie bloß die Kleider

und das Hemd, und streifte die Haut ein wenig. Seiner Tapferkeit und seinem Glük hatte er es zu danken, daß er sich aus dieser gefährlichen Lage retten, und sich samt seinen noch übrigen Soldaten in Sicherheit bringen konnte.

Der Herzog von Parma bewunderte Heinrichs Betragen bei dieser Gelegenheit, lobte aber mehr seinen Muth, als seine Klugheit. Der König hatte jemand den Auftrag gegeben, den Herzog zu fragen, was er von diesem Rükzug denke. Diesem antwortete der Herzog, er seie sehr schön gewesen, aber er für seine Person möchte sich nie an einen solchen Plaz begeben, von dem er sich so zurük ziehen müßte. Diß hieß ihm in der Stille die Lehre geben, daß ein Prinz und ein General sich mehr schonen müsse. Auch alle seine Freunde wiederholten bei dieser Gelegenheit ihre Bitten, er möchte sich doch mehr in Acht nehmen, da von ihm Frankreichs Wohl abhange; und die Königin von England, seine getreueste Freundin bat ihn schriftlich, er möchte sich doch erhalten, und wenigstens in den Grenzen eines grossen Generals bleiben, der nur in der äussersten Noth sich an den gefährlichsten Plaz stellen müsse.

Nachdem die Belagerung von Rouen aufgehoben worden war, so gieng der gröβte Theil der königlichen Armee nach Champagne, um den Herzog von

Parma zu verfolgen, belagerte die Stadt Espernay und eroberte sie.

Der Marschall von Biron wurde hier von einer Kanonenkugel getroffen, von der ihm der Kopf weggeschlagen wurde, da er eben den Plaz untersuchte. Sein ältester Sohn, der sich bis jezt Freiherr von Biron nannte, ein ebenfalls grosser Soldat, wie sein Vater, und sehr beliebt bei dem König, erhielt bald darauf die nehmliche Würde eines Marschalls von Frankreich, aber er verlohr seinen Kopf bei weitem nicht so rühmlich, als sein Vater, wie wir unten sehen werden.

1593.) Der Herzog von Maienne und der Herzog von Parma trennten sich sehr unzufrieden über einander, und es war daher nicht schwer, die Unterhandlungen zwischen dem ersteren und der Parthie des Königs wieder herzustellen. Sie waren aber dem ungeachtet für jezt vergeblich, und gaben blos Gelegenheit, den Saamen auszustreuen, der in einiger Zeit Früchte tragen sollte. Denn der König nahm sich sechs Monate Zeit, um sich über die Art, wie er die Sache beilegen könnte, ohne seiner Würde und seinem Gewissen zu nahe zu tretten, belehren zu lassen: er gestattete es, daß die Katholiken eine Gesandschaft nach Rom schiken durften, um dem Papst anzuzeigen, in wie fern er sich unterwerfe, und um ihn zu bitten,

er

er möchte mit seinem Ansehen zu Hülf kommen; daß man von jezt an ernstlich an dem Frieden arbeiten dürfe.

Der Herzog von Maienne und seine Anhänger verlangten so vortheilhafte Bedingungen, daß der König dadurch sehr beleidiget ward, und Heinrich war, ich muß es aufrichtig sagen, unter den gegenwärtigen Umständen in nicht geringer Verlegenheit. Am meisten beunruhigte ihn folgender Umstand. Der Herzog von Maienne war durch die Zudringlichkeit des Papsts, und des Königs von Spanien, durch die Vorstellungen der grossen Städte, die es mit ihm hielten, und wirklich selbst durch seine Lage genöthiget, die Stände nach Paris zusammen zu rufen, damit man mit der Ernennung eines Königs vorfahren könnte.

Dieser Umstand mußte ohne Zweifel ganz Frankreich unglüklich machen, und vielleicht die völlige Vertreibung unsers Heinrichs bewirken. Denn es war zu vermuthen, daß alle katholische Mächte der Christenheit denjenigen als König anerkennen werden, den die versammelte Stände dazu ernennen würden: daß die Geistlichkeit eben so verfahren würde; daß der Adel und das Volk, das bisher unserem Heinrich nur in so fern ergeben war, in so fern er den königlichen Titel hatte, sich wenig Bedenken machen wür-

den, ihn zu verlassen, und sich einem andern, dem die Stände die Regierung übertragen würden, zu ergeben.

Um diesem tödtlichen Streich auszuweichen, schlug Heinrich eine Zusammenkunft der Grossen von seiner Parthie mit diesen vorgeblichen Ständen vor. Dem Herzog von Maienne war diß Auskunfts-Mittel sehr unangenehm, weil er wohl einsahe, daß der König von Spanien verlangen werde, der neue König solle seine Tochter Isabelle Klare Eugenie heirathen; daß man also bei der Wahl auf ihn nicht Rükficht nehmen könne, weil er schon verheirathet seie, und Kinder habe. Damit nun aber die Wahl auch nicht auf unsern Heinrich fallen könnte, so wußte er in der Stille einige Theologen zu stimmen, daß sie behaupteten, die Zusammenkunft mit einem Ketzer seie unerlaubt: und diß hatte so grosse Wirkung, daß die Stände es untersagten, mit Heinrich unmittelbar, oder mittelbar, weder wegen Besteigung des Throns, noch wegen seiner Religion zu unterhandlen; daß sie hingegen erlaubten, man dürfe sich mit den Katholiken von seiner Parthie wegen dem Besten der Religion und des Staats besprechen.

Der päpstliche Legat sahe zwar wohl ein, wie sehr man diß mißbrauchen könne, gab sich deswegen alle Mühe, diesen Schluß der Stände zu hintertreiben, aber endlich mußte er nachgeben. Die Zusammen-

kunft nahm also ihren Anfang, und die Abgeordnete der beiden Parthien traten auf dem Schloß zu Surenne bei Paris zusammen.

Die Stände versammelten sich im Januar dieses Jahrs, und hielten ihre Zusammenkünfte in einem obern Saal des Louvres. Von dem Adel fanden sich nur sehr wenige ein; hingegen viele Prälaten, und eine grosse Anzahl von dem dritten Stand, meistens Kreaturen des Herzogs von Maienne, oder Männer, die sich von dem König von Spanien hatten bestechen lassen. Dieser Herr suchte die französische Krone seiner Tochter für jeden Preis zu erkaufen, und war entschlossen, eine grosse Armee nach Frankreich zu schiken, um die Geschäfte der Stände zu befördern: aber zum grossen Glük für unsern Heinrich war der vortrefliche Herzog von Parma gestorben, und Spanien hatte in den Niederlanden keine Offiziere mehr, die der Ausführung solcher wichtigen Unternehmungen gewachsen gewesen wären. Der Graf von Mansfeld bekam Befehl mit seinen Truppen in Frankreich einzurüken; der Herzog von Maienne gieng ihm entgegen; sie eroberten Noyon, diß war aber auch alles. Denn nun zerstreuten sich seine Soldaten, und er war so geschwächt, daß er es nicht wagen durfte, tiefer in Frankreich einzudringen: er begab sich mit den übri-

gen nach den Niederlanden zurük, wo sie der Prinz Moriz von Nassau hinreichend beschäftigte.

Während der Belagerung von Noyon hatte sich der junge Biron, dem der König die Stelle eines Admirals übergeben hatte, weil der Herzog von Espernon diese Stelle gegen das Gouvernement der Provence vertauscht hatte, Selles in Berry eingeschlossen, um die Stadt Tours von dieser schädlichen Nachbarin zu befreien. Der König sahe, daß ihn dieser geringe Plaz zu lang aufhalte, und befahl deswegen dem Admiral, er solle der Stadt Noyon zu Hülfe eilen: allein diß war zu spät. Dieser freilich unangenehme, aber höchst unbedeutende Vorfall machte Heinrichs Feinde kühn, seine Freunde kleinmüthig, und die Unruhige trozig. Die Tiers-Parthie, die sich bis jezt ganz ruhig gehalten hatte, fieng nun ihre Bewegungen an: so gar wollte man Nachricht haben, daß sich einige Katholiken verschworen haben, sich zu Mantes des Königs zu bemächtigen, daß sie den König unter dem Vorwand, ihn den Hugenotten zu entreissen, seiner Gegenwehr ungeachtet in die Messe daselbst zwingen wollten. Der König erschrak hierüber so sehr, wenigstens gab er es vor, daß er so gleich ins Feld zog, seine besten Freunde versamnelte, und die Englische Truppen in die Vorstadt Limay einrüken ließ.

Eben damals kam der Herzog von Feria, als Ab-

niglich spanischer Gesandter an die Stände-Versamlung zu Paris an. Er überreichte ein sehr höfliches Schreiben seines Königes, bat sie in einer schönen Rede, bald einen König zu ernennen, und versprach ihnen alle mögliche Unterstüzung an Soldaten und Geld. Der König von Spanien wünschte nemlich, wie ich schon erzählt habe, deswegen die Ernennung eines Königs so sehr, weil er ihm seine Tochter Isabelle, die er zärtlich liebte, verloben wollte.

Jezt mußte sich also Heinrich laut erklären, ob er seiner Religion unabänderlich getreu bleiben wollte; und in diesem Fall mußte er sich zugleich zu einem Krieg entschliessen, dessen Ende er vielleicht nie erleben konnte; oder er mußte wieder in die katholische Kirche zurüktreten.

Den Anhängern der Ligue, die es mit dem König von Spanien hielten, war es auf den Fall, daß er seine Religion ändern sollte, bange, denn gerade hinter die Religion hatten sie sich verstekt. Die wahren Katholiken wünschten seine Rükkehr in die Kirche sehr, nur befürchteten sie, seine Bekehrung möchte nicht aufrichtig seyn. Die eifrigen Hugenotten wandten alles an, ihn auch in Rükficht auf die Religion auf ihrer Seite zu behalten, sogar, daß sie ihm göttliche Strafen androheten, wenn er die Sache der evangelischen Wahrheit (diß sind ihre Ausdrüke) verlassen würde. Die Politiker von beiden Seiten riethen

ihm, sich hier nicht zu bedenken. Sie sagten ihm, wenn er die Messe besuchen würde, so würde er durch diese Handlung mehrere Städte seines Reichs erobern, als durch alle erdenkliche Waffen; dieser Waffen allein müsse er sich bedienen. Ihre Bitten unterstützten sie mit der Drohung, daß sie ihn sonst verlassen werden, weil sie es müde seien, sich um des Eigensinns und der Unbiegsamkeit einiger Prediger willen, die seine Religions-Veränderung hinderten, in seinem Dienst aufzuopfern.

Zu diesen menschlichen Gründen kam auch noch das, daß Gott, der diejenige, die ihn demüthig verehren, nie verläßt, Heinrichs Verstand durch sein heiliges Licht so weit aufklärte, daß er sich entschloß, die heilsame Belehrung der katholischen Prälaten anzuhören. Er gab hievon sogleich denen zu Surenne versammelten Deputirten der Ligue Nachricht. Und nun denke man sich das Erstaunen derselben, und die Ueberraschung des Herzogs von Maienne. Gerade diese Nachricht hatten sie unter allen am wenigsten erwartet.

Die Spanier und der Gesandte des Papsts hatten geheime Nachrichten bekommen, daß Heinrich in die katholische Kirche zurücktreten wolle: deswegen drangen sie so sehr in die Stände, sie sollten sich doch mit der Königs-Wahl beeilen. Da sie sahen, daß die Franzosen einen Prinzen von ihrer Nation auf den

Thron erheben wollten, so schlugen die Spanier vor, ihr König könne ja einen französischen Prinzen ernennen, der allein herrschen müßte, ohne die Infantin Isabelle an der Regierung Antheil nehmen zu lassen.

Noch immer war ein Theil von dem Parlement gefangen, und von dem andern Theil getrennt. Indessen erinnerte es sich doch seiner vorigen Grösse, und ließ bei der ersten Nachricht von Heinrichs Religions-Veränderung dem Herzog von Maienne vorstellen, er solle auf die Beobachtung der Grundgeseze des Staats sehen; und verhindern, daß die Krone, deren Lieutenant er seie, nicht einem Fremden zu Theil werde. Noch mehr: es erklärte die bisherige und künftige Verhandlungen, insofern sie gegen diß Staats-Gesez streiten, für nichtig.

Man vermuthete, dieser Befehl seie ingeheim mit Vorwissen des Herzogs von Maienne gegeben worden: allein Villeroy, einer der gröβten französischen Staats-Männer, versichert, das Parlement habe diesen Entschluß von selbst gefaßt. Die Mitglieder desselben, sagt er, haben keine andere Beweggründe gehabt, als ihre Ehre, und ihre Pflicht, als Männer, die lieber ihr Leben verliehren, als gegen ihre Ehre, oder Pflicht handlen, und den Gesezen des Königreichs etwas vergeben wollten; da sie vermöge der französischen Verfassung die Vertheidiger derselben seyn sollen, und jedes Parlements-Glied bei seiner

Aufnahme schwören muß, das Ansehen derselben so viel als möglich zu erhalten. Wirklich ein höchst merkwürdiges Zeugniß.

Diese Verordnung machte auf alle rechtschaffene Franzosen zu Paris und in den Provinzen einen tiefen Eindruk. Zugleich verursachte die Eroberung von Dreux, die der Armee des Königs gelungen war, bei den erklärtesten Anhängern der Ligue grossen Schreken. Nur die Spanier liessen sich durch alles dieses nicht abschreken, ihren Plan zu verfolgen. Der Herzog von Maienne suchte sie durch seine ungeheure Foderungen, die er befriedigt haben wollte, ehe man zu der Königs-Wahl schreiten dürfte, aufzuhalten: und um endlich zu ihrem Endzwek zu gelangen, verwilligten sie ihm alles, erklärten nun aber, daß ihr König den Staaten den Herzog von Guise zum König vorschlage, dem er seine Tochter zur Gemahlin gebeti, und den er mit allem versehen wolle, was erfordert werde, um ihm die Krone zu versichern, wenn sie sich seinen Vorschlag gefallen lassen, und diesen zum König wählen wollen.

Nie muß ein Mensch so erschroken seyn, als der Herzog von Maienne, da er hörte, daß er seinem Neffen gehorchen, und nun sein bisheriges Ansehen ein Ende haben solle. Doch noch viel unerträglicher war diß seiner Gemahlin, die ihren Mißmuth und ihre Eifersucht nicht mehr verbergen konnte. Ehe sie

es zuzugeben wollte, daß ein so junger Prinz zur Regierung von Frankreich käme, suchte sie lieber ihren Gemahl zu überreden, daß er mit dem König um jeden Preis Frieden machen möchte. Auch er entschloß sich endlich, eher alles daran zu sezen, als seinen Neffen über sich erheben zu lassen. Diß zu verhindern bot er alle Mittel auf, und deswegen schloß er der Einwendungen des Legaten und der Spanier ungeachtet mit dem König einen Waffenstillstand.

Während demselben begab sich der König nach St. Denis, wo sich mehrere Prälaten und Doktoren eingefunden hatten, um den König zu unterrichten. Ein Geschichtschreiber erzählt, der König habe Nis bei einer Zusammenkunft der Theologen von beiden Religionen bemerkt, daß ein Hugenot nicht leugnen konnte, daß man auch in der katholischen Kirche selig werden könne. Er habe denn das Wort genommen, und zu dem Hugenotten gesagt: Sie gestehen also, daß man auch bei der Religion dieser Herren selig werden kann? Und da nun der Hugenot antwortete, allerdings, wenn man bei derselben fromm lebe, so habe der König sehr wizig erwidert: die Klugheit gebietet es, daß ich mich zu der Religion der Katholiken, nicht zu der Religion der Hugenotten bekenne. Denn wenn ich die erstere annehme, so werde ich nach Ihrer beiderseitigen Meinung selig: Nehme ich die leztere an, so werde ich nach der Meinung der Huge-

wollen selig, aber nicht nach der Meinung der Katholiken: der Kluge wählt aber das sicherste. Nach vielen Belehrungen, in welchen er sich wegen allen seinen Zweifeln Aufschlüsse geben ließ, schwur er endlich seinen Irrthum ab, nahm die katholische Religion an, und erhielt in der Kirche der Abtei zu St. Denis im Monat Julius durch Renaud von Beaune, Erz-Bischof von Bourges Ablaß.

An dem nehmlichen Tag noch sahe man die ganze Gegend von Paris bis nach Pontois von Freuden-Feuern erleuchtet, und eine grosse Anzahl Pariser Bürger, die nach St. Denis gekommen waren, um diese Feierlichkeit mit anzusehen, erfüllten ganz Paris mit den befriedigendsten Erzählungen, und erwarben dem König die Achtung und die Liebe der ganzen Stadt, so daß man ihn nicht mehr Bearner nannte, wie bisher, sondern ohne weitern Beisaz: König.

Die Stände konnten nun nicht mehr lange zu Paris versammelt bleiben: der Herzog von Maienne beurlaubte die Deputirten, und die meisten begaben sich sehr unzufrieden nach Haus, wo sie nicht wenig dazu beitrugen, daß man sich dem rechtmäßigen König unterwarf.

Nur noch einen Vorwand hatte die Ligue, dem König ihren Gehorsam zu versagen, diesen nehmlich, daß er durch den Papst noch nicht von den Kirchenstrafen losgesprochen seie: denn ehe diß geschehen seie,

sagten sie, seie er auch noch nicht in die Kirche aufgenommen, und ehe er durch diß grosse Thor eingegangen seie, können sie ihn nicht als König erkennen. Er sandte den Herzog von Nevers nach Rom, um diese Sache bei dem Papst zu vermitteln. Der Papst war sehr unzufrieden darüber, daß die französischen Prälaten den König von den Kirchenstrafen freigesprochen haben, unerachtet sie so vorsichtig gewesen waren, es nur ad cautelam (unter Vorbehaltung der päpstlichen Genehmigung) zu thun. Denn ihm, der das unumschränkte Recht zu binden und zu lösen habe, komme es allein zu, die Gefallene wieder aufzunehmen. Diß war der Grund, warum er so schwer zu Ertheilung des Ablasses zu bewegen war, und sich erst dann erbitten ließ, da er sahe, daß die Ligue ganz gesunken seie.

Das Betragen, und die ganze Handlungs-Art des Königs bewiesen es, (1594.
daß sein Uebertritt zur katholischen Religion ungeheuchelt war; und so hatte denn die Ligue keinen gültigen Vorwand mehr, unter dem sie sich halten konnte, das ganze Gebäude derselben ward untergraben, und gegen Ende des Jahrs stürzte es zusammen. Nur noch einige wenige Pläze in den entferntesten Theilen des Königreichs waren in den Händen der Ligue geblieben, und für den Herzog von Maienne wollten auch die übrigen Anführer nicht das

CIRCULATING LIBRARY

Aeuſſerſte wagen. Dieſer Herr war ſehr unentſchloſſen und wußte nicht, wie er ſich benehmen ſollte, theils wegen ſeiner natürlichen Unthätigkeit, theils wegen dem Verdruß, den es ihm machte, daß er die höchſte Gewalt, die er ſchon in den Händen gehabt hatte, nun wieder niederlegen mußte, theils auch, weil er befürchtete, er möchte bei dem König nicht ſicher ſeyn. Vitry bemühte ſich nun, der erſte zu ſeyn, der ſich dem König wieder unterwarf, ſo wie er auch der erſte war, der gegen den König aufgeſtanden war. Er brachte die Stadt Meaux wieder unter des Königs Gewalt, ſo wie der Graf von Kareos die Stadt Aix in der Provence. Lion unterwarf ſich ſelbſt, und diß bewirkte zum Theil der Herzog von Maienne, der ſich dieſer Stadt bemächtigen, und ſie ſeinem Halb-Bruder dem Herzog von Nemours entreiſſen wollte. Denn dieſer ſuchte ſich in dieſer Gegend ein kleines Reich zu errichten. Um zu ſeinem Zwek zu gelangen, hatte der Herzog von Maienne die Einwohner dieſer Stadt gegen den jungen Herzog von Nemours durch geheime Unterhandlungen aufzuwiegeln, und es dahin zu bringen gewußt, daß ſie ſich der Perſon deſſelben bemächtigten, und ihn auf das Schloß Pierre-Enciſe gefangen ſezten. Aber nun fand es ſich, daß der Herzog von Maienne mehr für den König als für ſich gearbeitet hatte. Denn die Bürger, welche den Herzog von Nemours gefangen genommen hatten,

befürchteten, diese zween Brüder möchten sich zum Nachtheil der Stadt mit einander vergleichen, unterhandelten deswegen in der Stille mit Alfons von Ornan, des Königs General-Lieutenant in der Dauphiné, verschanzten sich, banden sich weisse Binden um, und rieffen: es lebe der König. Auch la Chastre trat mit den Städten Orleans und Bourges auf die Seite des Königs. Paris ergab sich den zwei und zwanzigsten März: das Parlement, der Bürger-Vogt und die Schöppen hatten diese grosse Stadt dazu bewogen; man nahm den König einiger unbedeutenden Gegenbemühungen des noch übrigen Restes von der Parthie der Sechszehner ungeachtet, in die Stadt auf.

Der Herzog von Maienne war in die Pikardie gegangen, und Brissak, dem er das Gouvernement der Stadt Paris seit einigen Monaten übertragen hatte, (denn dem Grafen von Belin hatte er es abgenommen) ward ihm untreu, weil er glaubte, gegen den König höhere Pflichten zu haben, als gegen ihn.

Kurz zuvor hatte sich der König zu Chartres aus dem Oehlfläschgen des H. Martins von Tours weihen lassen. Denn die Stadt Reims war damals noch in den Händen der Ligue, und er wollte seine Einweihung nicht länger aufschieben, weil er wohl sahe, daß diese Handlung nothwendig seie, wenn er sich die Liebe und Achtung des Volks erwerben wollte.

Es war beinahe ein Wunder, daß sich Heinrich der Stadt Paris ohne einen Schwerdtstreich, ohne einiges Blut-Vergiessen, wenn man hievon nur fünf oder sechs Aufwiegler, die auf den Strassen herum zu den Waffen rieffen, ausnimmt, bemächtigen konnte, da doch eine vier bis fünf tausend Mann starke spanische Besazung darinn lag; da sich zehen oder zwölf tausend Mann von der Parthie der Sechszehner, die den König tödtlich haßten, in der Stadt befanden. Durch seine Freunde in der Stadt war es seinen Soldaten möglich gemacht, daß sie die Thore, Wälle und öffentliche Pläze besezen konnten; er zog triumphirend durch das neue Thor in die Stadt ein; durch das nehmliche, durch welches sechs Jahre vorher der unglükliche Heinrich III. geflohen war, begab sich gerade zu in die Kirche unserer lieben Frauen in die Messe, und ließ ein: Herr Gott dich loben wir ꝛc. anstimmen. Von hier begab er sich in den Louvre, wo er seine Offiziere antraf und seine Tafel so zugerüstet fand, als ob er hier immer seinen Hof gehalten hätte.

Nach aufgehobener Tafel gab er der spanischen Besazung Geleits-Briefe, und eine gute Bedekung, um sie ganz sicher nach Arbre von Guise zu bringen. Diese Bedingungen waren von denjenigen gemacht worden, durch die Heinrich in die Stadt gekommen war. Diese Garnison verließ die Stadt noch am nem-

lichen Tag, nur drei Stunden nach Heinrichs Einzug, und mit ihnen zwanzig oder dreissig Liguisten, die lieber Fremden folgen, als ihrem rechtmässigen König gehorchen wollten. Er wünschte, sie abziehen zu sehen, und trat deswegen unter ein Fenster über dem Thor St. Denis. Sie begrüßten ihn mit einer tiefen Verbeugung: er erwiederte diß gegen alle Anführer mit grosser Höflichkeit, und rief ihnen zu: empfehlen Sie mich Ihrem Herrn, reisen Sie glüklich, kommen Sie aber nicht wieder.

An eben dem Tag, an welchem Heinrich zu Paris einzog, starb der Kardinal von Pellevé, Erzbischof zu Sens, der eifrigste Liguist, in seinem Palast zu Sens. Der Kardinal von Plaisance, päpstlicher Legat hatte zwar einen Geleitsbrief bekommen, starb aber auf der Reise. Brissak erhielt zur Belohnung den Marschallsstab, und eine Stelle unter den Ehren-Mitgliedern im Parlement, — eine Ehre, die damals äusserst selten war. Herr von O ward wieder zum Gouverneur von Paris ernannt. Er hatte diese Stelle unter Heinrich III. verwaltet; war aber jezt nur noch kurze Zeit im Besiz dieses Amts, denn er starb bald nachher. Derjenige Theil des Parlements, welcher sich zu Tours befand, ward zurük berufen, die Mitglieder desselben, die zu Paris geblieben waren, wurden in der Verwaltung ihres Amts, die ihnen seit einiger Zeit untersagt worden war, bestätti-

get, und beide Theile wieder vereiniget, damit sie den König mit vereinigten Kräften unterstüzen könten.

Seit dem Mittag, an welchem unser Heinrich sich der Stadt bemächtigte, wurde es in derselben ruhig; die Bürger wurden plözlich Freunde der Soldaten, die Künstler arbeiteten in ihren Werkstätten; kurz, überall herrschte eine tiefe Stille, die nur durch das Geläute der Gloken, durch die Freudenfeuer, und durch die Tänze, welche in allen Strassen bis um Mitternacht daurten, unterbrochen wurde. Und diese grosse Freude und auffallende Ruhe ward allein durch die grosse Meinung, die das Volk von der edlen Güte dieses Prinzen hatte, und durch die gute Kriegszucht, welche er bei seinen Soldaten zeigte, bewirkt.

Man erzählt zwo Handlungen von ihm, die er an dem Tag seines Einzugs zu Paris begieng, und welche merkwürdige Beweise von seiner Güte, Gerechtigkeit und Klugheit sind.

Die erste ist folgende: er erlaubte es, daß das Gepäk des Herrn von Roue, eines seiner ersten Generale, von den Gerichts-Dienern wegen Schulden, die sein Vater im Dienst des Königs gemacht hatte, angehalten werden durfte. Da sich Roue bei ihm über diesen Schimpf beschwerte, so sagte er öffentlich: Roue! man muß seine Schulden bezahlen, ich bezahle die meinige auch. So gleich nahm er ihm

aber

aber auf die Seite, und gab ihm einige seiner Kleinodien, um sie an seine Glaubiger, die sein Gepäk angehalten hatten, zu versezen. War diß nicht besondere Güte und strenge Gerechtigkeit?

Die zwote ist, daß er noch an dem nehmlichen Tag gegen Abend mit der Herzogin von Montpensier, die aus dem Hause von Guise, und die erklärteste Anhängerin der Ligue war, ein Spiel machte. Gewiß ein sehr kluger Gedanke!

Da nun einmal Paris gewonnen war, so beeilten sich die andere Städte mit ihren Gouverneurs, ihre Unterhandlungen abzuschliessen. Villars übergab Rouen, und erhielt dagegen die Ober-Aufsicht über diese Stadt, das dazu gehörige Gebiet und über das Land Caux, nebst einer Admirals-Stelle, die man Biron abnahm, und ihm mit der Stelle eines Marschalls von Frankreich, mit 1200000 Pfunden Silbers, und einer jährlichen Einnahme von 60000 Pfunden ersezte. Um die nehmliche Zeit, oder doch bald nachher, ergaben sich Montreuil und Abbeville in der Pikardie, Troyes in Champagne, Sens, Riom in Auvergne, Agen, Marmande, und Villeneuve d'Agenois, und ihre Gouverneurs erhielten ohne Schwierigkeit alles von dem König, was sie zu erhalten wünschten. Die Stadt Poitiers, und die umliegende Gegend trat durch ihre erste obrigkeitliche Personen, und den Marquis von Elbeuf, den die Ligue in dieser Stadt als

Gouverneur aufgestellt hatte, mit dem König in Unterhandlungen. Der Marquis sahe nehmlich wohl ein, daß er diesen Fall unmöglich verhindern könnte, ließ sich gleichsam wider seinen Willen dahin bringen, daß er mit dem König abschloß, der ihm denn das Gouvernement über diese Provinz auftrug.

Nun kam der Graf von Mansfeld in die Pikardie, und machte einen Versuch, ob er nicht die Ligue, die so sehr gesunken war, unterstützen könnte: es gelang ihm auch wirklich, Kapelle wegzunehmen. Der König hingegen belagerte die Stadt Laon, und sie ergab sich ihm auf Bedingungen, so sehr sich auch der Herzog von Maienne bemühte, sie durch seine Dazwischenkunft zu unterstützen.

Balagny und die ihm anvertraute Stadt Kambray wurden der Ligue abtrünnig, und schwuren dem König Gehorsam. Balagny nannte sich Souverain dieser Stadt, und hatte sie im Besiz, seitdem sie der Herzog von Alençon, Heinrichs III. Bruder dem Freiherrn von Inchi abgenommen hatte, da doch der leztere bei dem allgemeinen Aufstand in den Niederlanden dem König von Spanien den Gehorsam aufgekündiget, und sich auf die Seite des Herzogs geschlagen hatte.

Eben so trennten sich die Städte Beauvais und Peronne von der Ligue; ferner Amiens, weil sie das Joch des Herzogs von Aumale unerträglich fand;

und nun hatte die Ligue in der ganzen Pikardie keinen einzigen Plaz mehr im Besiz, ausser Soissons, la Fere, und Ham. Noch mehr! auch der Herzog von Guise trennte sich von dem Herzog von Maienne, und übergab dem König die Städte Reims, Vitry, und Mezieres, erhielt aber zur Belohnung das Gouvernement Provençe, das der König dem Herzog von Espernon abnehmen mußte, weil das Volk, das Parlement, und der Adel gegen ihn aufgebracht waren.

Der Herzog von Lothringen war mit dem König durch den Herrn von Bassompierre in Unterhandlung getreten, und schloß den sechs und zwanzigsten November mit ihm ab. Aber weder das Beispiel dieses Herzogs, der doch das Haupt des Hauses von Lothringen war, noch die allgemeine Veränderung, die mit der Ligue vorgegangen war, konnten den Herzog von Maienne bewegen, sich aus einer Gefahr zu wenden, die seinen Untergang nach sich ziehen mußte. Der Titel: General-Lieutenant der Krone war zu schön, als daß er ihn hätte ablegen können, und täglich schmeichelte er sich noch mit der Hofnung, daß durch spanische Unterstüzung seiner Sache würde aufgeholfen werden können. Er begab sich in sein Gouvernement Bourgogne zurük; diß war die einige Provinz, die er noch ganz in den Händen hatte; indessen machte er sich doch auch hier sehr verhaßt,

weil er, um Dion zu erhalten, war genöthiget worden, den Maire dieser Stadt, und noch einen andern, die sich bemühten, die Stadt zum Gehorsam gegen den König zurük zu bringen, enthaupten zu lassen.

1595.) Da nun die Spanier diejenige waren, die ihn in seiner Meinung unterhielten, und unter seinem Namen den König bekriegten, so trug man in dem Rath des Königs darauf an, und genehmigte es, daß man die Spanier öffentlich angreifen, und sie in ihrem Land beschäftigen müsse, damit sie nicht weiter Lust hätten, den König in seinem Reich zu beunruhigen. Denn sie kämpften nicht nur mit den Waffen, und verborgenen Künsten, durch die sie das Volk aufzuwiegeln suchten, sondern, was das schlimmste war, sie stellten dem König nach dem Leben, und bemühten sich, es ihm durch allerhand niederträchtige und abscheuliche Mittel zu nehmen. Sie stifteten mehrere Niederträchtige auf, die sich gegen seine geheiligte Person verschwuren, oder begünstigten diese wenigstens: aber alle diese wurden entdekt. Vorzüglich bekannt wurde die Verrätherei des Peter Barriere, und Johann Chastel. Der erste war ein Soldat von sieben und zwanzig Jahren, und wurde zu Meaux entdekt, da er im Jahr fünfzehen hundert und drei und neunzig den abscheulichen Streich ausführen wollte. Er wurde verurtheilt, daß ihm die rechte Hand, sollte weggebrannt werden, während er in der linken den

Dolch halten mußte, mit welchem er den König hatte durchstossen wollen; nachher sollte er mit glühenden Zangen gezwikt, und denn lebendig zerrissen werden.

Der andere war ein junger Student, von achtzehen Jahren, der Sohn eines Tuchhändlers zu Paris, der bei dem Schloß wohnte. Dieser Unglükliche hatte sich im Jahr 1594. mit den Hofleuten in das Zimmer der schönen Gabriele geschlichen, wo sich der König befand, und wollte diesem einen Dolch in den Leib stossen: es war aber ein Glük für den König, daß er gerade einem andern eine Verbeugung machte, und so gieng denn der Stoß in das Gesicht, spaltete ihm die obere Lefze, und rieß ihm einen Zahn aus. Man wußte Anfangs nicht, wer den Stoß gewagt hatte, da aber der Graf von Soissons den Schreken dieses jungen Menschen bemerkte, so faßte er ihn beim Arm. Mit der größten Unverschämtheit gestand er, daß er dem König den Stoß gegeben habe, und behauptete, er habe diß mit Recht gethan. Das Parlement verurtheilte ihn, daß ihm die rechte Hand abgebrannt, daß er mit glühenden Zangen gezwikt, und denn von vier Pferden zerrissen werden sollte. Diß Ungeheuer äusserte nicht die geringste Empfindung des Schmerzens, so fest war seine Ueberzeugung, daß es ein Gott angenehmes Opfer seie, wenn er einen abgefallenen, und mit dem Bann belegten Fürsten morden würde. Der Vater des Unglüklichen wurde aus

dem Reich verwiesen, sein Haus, in der Nähe des königlichen Schlosses niedergerissen, und auf dem Plaz desselben eine Piramide errichtet.

Die Jesuiten, bei denen dieser Niederträchtige studirt hatte, wurden sogleich beschuldiget, daß sie ihm diese abscheuliche Lehre beigebracht haben; und da sie ohnehin viele Feinde hatten, so verwieß das Parlement diese ganze Gesellschaft aus dem Reich, und zwar in dem nehmlichen Urtheil, das über ihren Schüler gefällt wurde. Diese Väter liessen, so unglüklich auch der gegenwärtige Zeitpunkt für sie war, nichts unversucht, um ihre Ehre zu retten, und machten verschiedene Schriften bekannt, in welchen sie sich wegen den Beschuldigungen, die man ihnen zur Last legte, zu rechtfertigen suchten. Wirklich glaubten auch diejenige, die nicht gegen sie eingenommen waren, nicht, daß diese Gesellschaft solcher Handlungen fähig seie: so gar, daß der König nach einigen Jahren das Urtheil des Parlements aufhob, und sie zurükberief, wie wir bald sehen werden.

Der Krieg, den man Spanien erklärt hatte, war in seinem Erfolg von dem, welchen man mit der Ligue führte, sehr verschieden, und man sahe wohl, daß es etwas ganz anderes seie, einen fremden, gleich mächtigen Fürsten, über den man keinen andern Vortheil hatte, als etwa die Gewalt der Waffen, anzugreifen, als gegen aufrührerische Unterthanen in sei-

nem eigenen Land zu kämpfen, wo verdekte Künste, und geheime Mißverständnisse das meiste thun.

In diesem Jahr ergaben sich dem König die Städte, Beaune, Autun, und Auffonne. Maskon und Auxerre hatten sich noch im vorhergehenden Jahr ergeben. Ihrem Beispiel folgte Dion, und verschanzte sich gegen das Schloß, das Biron belagerte. Aber nun durchzog der Konnetable von Kastille mit einer grossen Armee von Milanois in Bourgogne aus, die Provinz Franche Komté, und gieng zu Gray mit dem Herzog von Maienne über die Saone.

Der König hatte sich in diese Gegenden begeben, und war kühn genug, die Feinde bis nach Fontaine-Françoise vorrüken zu lassen. Nun bot er dieser grossen Armee nur mit fünfzehen hundert Soldaten die Spize, und siegte mit denselben zu jedermanns Erstaunen. Villars-Oudan und Sanson, die zween vornehmste feindliche Generale grieffen Heinrichs Heer wüthend an; Villars grief denjenigen Theil an, den der Marschall von Biron anführte, und Sanson einen andern Haufen, der dem Marschall zur Seite stand. Beide wurden zurük getrieben, und rannten nun gerade auf den König loß. Man erzählt, Villars habe erfahren, daß der König hier in Person gegenwärtig seie, und seie deswegen (so viel vermag der Name eines Königs) nicht so kek gewesen, anzugreifen, sondern habe sich gegen die linke Seite hingezogen. Aber

so vieles Glük hatte Samson nicht. Der König hatte zwar nur hundert Reuter bei sich, aber freilich blos auserlesene, oder angesehene, und durch ihn beförderte Männer: er drang mit dem Degen in der Hand auf Samsons Heer von der Seite her ein, und trennte es völlig. Samson suchte zwar seine Soldaten wieder zu vereinigen, verlohr aber sein Leben, nicht ohne grossen Ruhm.

Die Gefahr, in welcher sich der König befunden hatte, war so groß, daß er selbst gestand, bei andern Gelegenheiten von der Art habe er blos um den Sieg, hier aber um sein Leben gekämpft.

Er hatte bei dieser Gelegenheit dem Konnetable gezeigt, mit welcher Stärke er handle, hatte ihm aber eben dadurch so ganz allen Muth benommen, daß er nichts weiter zu unternehmen wagte, und sich bald nachher entfernte. Auch der Herzog von Maienne ward durch diesen unglüklichen Vorfall so sehr aus aller Fassung gebracht, daß er gar nicht mehr wußte, wohin er fliehen sollte. Endlich entschloß er sich nach Sommeriue in Savoyen zu gehen, von wo aus er sich sicheres Geleit auswirken wollte, um nach Spanien zu reisen, und dem König Philipp II. von seinem Verfahren Rechenschaft geben zu können. Und nur die Güte des Königs Heinrich konnte ihn von diesem gefährlichen Entschluß abbringen, und ihn auf glüklichere Gedanken leiten. Der König ließ nehmlich einen ver-

trauten Freund des Herzogs, Lignerak zu sich kommen, versicherte ihn von seinen noch jezt fortdaurenden gütigen Gesinnungen gegen den Herzog, bezeugte sein Mitleiden gegen denselben, und wie sehr er wünschte, den Herzog wieder ganz in seine Gunst aufnehmen zu können; erlaubte ihm, er dürfe sich mit vollkommener Sicherheit nach Chalons an der Saone begeben, bis sie sich ganz vereiniget haben würden.

Der Herzog nahm diese gnädige Erklärung an, und da er erfahren hatte, daß der Papst bereit seie, den König in die Kirche aufzunehmen, so suchte er einen allgemeinen Waffenstillstand für alle diejenige zu schliessen, die es noch mit ihm hielten.

Die meiste Mitglieder des königlichen Raths, eingedenk der vielen Umwege und Künste, mit welchen der Herzog die in den lezten sechs Jahren schon fünfmal angefangene Friedens-Unterhandlungen immer wieder aufgehalten hatte, stimmten darauf, man solle ihm nicht länger Zeit geben, sondern man solle ihn nöthigen, sogleich abzuschliessen. Allein der König war zu klug und zu gütig, als daß er diesem Rath hätte beistimmen sollen; denn folgende zween sehr wahre Grundsäze waren ihm nicht unbekannt: 1) der König kann, so bald er nur will, die schlimmste Rebellen zu ihrer Pflicht zurükbringen. 2) Es ist sehr gefährlich, einen tapferen Mann zur Verzweiflung zu

bringen, besonders einen so angesehenen Mann, wie einen Herzog von Maienne.

Aus diesen Gründen entschloß er sich gegen den Willen seiner Räthe, dem Herzog einen Waffenstillstand zuzugestehen. Die bald nachher erfolgte Auftritte zeigten, daß dieser weise Fürst richtiger gesehen hatte, als alle seine Minister, und wie nachtheilig es für seine Sache gewesen seyn würde, wenn er den entgegen gesezten Rath befolgt hätte.

Von jenen drei Städten, von welchen ich vorhin sagte, daß sie in der Pikardie allein noch in den Händen der Ligue gewesen seien, nehmlich la Fere, Ham, und Soissons, wurde die erste von ihrem Gouverneur, Kolas; den Spaniern übergeben, und von Orvilliers hatte das Nehmliche mit Ham gethan. Doch blieb diese nicht lange in den Händen der Spanier. Denn Humieres, einer der tapfersten Edelleute der damaligen Zeit, grief sie eben damals so heftig an, daß endlich die Spanier nach einer langen und blutigen Gegenwehr, alle niedergehauen wurden: freilich fiel auch Humieres, und mit ihm fielen zweihundert tapfere Männer.

Dieser Verlust erregte den Unwillen aller guten Franzosen gegen die Ligue so sehr, daß die meiste von ihnen in die Niederlande und nach Spanien fliehen mußten. Hier fanden sie eine günstige Aufnahme und gute Behandlung, fügten aber ihrem Vaterland tau-

feindlichen Schaden zu. So glaubte unter andern ein Hauptmann Rosne, ein tapferer Soldat, daß man diejenige, die den Frieden nicht durch Uebergabe eines Plazes erkaufen könnten, in Frankreich mit grosser Strenge behandlen werde: er nahm sich daher vor, sich im Krieg so auszuzeichnen, daß die Spanier Gründe genug haben sollten, ihn zu belohnen, oder der König von Frankreich, ihn für sich zu gewinnen.

Er war es, der dem Grafen von Fuentes nach der Bestürmung der Stadt Kattelet rieth, er sollte Kambray belagern, der den Grafen überredete, er sollte, um sich diese grosse Unternehmung zu erleichtern, vorher Dourlens wegzunehmen suchen, weil alsdenn nicht das ganze französische Heer zum Entsaz der Stadt Kambray herbei eilen könnte. Durch seinen Rath geschahe es, daß Fuentes dem Herzog von Nevers, dem Marschall von Bouillon, und dem Admiral von Villars, die Dourlens entsezen wollten, entgegen zog, ihnen ein Treffen lieferte, unter dem französischen Adel eine grosse Niederlage anrichtete, und Villars, einen der tapfersten Männer dieser Zeit, meuchelmörderisch umbringen ließ; daß er hierauf wieder vor Kambray zog, die Stadt durch Hunger bezwang, und Balagny aus seinem vermeintlichen Fürstenthum vertrieb.

Eine sehr wichtige, und schon so lange erwartete Nachricht tröstete den König über den Verlust der bei-

den Städte Dourlens und Kambray. Es war folgende: es seie endlich den Bemühungen der königlichen Prokuratoren am Römischen Hofe, des Herrn von Ossat, und Perron, die nachher durch die Verwendung des Königs mit dem Kardinals-Hut beehrt wurden, gelungen, daß der Heilige Vater den König aller Schwierigkeiten und Einwendungen der Spanier ungeachtet, von den Kirchenstrafen am sechszehnten September freigesprochen habe.

Da jezt der Herzog von Maienne keine Ausflucht mehr hatte, da ihm alle Hofnung, als Gegner des Königs bestehen zu können, benommen war, so entschloß er sich mit dem König in Unterhandlungen zu treten. Aber auch jezt noch verfuhr er sehr langsam, und hätte gewiß äusserst strenge Behandlung zu erwarten gehabt, wenn die Güte des Königs nicht gröser gewesen wäre, als der Eigensinn des Herzogs. Man kann es nicht läugnen, daß die schöne Gabriele gegen alle diejenige, welche von der Gnade des Königs Gebrauch machen wollten, sehr dienstfertig war, daß sie sich überall Freunde zu machen suchte, um durch sie ihre Verheirathung mit dem König, die sie so sehr wünschte, zu befördern; daß diese nicht wenig dazu beitrug, dem Herzog einen sehr vortheilhaften Vergleich zu verschaffen. Wenigstens sind die Ausdrüke in der Akte, die der König an ihn ausstellte, und die Bedingungen ehrenvoller, als sie je ein Un-

terthan eines Königs von Frankreich erhielt. Doch wäre er ohne Zweifel noch glüklicher gewesen, wenn er, noch ehe sich seine Parthie zerstreut hatte, im Namen der grossen Städte, deren Vorsteher er gewesen war, in Unterhandlungen getreten wäre; wenn er sie so beständig mit sich verbunden hätte.

Einige Zeit nachher kam der Herzog nach Monceaux, um dem König aufzuwarten: so bald ihn der König auf dem Gang, auf welchem er eben herum gieng, erblikte, gieng er ihm einige Schritte mit der heitersten Mine entgegen, umarmte ihn dreimal herzlich, versicherte ihn, daß er einen Mann von so viel Ehre so sehr schäze, daß er nicht den geringsten Zweifel in seine Treue seze, und behandelte ihn mit so vieler Güte, als ob er immer in seinen Diensten gewesen wäre. Ueberhäuft mit so vieler Güte, rief nun der Herzog, jezt erst hat mich der König besiegt. Wirklich zeigte er auch in seinem ganzen nachherigen Betragen den getreuen Unterthanen, so wie der König in dem seinigen den guten Fürsten, und genauen Beobachter seines gegebenen Worts.

Um die nehmliche Zeit, da dieser Herzog seine Unterhandlungen mit dem König schloß, und von dem König die Bestättigungs-Akte darüber ausgestellt wurde, trat auch sein Halb-Bruder, der neue Herzog von Nemours, der sich, so lang sein älterer Bruder, der tapfere Herzog von Nemours lebte, Mar-

den Städte Doulens und Kambray. Es war folgende: es seie endlich den Bemühungen der königlichen Prokuratoren am Römischen Hofe, des Herrn von Ossat, und Perron, die nachher durch die Verwendung des Königs mit dem Kardinals-Hut beehrt wurden, gelungen, daß der Heilige Vater den König aller Schwierigkeiten und Einwendungen der Spanier ungeachtet, von den Kirchenstrafen am sechszehnten September freigesprochen habe.

Da jezt der Herzog von Maienne keine Ausflucht mehr hatte, da ihm alle Hofnung, als Gegner des Königs bestehen zu können, benommen war, so entschloß er sich mit dem König in Unterhandlungen zu treten. Aber auch jezt noch verfuhr er sehr langsam, und hätte gewiß äusserst strenge Behandlung zu erwarten gehabt, wenn die Güte des Königs nicht grösser gewesen wäre, als der Eigensinn des Herzogs. Man kann es nicht läugnen, daß die schöne Gabriele gegen alle diejenige, welche von der Gnade des Königs Gebrauch machen wollten, sehr dienstfertig war, daß sie sich überall Freunde zu machen suchte, um durch sie ihre Verheirathung mit dem König, die sie so sehr wünschte, zu befördern; daß diese nicht wenig dazu beitrug, dem Herzog einen sehr vortheilhaften Vergleich zu verschaffen. Wenigstens sind die Ausdrüke in der Akte, die der König an ihn ausstellte, und die Bedingungen ehrenvoller, als sie je ein Un-

terthan eines Königs von Frankreich erhielt. Doch wäre er ohne Zweifel noch glüklicher gewesen, wenn er, noch ehe sich seine Parthie zerstreut hatte, im Namen der grossen Städte, deren Vorsteher er gewesen war, in Unterhandlungen getreten wäre; wenn er sie so beständig mit sich verbunden hätte.

Einige Zeit nachher kam der Herzog nach Monceaux, um dem König aufzuwarten: so bald ihn der König auf dem Gang, auf welchem er eben herum gieng, erblikte, gieng er ihm einige Schritte mit der heitersten Mine entgegen, umarmte ihn dreimal herzlich, versicherte ihn, daß er einen Mann von so viel Ehre so sehr schäze, daß er nicht den geringsten Zweifel in seine Treue seze, und behandelte ihn mit so vieler Güte, als ob er immer in seinen Diensten gewesen wäre. Ueberhäuft mit so vieler Güte, rief nun der Herzog, jezt erst hat mich der König besiegt. Wirklich zeigte er auch in seinem ganzen nachherigen Betragen den getreuen Unterthanen, so wie der König in dem seinigen den guten Fürsten, und genauen Beobachter seines gegebenen Worts.

Um die nehmliche Zeit, da dieser Herzog seine Unterhandlungen mit dem König schloß, und von dem König die Bestättigungs-Akte darüber ausgestellt wurde, trat auch sein Halb-Bruder, der neue Herzog von Nemours, der sich, so lang sein älterer Bruder, der tapfere Herzog von Nemours lebte, Mars

quis von St. Sorlin nannte, durch Vermittlung seiner Mutter mit dem König in Unterhandlung, und brachte einige kleine Pläze, die er noch in Lionois und Forez im Besiz hatte, unter die Gewalt des Königs.

Sein älterer Bruder, einer der edelsten und tapfersten Männer, die je lebten, war im vorhergehenden Jahr an einer sonderbaren Krankheit gestorben. Denn nach und nach drang ihm das Blut bis auf den lezten Tropfen zum Mund und allen Oefnungen heraus; entweder, weil ihn die Nachricht, die er eben erhielt, als er kaum aus dem Schloß Pierre-Enciſe entſprungen war, daß nehmlich derjenige Plaz, den er zu seiner Rettung für den sichersten gehalten hatte, Vienne, sich dem König ergeben habe, in so groſſe Traurigkeit versezt hatte; oder, weil ihm ein äuſſerſt heftiges Gift, wie man sagte, von denjenigen, die seine Rache fürchteten, beigebracht worden war. Er starb unverheurathet, und sein jüngerer Bruder war der nehmliche, von dem ich vorhin sprach. Von diesem stammten die Herren von Nemours ab, die erſt vor wenigen Jahren starben.

1596.) Der Herzog von Joyeuſe hatte nach dem Tode seines jüngeren Bruders (dieſer war in der Schlacht bei Villemur nahe bei Montauban geblieben) die Kapuziner-Kutte abgelegt, um sich zum Haupt der Ligue in Languedok aufwerfen zu können. Er hatte bisher die Stadt Toulouſe und die umliegende

Gegend für seine Parthie vertheidiget; wollte aber nun den gegenwärtigen vortheilhaften Zeitpunkt nicht ungenuzt vorbei lassen, und erhielt durch Vermittlung seines andern Bruders des Kardinals von Joyeuse sehr vortheilhafte Bedingungen, unter anderen den Marschallsstab von Frankreich. Der Herr von Boisdaufin erhielt eine ähnliche Belohnung, unerachtet er nur zwo kleine Städte in Mayne und Anjou, nehmlich Sable und Chasteau-Gontier in seiner Gewalt hatte. Der König behandelte ihn so gütig, mehr in Rükficht auf seine Person, als in Rükficht auf die Pläze.

Jezt waren nur noch die Herzoge von Mercoeur und Marseille gegen den König. Die leztere Stadt wurde von dem Konsul Karl von Kasaux und Ludwig von Aix Viguier, welche die Oberherrschaft an sich gerissen hatten, beherrscht. Da diese Menschen im Begrif waren, sie den Spaniern zu überliefern, so wiegelte ein Bürger, Namens Libertat, mit einer Gesellschaft seiner Freunde, die Einwohner derselben gegen sie auf, ermordete Kasaux, verjagte Ludwig von Aix, sezte die Stadt in Freiheit, und übergab sie ganz dem König.

Dem Herzog von Mercoeur verwilligte der König einen längeren Waffenstillstand, weil es ihm damals unmöglich war, den Herzog ganz aus dem Besiz von Bretagne zu vertreiben. Hieran wurde er nehmlich

Prälaten, mehrere Adeliche, und die Aufseher bei den Gerichten, und der Verwaltung der Finanzen zusammen.

Seinem Befehl gemäß sollten sie sich zu Rouën in dem grossen Saal der Abtei St. Ouen versammlen. In der Mitte desselben saß er auf einem erhabenen Thron unter einem Himmel: ihm zur Seiten die Prälaten und Grossen: hinten die vier Staats-Sekretaire: unter ihm die Ober-Präsidenten des Parlements und die Abgeordnete von den Aufsehern bei den Gerichten und den Finanzen. Er eröfnete die Sizung mit einer Rede, die eines Königs würdig ist, der nie vergessen darf, daß seine Gröse und sein Ansehen nicht bloß in einer uneingeschränkten Macht besteht, sondern in dem Glük seines Staats und seiner Unterthanen.

„Wenn ich mich, sagte er, als einen grossen „Redner berühmt machen wollte, so würde ich mehr „auf schöne Worte, als auf eine edle Gesinnung gese„hen haben. Aber mein Ehrgeiz trachtet nach einem „höheren Ruhm, als der Ruhm eines guten Redners „ist: ich ringe nach dem ehrenvollen Namen eines Ret„ters und Wiederherstellers des französischen Staats. „Durch die Güte Gottes, durch den Rath meiner „treuen Freunde, und durch den Degen meines tapfe„fern Adels, (von dem ich auch meine Fürsten nicht „ausnehme, denn edle Denkungs-Art adelt mehr, „als Titel) habe ich es von der Sklaverei und dem

„Untergang gerettet. Ich wünschte, dem Reich sei„nen alten Flor, seinen vorigen Glanz wieder zu ver„schaffen. Nehmen Sie, liebe Unterthanen, an die„sem zweiten Ruhm Theil, so wie sie an dem ersten „Theil hatten. Ich habe sie nicht hieher berufen, „wie meine Vorfahrer, damit sie blindlings in mein „Verlangen willigen sollten, sondern ich habe sie ver„sammlet, um Ihren Rath zu vernehmen, ihm bei„zupflichten, ihn zu befolgen, — kurz, mich Ih„nen ganz zu vertrauen. Eigentlich freilich kann „man diß von einem König, von einem bejahrten, „von einem siegreichen Fürsten, wie ich bin, nicht „erwarten: aber die Liebe gegen meine Unterthanen, „der höchste Wunsch, den ich kenne, meinen Staat „zu beglüken, diß läßt mich alles leicht, alles ehren„voll finden.“

Diese rührende Rede machte so starken Eindruk auf das Herz der versammelten Stände, daß sie ihr ganzes Nachdenken anstrengten, um Mittel zu erfinden, durch welche die Fortsezung des Kriegs möglich gemacht werden könnte. Sie verordneten daher, die Bezahlung der Besoldungen der Beamten sollte ein Jahr lang aufgeschoben, und auf alle Waaren, die in feste Städte verführt werden, nur das Getreide, die Nahrung der Armen ausgenommen, sollte eine Auflage gemacht werden, vermöge welcher man von so

dem Pfund einen Sol bezahlen müßte. Der lezte Theil dieser Verordnung veranlaßte ein grosses Geschrei in den Provinzen jenseits der Loire; aber Rosny, den der König wenige Monate vorher zum Aufseher über die Verwaltung der Finanzen ernannt hatte, ein zu diesem Geschäft eben so geschikter, als treuer Mann, von dem ich auch sonst schon sprach, wußte dem ungeachtet noch eine grosse Summe Gelds, die von den Aufsehern über die Finanzen bisher unterschlagen worden war, in den Schaz des Königs zu liefern.

1597.) Der König von Spanien fühlte, daß seine Leibes- und Seelen-Kräfte abnahmen, und eine Mattigkeit, die mit einer fürchterlichen Krankheit endigte, ließ ihn besorgen, seine Schwäche möchte zu Empörungen in seinen so weit aus einander liegenden Staaten Veranlassung geben. Auch waren seine Finanzen erschöpft, und er wünschte nichts mehr, als seine Niederlande seiner geliebten Tochter Isabelle übergeben zu können. Daher ließ er dem heiligen Vater erklären, er wünschte einen Frieden zu schliessen, zu einer Zeit, da seine Heiligkeit bereits den General der Franziskaner an ihn abgeschikt hatte, um mit ihm in besondere Unterhandlungen deswegen zu treten.

Es war schon alles eingeleitet, als ein Vorfall dazwischen kam, durch den der Friedens-Schluß noch

ein ganzes Jahr aufgehalten wurde. Hernand Teillo, Spanischer Gouverneur zu Dourlens, hatte von der Nachläßigkeit, mit der die Soldaten zu Amiens die Stadt bewachen, Nachricht erhalten, und morgens um neun Uhr, da die Bürger gerade in die Kirche gegangen waren (es war eben Fastenzeit) die Stadt überrumpelt. Er hatte nehmlich einen Wagen mit Nüssen unter ein Thor fahren lassen, und befohlen, man solle einen Sak fallen lassen. Die Soldaten, welche die Wache hatten, machten sich nun über diese herabgefallene Nüsse her, und so wurde die Stadt überrumpelt.

Diese so unglükliche Nachricht erschrökte den König, der sich zu Paris mit zerschiedenen Vergnügungen unterhielte. Er hatte befohlen, daß alle seine bedeutende Briefe unmittelbar an ihn abgegeben werden sollen, daß man sie ihm zu jeder Zeit überbringen solle: und nun mußte es sich gerade treffen, daß er ermüdet von einem Ball, eben in tiefem Schlaf lag, als ein Kourier mit dieser Nachricht ankam. Er sprang sogleich aus dem Bette, und ließ zween oder drei seiner vertrautesten Freunde ruffen. Sie sahen wohl, daß sich dieser Zufall gerade in dem schlimmsten Zeitpunkt zugetragen habe, da der Herzog von Mercoeur noch so mächtig in Bretagne seie, da die Gährung noch immer fortdaure, da die Hugenotten Kabalen spielen, und die Bestürzung der Stadt Paris, mit

welcher es nun auf das äusserste gekommen zu seyn schien, ausserordentlich war. Allein sein Heldenmuth, den so grosse Gefahren nicht niederdrükken konnten, kannte auch jezt keine Furcht, sondern er entschloß sich auch dieser Gefahr zu trozen, und Amiens anzugreifen, noch ehe sich die Spanier in dieser Stadt fest gesezt hätten.

Seine vorzüglichsten Offiziere waren hierinn nicht seiner Meinung. Aber dessen ungeachtet folgte er seinen besseren Einsichten, und seiner grösseren Seelenstärke, und schritte muthig zur Ausführung dieser Unternehmung: nicht so wohl, wie er sagte, im Vertrauen auf menschliche Hülfe, als vielmehr im Vertrauen auf Gott, dessen Güte sich täglich an ihm erprobte. Und man muß es gestehen, daß ihm Gott bei dieser Gelegenheit sichtbarer beistand, als bei keiner andern.

Er entdekte um diese Zeit mehrere Verschwörungen gegen sein Leben, unter anderen die eines Geistlichen, den eine Kreatur des Königs von Spanien der Sage nach überreden wollte, den König zu ermorden; und so noch mehrere andere Verführungen, die dem Geld dieses nehmlichen Königs ihren Ursprung zu Paris verdankten. Die Verschworne beobachteten alle seine Schritte, und wollten ihn einst auf seinem Schloß zu St. Germain en Laye wegnehmen.

Uebrigens entsprach sein Volk den väterlichen Ge-

stimmungen, die er gegen dasselbige hatte: man bewilligte ihm alles, was er zur Beschleunigung dieser Eroberung verlangte. Der Herzog von Maienne und die übrige ehemalige Anhänger der Ligue suchten ihm ihre Erkenntlichkeit für seine Güte zu beweisen, dienten ihm so getreu, und zeigten besonders bei dieser Gelegenheit so grosse Wärme für ihn, da hingegen andere jezt wankten, und sich zurükzogen, daß er selbst gestehen mußte, er sehe nun wohl ein, daß die meisten dieser Leute nicht so wohl gegen ihn, als vielmehr gegen die Religion der Hugenotten eingenommen gewesen seien.

Die Belagerung war langdaurend, mit vielen Schwierigkeiten verbunden, und der Ausgang sehr ungewiß; ja wenn der König von Spanien die Stadt mit seiner ganzen Macht hätte beschüzen wollen, so wäre Heinrich nie zu seinem Zwek gekommen. Allein die ganze Sache war jezt dem ersteren ärgerlich, er wünschte Ruhe zu bekommen, und bekümmerte sich um seine Eroberungen nicht mehr. Deswegen unterstüzte er den Erzherzog auch nicht, so sehr dieser auch darum bat. Indessen ließ dieser nichts unversucht, um die Stadt zu entsezen. Gegen alle Erwartung zeigte er sich einmal mit einer grossen Armee vor dem Quartier Long-Pré, und brachte dadurch die Franzosen in so grosse Unordnung, daß es ihm, wenn er sich dieser Gelegenheit zu bedienen gewußt,

und die Zeit nicht mit Berathschlagen zugebracht hätte, ohne allen Zweifel gelungen wäre, die drei tausend Menschen, die er für diesen Plaz bestimmt hatte, in die Stadt zu werfen.

Der König kam eben von der Jagd zurük, und fand seine Armee in einer allgemeinen Bestürzung, besonders nachtheilig hatte der Schreken auf einige der ersten Generale gewirkt. Auch bei dieser grossen Gefahr verließ den König sein Muth und seine Entschlossenheit nicht. Er verbarg seine Furcht, gab ganz unerschroken Befehle, zeigte in seinem Gesicht so viele Heiterkeit, und in seinen Reden so viele Festigkeit, als ob er ein Treffen gewonnen hätte. Er ließ seine Soldaten sogleich auf das Schlachtfeld ausrüken, das er drei Tage vorher achthundert Schritte von seinem Lager dazu bestimmt hatte. Hier bemerkte er nun die gute Ordnung des spanischen Heers, er sahe, wie wenig er sich auf seine Soldaten verlassen, und wie leicht er aus seinem Posten vertrieben werden könne, und wie wenig es die Zeit erlaube, sich gegen diß lezte Unglük vorzusehen. Diese Betrachtungen erschütterten ihn einigermassen, und er fieng bereits an, an einem für ihn glüklichen Ausgang dieser Schlacht zu zweifeln. Und nun rief er auf einem Sattel knieend, den Hut in der Hand, und mit gen Himmel gerichteten Augen laut: Gott! wenn du mich heute, wie es meine Vergehungen freilich verdient haben, be-

strafen willst, — hier ist mein Haupt, beweise daran deine Gerechtigkeit, schone des Schuldigen nicht. Aber um deiner heiligen Barmherzigkeit willen, Höchster! nehme dich dieses armen Reichs an, und lasse die Heerde das Vergehen des Hirten nicht büssen.

Diese Worte thaten eine unbegreifliche Wirkung; sie durchliefen in einem Augenblik das ganze Heer, und eine Kraft vom Himmel schien den Muth der Franzosen zu beleben.

Da der Erzherzog ihre Entschlossenheit, ihren Muth bemerkte, so wagte er es nicht weiter vorzurüken. Einige andere Versuche, die er machte, gelangen ihm eben so wenig, und daher zog er sich nach Artois, wo er seine Truppen verabschiedete. Endlich wurde auch Hernand Teillo durch eine Kugel getödtet, die Belagerten ergaben sich auf Bedingungen, der König gab der Stadt den Herrn von Vic zum Gouverneur, einen Mann, der über genauer Ordnung und strenger Kriegszucht hielt, und der sein Amt damit anfieng, daß er eine Citadelle anlegte.

Von Amiens aus führte der König seine Armee vor die Thore der Stadt Arras, um den Erzherzog anzugreifen. Er ließ sein Heer drei Tage lang in Schlachtordnung stehen, und ließ die Stadt beschiessen. Da er aber sahe, daß seine Bemühungen vergeblich seien, so zog er an der Grenze Frankreichs hin, mißvergnügt, wie er spöttisch sagte, über die Unhöf-

lichkeit der Spanier, die ihm auch nicht Einen Schritt entgegen gegangen seien, um ihn zu empfangen, die so gar die Ehre, welche er ihnen habe erweisen wollen, gegen allen Wohlstand ausgeschlagen hatten.

Bei dieser Belagerung that sich besonders der Marschall Biron hervor. Daher brach auch der König, als ihm die Gesandte dieser Stadt aufwarteten, in folgende wirklich königliche Worte aus: sehen Sie hier meine Herrn! (er deutete auf den Marschall von Biron) den Marschall von Biron stelle ich gerne Freunden und Feinden vor.

In Frankreich war jezt niemand mehr von der Ligue übrig, als der Herzog von Mercoeur, der sich noch immer in Bretagne festgesezt hatte. Der König hatte ihm öfters einen Waffenstillstand zugestanden, und sehr vortheilhafte Bedingungen bewilliget: allein der Stolz des Herzogs ließ ihn immer auf neue Ausflüchte denken, ehe er völlig mit dem König abschloß. Denn er hofte noch immer einen günstigeren Zeitpunkt zu erleben, und schmeichelte sich, ich weiß nicht mit welchen Prophezeihungen, nach welchen der König in zwei Jahren sterben sollte.

1598.) Der König war nun aber des öfteren Aufschubes müde, und zog in die Gegend von Bretagne, fest entschlossen, den Eigensinn des Herzogs nach Verdienst zu bestrafen. Er wäre ohne Rettung verlohren gewesen, wenn er nicht von dem Entschluß

des Königs bald genug Nachricht bekommen, und gesucht hätte, seine eigene Tochter mit dem ältesten Sohn der Herzogin von Beaufort, der schönen Gabrielle zu vermählen. Dieser ist jezt Herzog von Vendome.

Seine Gesandte konnten Anfangs mehr nicht erhalten, als daß er sogleich Bretagne verlassen, und alle Plätze, die er noch im Besiz hätte, sogleich übergeben solle, und daß dagegen der König das Vergangene vergessen, und ihn wieder in seine Gnade aufnehmen wolle. Weil aber der König überhaupt sehr nachgiebig war, und seinen natürlichen Sohn durch eine so reiche und angesehene Heirath empor bringen wollte, so ließ er sich endlich doch bewegen, eine für den Herzog eben so günstige Akte auszustellen, und von dem Parlement registriren zu lassen, als er den übrigen Häuptern der Ligue zugestanden hatte. Dieser Vertrag wurde zu Angers geschlossen, die Verlobung geschahe auf dem Schloß daselbst, und die Vermählung wurde mit solcher Pracht gefeiert, als ob der Bräutigam ein wirklicher Prinz vom Geblüt wäre. Der Bräutigam war erst vier, und die Braut erst sechs Jahre alt.

Der König übergab ihm das Herzogthum Vendome, unter den nehmlichen Bedingungen, unter welchen es die bisherigen Herzoge gehabt hatten. Das Parlement registrirte die darüber ausgestellte Akte

nur nach langem Widerstreben, und unter der Bedingung, daß diß ohne weitere Folgen für die königliche Erbgüter geschehen solle. Denn diese Güter sind vermöge eines Reichsgesezes von dem Augenblik an mit der Krone vereinigt, in welchem ein König zu derselben gelangt.

Von Angers aus wollte der König in die Provinz Bretagne gehen; er hielte sich noch vorher einige Zeit zu Nantes auf, und gieng von da aus nach Rennes, wo sich die Staaten versammelt hatten. In diesen zween Städten brachte er zween Monate mit Festen, Spielen und anderen Unterhaltungen zu; er ließ sich aber doch nicht so ganz darein verwikeln, daß er nicht die wichtigste Geschäfte hätte schnell abthun sollen. Merkwürdig ist es, daß dieser grosse Fürst des Morgens seine Zeit auf wichtige Geschäfte verwendete, den übrigen Theil des Tags aber seinen Vergnügungen widmete: daß er sich aber doch diesen nie so ganz ergab, daß er nicht sogleich von seinen besten Vergnügungen hätte abstehen können, wenn ihn ein wichtiges Geschäft abrief: er hatte ausdrüklich befohlen, daß man ihm von wichtigen Vorfällen in jedem Augenblik Nachricht geben solle.

Die vielen überflüssigen Besazungen in diesem Lande dankte er ab; schafte eine Menge Auflagen, welche durch die Tyrannei einiger Partikuliers während den Kriegen eingeführt worden waren, ab; zerstreute die

Räuber-Banden, welche das platte Land unsicher machten, schikte Soldaten gegen die grosse Anzahl Diebe, die sich hier aufhielten, verschafte den Gerichten Ansehen, das in den bisherigen Kriegen gelitten hatte, und brachte vier Millionen zusammen, wozu die Stände dieser Provinz freiwillig hundert tausend Kronen beitrugen. Immer arbeitete er mit gutem Erfolg darauf los, wie er sein Volk erleichtern, und seine Finanzen in Ordnung erhalten könne; — zwei Dinge, die nie beisammen bestehen können, wenn ein Fürst nicht gerecht ist, oder wenn er nicht spart, oder wenn er andere mit seinem Geld nach Belieben handlen läßt, ohne sich davon öfters Rechnung ablegen zu lassen.

So erhielt endlich Frankreich nach einem zehenjährigen bürgerlichen Krieg, der durch Gottes besondere Güte gegen dieses Reich, und durch die unermüdete Anstrengung, Güte und Stärke des besten Königs Ruhe von innen. Und nun arbeitete man sehr eifrig an einem Frieden zwischen den beiden Kronen Frankreich und Spanien, nach dem sich beide Könige gleich stark sehnten: unser Heinrich nehmlich, weil er nichts mehr wünschte, als Frankreich beglüken, und ihm nach so vielem Blutvergiessen, nach so vielen heftigen Erschütterungen seine vorige Stärke wieder geben zu können: und Philipp, weil er sahe, daß sich sein Ende nähere, und daß sein Sohn Phi-

lipp III. nicht fähig seie, einen solchen Krieg gegen einen so grossen König zu führen.

Die Gesandte der beiden Könige waren nebst dem päpstlichen Nuncius drei Monate lang in der kleinen Stadt Vervin versammelt. Die französische Gesandte waren Pomponius von Believre und Nikolaus Brussard von Sillery, beide Staats-Räthe, und der lezte noch überdiß Präsident des Parlements. Diese wetteiferten aufs rühmlichste mit einander, die schwersten Artikel in sehr kurzer Zeit in Richtigkeit zu bringen, und nach den Befehlen des Königs, ihres Herrn unterzeichneten sie den Frieden den zehenten Mai. Den zwölften Mai wurde es zu Vervin bekannt gemacht.

Es würde zu weitläuftig seyn, wenn ich die einzelne Friedens-Artikel hier einrüken wollte. Ich bemerke nur im Allgemeinen, daß die Spanier vermöge dieses Friedens-Schlusses alle Pläze, die sie noch in der Pikardie besassen, und Blavet in Bretagne räumen mußten: daß auch der Herzog von Savoyen in diesen Vertrag eingeschlossen wurde, und dem König die Stadt Berre, die er in Provence besaß, übergeben mußte. In Rüksicht auf das Marquisat von Saluces, das der Herzog gegen das Ende der Regierung Heinrichs III. von Frankreich abgerissen hatte, ward beschlossen, daß der heilige Vater den deswegen

entstandenen Streit innerhalb Einem Jahr entscheiden solle.

Der Friede wurde an Einem Tag in allen Städten Frankreichs und der Niederlande, zur größten Freude der ganzen Christenheit, bekannt gemacht. Aber niemand empfand so viel wahre Freude darüber, als unser Heinrich, der öfters die Anmerkung machte, es streite wider die Gesetze der Natur und des Christenthums, wenn man Krieg führe aus Liebe zum Krieg; ein christlicher Prinz müsse also jeden Frieden annehmen, der ihn nur nicht völlig zu Grund richte.

Lebensgeschichte Heinrichs des Grossen.

Dritter Theil.

Von dem Frieden zu Vervin an, bis auf Heinrichs unglückliches Ende im Jahr 1610.

Bisher habe ich die Geschichte unseres Helden in seinen zweideutigsten und gefährlichsten Lagen, und die viele Stürme, durch die er sich auf den ungebahnte-

sten und steilsten Wegen durcharbeiten mußte, erzählt: jezt wollen wir ihn auch auf seinen angenehmeren Wegen begleiten, wollen sein Betragen in Friedenszeiten betrachten; wollen sehen, daß nichts im Stande war, seinen Geist in Schlummer zu wiegen, daß er sich immer thätig erhielt: daß sich seine grosse Seele immer wahrhaftig königlich beschäftigte: daß er selbst mitten unter seinen Zerstreuungen sein gröstes Vergnügen in Besorgung seiner wichtigsten Geschäfte fand.

In den beiden ersten Theilen seiner Lebens-Beschreibung, die ich bisher erzählte, erschien er durch die Noth gedrungen, als Krieger: in diesem lezten Theil erscheint er als Staatsmann, der er seiner Neigung nach, war: aber überall unüberwindlich, unermüdlich.

Die erste Pflicht eines Fürsten ist diese, seine Unterthanen zu beschüzen. Er muß sie gegen auswärtige Feinde vertheidigen, muß sie gegen innere Unruhen, und gegen die Unternehmungen der Rebellen schüzen. Zu diesem Endzwek ist ihm der Gebrauch der Waffen verstattet: deswegen ist es vortheilhaft für ihn, wenn er im Krieg erfahren ist. Aber diß ist freilich nur ein Theil seiner Pflicht: und man kann mit Grund hinzusezen, es ist nicht der wichtigste, nicht der genugthuendste. Denn einmal kann er ja

diß

liß durch seine Generale verrichten lassen; und denn ist es doch wohl nicht zu bezweifeln, daß derjenige Fürst der glüklichste ist, der seine Staats-Angelegenheiten so einzurichten weiß, daß er nicht nöthig hat, zu den Waffen zu greifen, der mächtig genug ist, die Gerechtigkeit zu handhaben, das Böse zu bestrafen, und das Gute zu belohnen: der Belohnungen auszutheilen, gute Ordnung, das Ansehen der Gesezze, und seinen Staaten Ruhe zu erhalten weiß: der sich oft und genau von dem was vorgeht, unterrichtet; sein Ansehen und seine Gröſſe durch seine Güte erhält; sich bei seinen Feinden furchtbar, und bei seinen Freunden geschäzt macht; den höchsten Gerichten als Souverain beiwohnt; die Gesandte selbst hört, und ihnen antwortet; wichtige Geschäfte durch Unterhandlungen abmacht, dem Uebel zuvorkommt; den Bösen und Feinden ihre Macht zu schaden benimmt; den Staat durch Handel und Ausbildung der Wissenschaften und schönen Künste reich, und blühend macht; die Schäze der ganzen Welt in sein Land zu leiten sucht; besonders aber die Verehrung Gottes befördert, so daß sein Land ein wahres Paradies ist. Diß sind nach meiner Meinung die würdigsten Beschäftigungen für einen mächtigen, weisen und christlichen König, der als Hirte seines Volks (so nennt Homer den groſſen König Agamemnon öfters) nicht nur Wölfe abzuhalten,

und Krieg zu führen verstehen, sondern auch sonst vor allem Unglük verwahren, auf fette Waide führen, und zu vermehren suchen muß.

Die Bekanntmachung des Friedens erregte bei den Franzosen, Flamländern, und Spaniern eine unglaubliche Freude. Er wurde von dem König am ein und zwanzigsten Junius in unserer lieben Frauen Kirche auf das Kreuz und Evangelien-Buch feierlich beschworen, in Gegenwart der Spanischen Gesandten, des Herzogs von Arscot, und des Admirals von Arragonien. Zu Brüssel ward er im Namen des Königs von Spanien von dem Kardinal Erzherzog, Albert, Gouverneur der Niederlande, den sechs und zwanzigsten Junius beschworen. Heinrich schikte den Marschall von Biron zu dieser Feierlichkeit dahin ab. Er hatte diesen Herrn erst kürzlich zum Duc und Pair ernannt, und diß war von dem Parlement genehmigt worden, theils um dieser Gesandtschaft mehr Glanz zu geben, theils um die Verdienste, die er Heinrich in dem lezten Krieg gethan hatte, zu belohnen.

Die Spanier lieſſen es an Schmeicheleien und Gefälligkeiten gegen diesen neuen Herzog nicht fehlen, um ihn stolz und eitel zu machen. Sie brachten ihm auch wirklich eine so groſſe Meinung von sich bei, daß er sichs in den Kopf sezte, der König seie ihm weit mehr schuldig, als er ihm je vergelten könne; seine Tapferkeit werde in Frankreich nicht gehörig verehrt,

er könne schon noch Leute finden, an die er sich zu höheren Preisen verkaufen könne. Diese Gedanken brachten bald sehr traurige Wirkungen hervor.

Viele Franzosen, denen der schlechte Zustand des Königs von Spanien, und die schlimme Lage seiner Sachen nicht bekannt war, konnten es gar nicht begreifen, warum dieser Herr den Frieden so theuer erkauft habe; warum er sechs oder sieben vorzügliche Pläze, unter andern Kalais und Blavet, die Schlüssel zu Frankreich übergeben habe. Die Spanier hingegen, die wohl sahen, daß ihr König nicht mehr lange leben könne, daß seine Finanzen erschöpft, daß in den Niederlanden bereits Unruhen ausgebrochen, daß Portugall und die spanische Besizungen in Italien im Begrif seien, sich zu empören, daß ihr König einen Nachfolger hinterlasse, der zwar ein guter Prinz seie, aber die Ruhe sehr liebte, erstaunten, daß die Franzosen bei der Belagerung von Amiens so viele Tapferkeit bewiesen, daß sie nach den Unterhandlungen mit dem Herzog von Mercoeur nun wieder alle ihre Kräfte vereinigen könnten, und doch nicht auf die Niederlande loß gehen, die sie nach aller Wahrscheinlichkeit, wenn auch nicht ganz, doch groſſen Theils erobern konnten. Der König rechtfertigte sich damit, er habe Frieden gemacht, nicht aus Furcht vor den Unbequemlichkeiten, die jeder Krieg mit sich führe,

sondern weil er der ganzen Christenheit Ruhe zu geben gewünscht habe: er wisse wohl, daß er unter den gegenwärtigen Umständen grosse Eroberungen hätte machen können; aber er wisse eben so gut, daß Gott oft das größte Glük der Fürsten vernichte; daß ein Weiser einen vortheilhaften Vertrag, in der Hofnung ein noch grösseres Glük zu erhalten, nie ausschlagen, daß er sich nie durch sein gegenwärtiges Glük blenden lassen müsse, weil sich seine glükliche Lage durch tausend unvorhergesehene Zufälle ändern könne: schon oft seie es geschehen, daß ein niedergeworfener und verwundeter Soldat denjenigen getödtet habe, der ihm das Leben nehmen wollte.

Man sahe bald, daß Philipp III. den geschlossenen Frieden weit nöthiger hatte, als Frankreich. Sein Uebel vermehrte sich immer. Zwanzig Tage lang drang aus allen Theilen seines Körpers Blut, und kurz vor seinem Tode brachen ihm vier Geschwüre an seiner Brust auf, aus welchen eine unglaubliche Menge Würmer hervorkamen. Diese Geschwüre konnten durch alle Bemühungen seiner Bedienten nicht ausgetroknet werden.

Bei dieser sonderbaren Krankheit mußte man die Standhaftigkeit des Königs bewundern; er legte das Staats-Ruder bis auf den lezten Augenblik seines Lebens nicht aus den Händen. Noch kurz vor seinem Tode sorgte er für die Verheirathung seines Sohnes

an Margarethen, die Tochter des Erzherzogs von Grätz: eben so für die Verheirathung seiner lieben Tochter Isabelle an den Kardinal Erzherzog Albert, der, wie sie, aus königlichem Geblüt erzeugt ward; er verschrieb ihr die Niederlande und die Grafschaft Bourgogne unter der Bedingung, daß diese Länder wieder an Spanien zurükfallen sollen, wenn sie ohne Kinder sterben sollte. Er hatte zwar den Frieden unterzeichnet, aber seine schwere Krankheit erlaubte ihm nicht, ihn mit denselben Feierlichkeiten, die der König von Frankreich und der Erzherzog beobachtet hatten, zu beschwören. Philipp III. sein Sohn und Nachfolger beschwur ihn daher im Jahr 1601. den ein und zwanzigsten Mai in der Stadt Valladolid, in Gegenwart des französischen Gesandten Grafen von Rochepot.

Während dem mehrere Jahre daurenden Krieg hatte man viele Vergehen unbestraft lassen müssen. Daher gab es noch viele schlechte Leute, welche glaubten, sie dürfen andere ungescheut berauben; da hingegen andere glaubten, sie dürfen sich mit Gewalt Recht schaffen, ohne sich um ein Gesez zu bekümmern. Unser weiser König mußte also die Reformation seines Landes damit anfangen, daß er die öffentliche Sicherheit wieder herstellte. Er verbot daher jedermann, Waffen zu tragen, und verordnete, daß bewafneten Fußgängern die Waffen, Reutern aber auch noch die

Pferde weggenommen werden, und daß beide das erstemal um zwei hundert Kronen gestraft werden sollen: daß aber eine zwote Uebertretung dieses Gesezes unausbleiblich mit dem Tode bestraft werden solle: es solle jedem erlaubt seyn, Leute, die Waffen tragen, einzuziehen, nur solle man von diesem Befehl die leichte Reuterei, die Gensd'armes, und seine Leibgarde ausnehmen, so lange sie Dienste thun.

Aus eben diesem Grunde, und um dem platten Lande die Last der Soldaten abzunehmen, dankte er nicht nur die meiste neu angeworbene Soldaten, sondern auch mehr als den halben Theil der älteren ab: verminderte die Anzahl der Kompagnien sehr: nahm den Gouverneurs in den Provinzen, und den königlichen Lieutenants ihre Leibwachen weg, und wollte es schlechterdings nicht zugehen, daß ausser ihm noch jemand von diesem Zeichen der souverainen Gewalt Gebrauch machen dürfte.

Durch den Krieg war der Handel ganz gesunken, die Städte gliechen Dörfern, die Dörfer Wüsteneien, die Güter waren nicht angebaut, und doch drangen die Einnehmer in die arme Landleute, sie sollten von Früchten, die sie nicht eingeerndtet hatten, die Abgaben bezahlen. Das Geschrei dieser Unglüklichen, denen nichts mehr übrig geblieben war, als Seufzer, mit denen sie ihre Noth beklagen konnten, durchdrang das Herz unseres guten und gerechten Königs so sehr,

daß er einen Befehl gab, nach welchem alle rükständige Abgaben erlassen wurden; zugleich machte er zum Trost seiner Unterthanen Hofnung, sie künftig noch mehr erleichtern zu können.

Er erfuhr, daß sich während den Unruhen viele fälschlich für Edelleute ausgegeben, und so den Abgaben entzogen hätten. Daher befahl er, daß man hierüber Untersuchungen anstellen sollte, und wollte ihre Anmassungen nicht um ein Stük Geld unterstüzen, wie man wohl sonst zu grossem Nachtheil der übrigen Unterthanen, die Abgaben bezahlen müssen, thut; sondern befahl, daß auch sie wieder Abgaben bezahlen, daß also sie die Reichere, den Aermeren einen Theil ihrer Last abnehmen sollten.

Gegen den wahren Adel bewieß er sich vorzüglich gnädig, um ihm den Aufwand, den er in seinem Dienst gemacht hatte, wieder zu ersezen: aber freilich waren jezt seine Kassen leer, und alles Geld aus Peru hätte nicht hingereicht, um den Lästen und der Verschwendung so vieler Edelleute Genüge zu leisten. Denn das Beispiel Heinrichs III. und seiner Günstlinge hatte die ungeheurste Verschwendung veranlaßt; grosse Herren wollen wie Fürsten, und Edelleute, wie die gröbste Herren leben. Natürlich mußten sie nun ihre Erbgüter veräussern, und ihre alte Schlösser, die besten Beweise ihres Adels, gegen Spizen, die mit Gold und Silber durchwirkt waren, gegen ge-

stikte Röke und Pferde umtauschen. Wenn einmal ihr Kredit dahin war, so fielen sie entweder über die Kassen des Königs her, und verlangten Pensionen, oder über das arme Volk, das sie auf tausenderlei Arten aussogen. Der König suchte dieser Unordnung dadurch abzuhelfen, daß er seinem Adel sehr ernsthaft erklärte, er wünschte, daß sich jeder bei seinen Ausgaben nach seiner Einnahme richten möchte, daß er es daher sehr zufrieden seie, wenn sie während dem Frieden auf ihre Güter ziehen, und Anstalt treffen wollten, daß ihre Güter in Aufnahme gebracht würden. So überhob er sie der grossen Ausgaben bei Hofe, und belehrte sie, daß Sparen die beste Quelle, zu Vermögen zu gelangen, seie. Da er bemerkt hatte, daß der französische Adel sichs zur größten Angelegenheit mache, seinem König nachzuahmen, so belehrte er sie durch sein eigenes Beispiel, wie viele überflüssige Kleider man abschaffen könne. Denn gewöhnlich trug er ein Kleid von grauem Tuch, und ein Wamms von Atlas, oder Taffent, ganz einfach ohne alle Stikerei. Er lobte diejenige, die sich ebenfalls schlecht kleideten, und verspottete diejenige, die ihre Mühlen und Waldungen, wie er sich ausdrükte, auf den Schultern trugen.

Gegen Ende dieses Jahrs befiel ihn zu Monceaux plözlich eine schwere Krankheit, an der er sterben zu müssen glaubte. Ganz Frankreich erschrak, man hielt

ihn schon für verlohren, und schon diese Nachricht gab den verschiedenen Parthien wieder neues Leben. Aber nach zehen oder zwölf Tagen genaß er wieder; und es schien, Gott habe ihm diese Krankheit nur deswegen zugeschikt, um ihm bekannt zu machen, wie viele seiner Unterthanen noch unzufrieden mit ihm seien; und um ihn zugleich das Vergnügen fühlen zu lassen, das jeder Regent empfinden muß, wenn er sich von seinen Unterthanen geliebt sieht.

Da er gerade in der größten Gefahr war, so that er in Gegenwart einiger seiner Freunde folgenden schönen Ausspruch: ich fürchte den Tod nicht, ich habe ihm in vielen Gefahren getrozt, aber ich bedaure, daß ich sterben solle, ehe ich diesem Reich den Glanz gegeben habe, den ich ihm zu geben mir vorgenommen hatte; daß ich sterben solle, ehe ich meinen Unterthanen durch meine Regierung, und die Erleichterung, die ich ihnen verschaffen wollte, bewiesen habe, daß ich sie wie meine Kinder liebe.

So bald er wieder gesund war, nahm er seinen alten Plan, seine Sachen in Ordnung zu bringen, wieder vor. Er kam nach St. Germain en Laye, um sich mit den Landständen darüber zu besprechen, wie er theils seine eigene Ausgaben, theils die Ausgaben wegen den Festungen, den Soldaten, der Artillerie, der Marine, den Offizieren, und mehreren anderen Beamten bestreiten könnte. Unter den königlichen

der in seinen Mienen, noch in seinen Reden irgend eine Spur von einer Leidenschaft bemerkt.

Harlay-Sancy war ein freimüthiger, unerschrockener Mann; er fürchtete niemand, wenn er im Dienst des Königs arbeitete; schade! daß er zu hizig war, und mit dem König zu frei sprach, so daß ihm der König einst wegen einem Wort, das er wegen der schönen Gabrielle hingeworfen hatte, sagte, er wolle ihn schon noch dafür bezahlen.

Janin, Präsident des Parlements zu Bourgogne, und Villeroy, erster Staats-Sekretair, waren beide Anhänger der Ligue gewesen: aber eben als solche hatten sie dem König und dem Staat die wichtigsten Dienste geleistet, weil sie sich bloß durch die Sorge für die katholische Religion und nicht durch den Parthei-Geist leiten liessen. Sie hatten es verhindert, daß sich die Spanier des Reichs nicht bemächtigen konnten, daß sich der Herzog von Maienne ihnen nicht ganz in die Arme warf, wie es seine oft verzweifelte Umstände bei nahe nothwendig machten. Beide kamen darinn überein, daß sie den Staat, und eine königliche Regierung leidenschaftlich liebten, und daß sie mit sehr vielem Nachdenken handelten; aber in Rükficht auf ihre übrige Denkungsart waren sie sehr verschieden.

Janin hatte viele Anhänglichkeit an alte französische Gewohnheiten, wollte die Geschäfte nach den al-

ten Formalien behandlen, band sich hierinn genau an die Geseze, hatte als Rechtsgelehrter grosse Kenntnisse, einen festen und entschlossenen Charakter, handelte immer gerad, und ohne Umschweife, und war für das allgemeine Beste sehr besorgt.

Villeroy dagegen war einer der weisesten und feinsten Höflinge, hatte eine helle, aufgeklärte Denkungs-Art, durchschaute die wichtigsten Angelegenheiten mit einer unglaublichen Leichtigkeit; wußte sie in das hellste Licht zu sezen, und ihnen jede Wendung zu geben, die er wollte; war äusserst thätig, arbeitete sehr leicht, und wußte ein Geschäft so ganz von allen Seiten anzufassen, daß er hätte sehr unglüklich seyn müssen, wenn er es nicht hätte zu allgemeiner Zufriedenheit beendigen sollen.

Der König kam öfters mit diesen Räthen (so nannte er sie, und nicht Ministres, wie es seit ungefehr fünf und dreissig Jahren gewöhnlich gewesen war,) zusammen. Er sprach mit ihnen von seinen Angelegenheiten, jezt um sich belehren zu lassen, und jezt, sie zu belehren. Diß that er in seinem Kabinet, oder auf seinen Spaziergängen in den Alleen der Tuillerien zu Mouceaux, zu St. Germain, und zu Fontainebleau. Er unterhielt sich öfters mit jedem einzeln, berief einen nach dem andern zu sich. Er hatte hiebei die Absicht, daß sie ihm so ihre Meinung desto freier sagen möchten, oder daß er dem Einzel-

nen etwas sagen könnte, was er nicht allen sage wollte; vielleicht bewogen ihn zu diesem Verfahren auch noch andere Gründe; in jedem Fall war es sehr klug. Er gestand, daß ihn Villeroy unter allen am meisten befriedige, er könne mit diesem in Einer Stunde mehr Geschäfte abmachen, als mit anderen in ganzen Tagen.

Maximilian von Bethune, Freiherr von Rosny, nachher Herzog von Sully war in seiner ersten Jugend in des Königs Gegenwart in der hugenottischen Religion erzogen worden: hier bemerkte der König seine Fähigkeit, und in der Folge bei zerschiedenen Gelegenheiten die Liebe, die Rosny für ihn hatte. Besonders schien er zu Finanz-Geschäften geboren zu seyn, denn er hatte alle Eigenschaften, die dazu erfordert werden. Er war ein Mann, der sehr auf Ordnung sahe, viele Genauigkeit hatte, war sparsam, hielt sein Wort, war ganz kein Freund von Verschwendung, Pracht, unnöthigen Ausgaben für Spiel, oder Frauenzimmer, oder sonst für etwas, das für einen Mann in seinem Amte unschiklich gewesen wäre. Er war sehr wachsam, arbeitsam, fertig, verwandte seine meiste Zeit auf seine Geschäfte, und nur wenige auf sein Vergnügen. Er hatte die Gabe, Finanz-Geschäfte ganz zu durchschauen, und die Verwiklungen und Knoten, die ungetreue Beamte bei den Finanzen so gerne knüpfen, aufzulösen.

Ich habe schon erzählt, wie sehr sich der König bemühete, besonders mit seinen Finanzen eine gute Einrichtung zu treffen: ich habe die Gründe, die ihn bewogen, Franz von O in der Stelle eines Ober-Aufsehers über die Verwaltung derselben zu lassen. Nach dem Tode dieses Menschen übertrug er die Aufsicht über die Finanzen fünf oder sechs Männern, von welchen er glaubte, daß sie die erforderliche Kenntnisse und Treue besizen. Er hatte sich vorgestellt, daß er hierinn von mehreren besser, als von einem einigen bedient werden würde; er glaubte, jeder würde auf den andern aufmerksam, und der Beobachter des andern seyn. Allein es erfolgte gerade das Gegentheil: jeder verliesse sich auf den andern, und so geschahe überall nichts: wenn auch einer von ihnen thätig seyn wollte, so wurde er durch die Eifersucht der übrigen gehindert: sie stimmten in nichts mit einander überein, als darinn, daß sie sich gut bezahlen liessen, kosteten den König sechsmal mehr, als wenn er nur Einen Ober-Aufseher gehabt hätte, und er hatte nicht den geringsten Nuzen von ihrer grossen Anzahl.

Da er also sahe, daß diese Leute seine Finanzen nur in Unordnung bringen, so gab er die Aufsicht darüber einem einigen, nemlich Saucy. Da er aber einige Zeit nachher bemerkte, daß Saucy zu anderen Aemtern tüchtiger seie, als zu diesem, so gab er ihm

Rosny zum Gehülfen, endlich aber übertrug er Rosny die ganze Aufsicht. Rosny hatte, ehe er diß Amt antrat, sich diejenige Kenntnisse erworben, die ihm nöthig waren, wenn er sich in seinem Amt gut benehmen wollte; er theilte alle seine Einsichten dem König mit, der hierinn so sehr bewandert war, daß man nicht hundert Kronen ausgeben konnte, von denen er nicht gewußt hätte, ob sie gut oder schlecht angewendet worden seien. So wie es für einen schlechten Finanz-Minister vortheilhaft ist, wenn sein Herr von seinen Geschäften keine Kenntnisse hat, und keinen Geschmak daran findet; so ist es hingegen für einen nüzlichen und treuen Diener gut, wenn sein Herr von seinen Geschäften wohl unterrichtet ist, und genaue Kenntnisse davon hat, wenn er also seine treue Dienste zu schäzen weiß.

Rosnys Denkungs-Art stimmte mit der des Königs sehr überein. Als er ihm das Amt übertrug, so verlangte er von ihm, er solle keine Geschenke, auch nicht einmal eine Kanne Wein, ohne sein Wissen annehmen. Wenn ihm nun Rosny von einem Geschenk Nachricht gab, so erlaubte er ihm immer, es anzunehmen, und hatte seine Freude daran, wenn er sahe, daß sein Diener so gut belohnt wurde, so gar, daß er ihn selbst noch beschenkte, um ihm Muth zu machen, ihm immer besser zu dienen. Rosny nahm

aber

aber die Geschenke seines Herrn nie an, wenn nicht die Rechnungs-Kammer sie ausdrüklich bestätiget hatte, wodurch denn die Freigebigkeit seines Herrn gegen ihn allgemein bekannt, und zugleich verhindert wurde, daß man ihm nie vorwerfen konnte, er bediene sich der Gunst seines Herrn zur Vermehrung seiner Kassen.

Unter Rosnys Aufsicht über die Finanzen war die unabänderliche Ordnung das erste, was der König einführte, die nie verändert werden muß, so bald man sich deswegen auf einen gewissen Fuß gesezt hat. Denn so, wie die verwirrteste Geschäfte sich wieder zurecht bringen lassen, wenn man sie nach einer gewissen Ordnung behandelt; eben so müssen die geordnetste Geschäfte durch einen Mann, der ewig ändert, und morgen zurüknimmt, was er heute anordnete, in Unordnung gerathen.

Rosny gab bald sehr auffallende Proben von seiner Fähigkeit. Denn kaum hatte er viermal bei der Generalité Untersuchungen angestellt, als er schon den Schaz um anderthalb Millionen, die bisher verschwendet worden waren, vermehrte. Da die Spanier Amiens überrumpelt hatten, wußte er sogleich Mittel zu erfinden, um eine Armee ernähren, und die Kosten der Belagerung aushalten zu können: und half vorzüglich diese Stadt wieder erobern.

Unter andern fand er ein sehr merkwürdiges Mittel den Räubereien der General-Pachter Einhalt zu thun, — ein Mittel, das man beständig beobachten sollte. Er wußte, daß in dem königlichen Staats-Rath Leute sizen, die es mit den Pachtern hielten, und es immer dahin brachten, daß man ihnen sehr geringe Akkorde verwilligte, daß man ihnen von dem geschlossenen Akkord vieles nachliesse. Um nun zu verhindern, daß diese den Gewinn nicht allein bekämen, band er den General-Pachtern auf folgende Art die Hände. Er verbote, daß ihnen die Unter-Pachter etwas bezahlen, und verordnete, die Unter-Pachter sollen ihre Gelder unmittelbar an die Schaz-Kammer des Königs bezahlen. Dadurch verdoppelte er die Einkünfte des Königs, denn die Unter-Pachter bezahlten doppelt so viel, als die Ober-Pachter geliefert hatten.

Jene Staats-Räthe und die General-Pachter erhoben ein grosses Geschrei gegen diese Einrichtung, legten ihm tausend Fallstrike, und gaben sich alle Mühe, ihm hinderlich zu seyn: allein nach einiger Zeit brachte er sie zum Schweigen. Eben so vielen Verdruß machten ihm diejenige, die zwar nichts von ihm zu fodern hatten, aber doch immer neue Foderungen an ihn machten, und sich über seine Härte beschwerten, allein er bekümmerte sich nichts um ihren unmächtigen Zorn, nichts um ihr unmächtiges Ge-

schrei: er sahe nur darauf, wie er die Schulden des Königs gehörig abtragen, und das, was auf nüzliche Dinge verwendet werden sollte, schleunig bezahlen könnte. Ihm war es unbegreiflich, wie man das, was man wirklich schuldig war, hundertmal fodern lassen könne.

Ich habe mich bei dem Artikel von den Finanzen etwas aufgehalten, weil diß eine der wichtigsten Materien ist; weil man ohne eine gute Einrichtung der Finanzen nichts, mit ihr alles erhalten kann, weil das Glük, oder Unglük eines Volks darauf beruht, weil der glükliche, oder unglükliche Ausgang einer jeden Unternehmung davon abhangt.

Unser Heinrich beschäftigte sich neben 1599. der Einrichtung seiner Finanzen mit der Reformation der Geistlichkeit, die freilich in grosser Unordnung war, theils in Rükficht auf ihre Einkünfte, denn die hugenottische, und auch übelgesinnte katholische Geistliche hatten sie während den Kriegen ungerechter Weise an sie gerissen, theils auch in Rükficht auf ihre Aemter, denn Prälaten und Pfarrer waren eben so unwissend als ausgeartet. Aber hier konnte er nicht sogleich die gehörige Hülfe schaffen. Die Nothwendigkeit, diejenige zu belohnen, die Verdienste um den König hatten, zwang ihn, manche Mißbräuche zu dulden, und sie so gar selbst zu begehen, und mit den geistli-

chen Pfründen zu verfahren, wie Karl-Martel. Er vergab sie an Leute, die keine Fähigkeiten dazu hatten, an verheirathete Soldaten-Kinder, so gar an Frauen, um sie wegen dem Verlust ihrer Männer, die in seinem Dienst ermordet, oder unglüklich worden waren, einigermassen zu trösten.

Ich will diesen Fehler nicht entschuldigen, es war nie gut, daß man die heilige Güter an Ungeweihte vertheilte, und die Schäze des Gekreuzigten zu etwas anderem, als zum Dienst des Altars verwendete. Ich weiß wohl, daß viele Geistliche sie gar nicht dazu anwendeten, aber wer wollte auch daran zweifeln, daß diese Leute eben so gewiß Räuber waren, als jene Juden, die um das heilige Gewand Jesus Christus spielten?

Gegen Ende dieses Jahrs wurde eine allgemeine Versammlung der Geistlichkeit zu Paris gehalten, und die derselben beiwohnende Prälaten verlangten von Heinrich, er solle die Verordnungen der Kirchen-Versammlung zu Trident öffentlich bekannt machen lassen; sein Gewissen künftig nicht mehr mit Vergebung der Bisthümer, Abteien, und anderer geistlichen Aemter beschweren; er solle von geistlichen Stiftungen den Laien keine Pensionen mehr geben; er solle nicht zugeben, daß die Kirchen und andere heilige Pläze künftig wieder, wie bisher, entweihet würden, sondern Anstalten machen, daß man sie wiederher-

stelle, und der öffentliche Gottesdienst in denselben wieder in Gang käme.

In Rükſicht auf die Kirchen-Versammlung zu Trident bemerke ich, daß man in Frankreich die auf derselben festgesezte Glaubens-Artikel annahm, aber nicht alle diejenige, welche die Kirchen-Disciplin betrafen; denn sehr viele glaubten: mehrere der leztern seien der Freiheit der Gallikaniſchen Kirche, und den Rechten des Königs entgegen. Auch die eifrigſte Vertheidiger der Tridentiniſchen Kirchen-Verſammlung konnten hierinn doch nicht zu ihrem Zwek kommen, und die Parlemente widerſezten ſich immer mit groſſem Eifer.

Der König antwortete auf den Vortrag der Geiſtlichkeit zwar kurz, aber mit vielem Nachdruk: er finde zwar ihre Beſchwerden wegen Erſezung der geiſtlichen Aemter gegründet, aber er ſeie nicht der Urheber dieſer Mißbräuche, er habe die Sache ſo angetreten. Bei ſeinem Regierungs-Antritt haben ihn die bürgerliche Kriege genöthiget, zuerſt da zu helfen, wo die Noth am größten geweſen ſeie. Jezt, da er Ruhe habe, wolle er darauf ſehen, daß die zwo Haupt-Stüzen Frankreichs, Gottesfurcht und Gerechtigkeit erhalten werden: er hoffe, die Kirche wieder in den nehmlichen blühenden Zuſtand verſezen zu können, in welchem ſie ſich unter Ludwig XII. befunden habe. Aber, ſezte er hinzu, tragen auch Sie,

ich bitte Sie, das Ihrige dazu bei; reizen Sie das Volk durch Ihr gutes Beispiel zum Guten, von dem es so weit abgekommen ist. Sie haben mich an meine Schuldigkeit erinnert, ich erinnere Sie auch an die Ihrige; wir wollen in der Beobachtung unserer Pflichten mit einander wetteifern. Meine Vorfahrer haben Ihnen immer schöne Verheissungen gegeben, ich hier in meinem grauen Rok will Ihnen schöne Handlungen zeigen. Ich habe eine schlechte Kleidung, aber keine schlechte Gesinnung. Ich werde Ihre Bittschriften untersuchen, und sie so günstig als es seyn kann, beantworten.

Man mußte wirklich Heinrichs Klugheit und Geschiklichkeit haben, wenn man sich in seiner Lage so betragen wollte, daß die Katholiken und der Pabst zufrieden waren, daß sich die Hugenotten nicht beschwerten, und Aufruhr erregten. Seine Pflicht und sein Gewissen verbanden ihn, den ersteren beizustehen, aber Staats-Gründe und die grosse Verbindlichkeiten, die er gegen die leztere hatte, nöthigten ihn, auch sie nicht ganz zu unterdrüken. Um also einen Ausweg zu treffen, verwilligte er ihnen bei weitem günstigere Bedingungen, als sie vorhin je gehabt hatten. Man nannte den darüber ausgestellten Befehl das Edikt von Nantes, weil es im Jahr 1598. in dieser Stadt, in der sich Heinrich gerade damals aufhielt, ausgefertiget worden war. In dieser Akte

wurde ihnen freie Religions-Uebung zugestanden, sie sollten nach derselben zu jedem Amt, zu jeder Zunft, zu jeder Innung gelangen können, sollten in gewissen Gegenden Schulen, beinahe überall Erlaubnis zu predigen, und noch viele andere Freiheiten haben, die sie nachher wegen ihren Aufruhren, und verschiedenen Unternehmungen wieder verlohren. Länger, als ein Jahr, widersezte sich das Parlement dieser Verordnung heftig, und es registrirte dieselbe erst alsdann, da man es belehrte, wenn diese Freiheiten den zankſüchtigen und mächtigen Hugenotten nicht zugestanden würden, so würde man das Feuer des Kriegs aufs neue anfachen.

Um den Pabst, den diß Edikt äusserst gereizt hatte, zu besänftigen, erwieß ihm der König alle nur mögliche Ehre, und nahm sich seiner Angelegenheiten sehr an, wie er es schon in den Streitigkeiten wegen Ferrara in den Jahren 1587. und 1588. gethan hatte. *)

Diß Herzogthum ist ein männliches Lehen von dem heiligen Stuhl, mit dem die Päbste sonst die Herren von Est belehnten, aber immer unter der Bedingung, daß es, wenn keine männliche Nachkommen mehr vorhanden seyn sollten, an den Pabst zurükfallen solle. Nun war Alphonsus II. von Est der lezte Herzog

*) Daß diese Zahlen falsch angegeben seien, zeigt auch die nachfolgende Erzählung. A. d. U.

im Jahr tausend fünfhundert und sieben und neunzig ohne Kinder gestorben, und hinterließ seine grosse Schäze, Cäsarn von Est, einem natürlichen Sohn Alphonsus I, Vaters des vorhin genannten Alphonsus II. Dieser hatte alles gethan, um den Pabst zu bewegen, daß er Cäsarn von Est mit diesem Herzogthum belehnen möchte, aber alle seine Bemühungen waren vergeblich gewesen. Dem ungeachtet sezte sich Cäsar von Est nach Alphonsus II. Tod in Besiz des Herzogthums, und wollte sich durch Gewalt der Waffen den Besiz desselben sichern. Klemens VIII. mußte ihn bekriegen, wenn er ihn aus dem Besiz desselben vertreiben wollte. Die italienische Fürsten theilten sich bei diesem Streit in zween Theile, und die Herzoge von Guise und Nemours waren im Begrif, die Vertheidigung Cäsars von Est zu übernehmen, weil sie nehmlich mit ihm verwandt waren. Denn sie stammten von Anne von Est, einer Tochter Herkules II. Herzogs von Ferrara, und Renata, einer königlichen französischen Prinzessin ab. Diese Anne hatte sich nemlich zuerst mit Franz, Herzog von Guise, und denn, mit Jakob, Herzog von Nemours verheirathet. Auch der König von Spanien unterstüzte Cäsarn unter der Hand, weil er nichts weniger wünschte, als Vergrösserung der päbstlichen Macht durch Verbindung dieses Herzogthums mit seinen übrigen Besizungen. Aber Heinrich der

Grosse wollte diese Gelegenheit nicht vorbei lassen, den heiligen Vater mit seinem Degen und seiner Macht zu unterstüzen. Die Bundsgenossen Cäsars hatten hievon kaum Nachricht erhalten, als ihr Eifer für Cäsar erkaltete, wodurch dem Cäsar genöthiget wurde, mit dem Pabst zu unterhandlen, und ihm das ganze Herzogthum abzutreten. Es blieb ihm nichts davon übrig, als die Städte Modena und Rege, die der Kaiser als ein Reichs-Lehen ansprach, und mit diesen wurde denn Cäsar von Est belehnt. Von diesem Cäsar stammen die jezige Herzoge von Modena ab.

So sehr auch der Eifer, den der König für das Beste des römischen Stuhls gezeigt hatte, dem Pabst angenehm war, so konnten ihm doch Heinrichs Bemühungen je länger, je mehrere Hugenotten in die katholische Kirche zurükzubringen, nicht weniger angenehm seyn. Der König verfuhr hiebei mit so vieler Klugheit, daß er in jeder Stunde mehrere zur Annahme der katholischen Religion bewog, sogar die gelehrteste und angesehenste Männer. Sein gröstes Verdienst aber war, daß er den jungen Prinzen von Kondé wieder zurükbrachte. Dieser befand sich unter den Händen der Hugenotten, die zu St. Jean d'Angely genau auf ihn Achtung gaben, bis nach dem Tode seines Vaters, der sich im Jahr tausend fünfhundert und sieben und achtzig ereignete. Bis auf

diesen Zeitpunkt hatten sie ihn in ihrer falschen Religion unterrichtet, weil sie hoften, er werde einst ihr Anführer und Beschüzer werden. Der König hingegen sahe, wie nachtheilig ein längerer Aufenthalt unter den Hugenotten für das Beste des jungen Prinzen seie, wußte die Häupter der Parthie so zu stimmen, daß sie den jungen Prinzen endlich an seinen Hof brachten. Er gab ihm Johann von Vivonne, Marquis von Pisani, einen Herrn von ausgezeichneten Verdiensten, und grosser Klugheit, zum Hofmeister, der alles anwendete, um ihn in der katholischen Religion gut zu unterrichten, und sein Gefühl für Ehre und Tugend zu schärfen. Er war erst sieben oder acht Jahre alt; in seinem neunten Jahr übergab ihm der König das Gouvernement von Guyenne; denn er liebte ihn zärtlich, und ließ ihn als seinen muthmaßlichen Thronfolger erziehen.

Bei der allgemeinen Ruhe, die nach dem Friedens-Schluß herrschte, sprach man von nichts, als von Feierlichkeiten, Festen und Heirathen. Die Vermälung der spanischen Infantin Isabelle, Klare Eugenie mit dem Erzherzog Albert wurde in den Niederlanden gefeiert, und die Vermälung der Schwester des Königs, Katharinen, mit dem Herzog Heinrich von Bar, dem ältesten Sohn Karls II., Herzogs von Lothringen, wurde zu Paris vollzogen.

Katharine war schon vierzig Jahre alt, mehr an-

genehm als schön; hatte einen kurzen Fuß, aber sehr vielen Verstand, liebte die schöne Wissenschaften, und war in denselben für ein Frauenzimmer sehr erfahren. — Schade, daß sie der Religion der Hugenotten so sehr ergeben war. Der König fürchtete, wenn sie sich an einen protestantischen Fürsten verheirathete, so möchte sich dieser zum Beschüzer der Hugenotten aufwerfen, und gewissermassen ein zweiter König von Frankreich seyn. Daher verheirathete er sie an den Herzog von Bar, wozu ihn auch noch der Umstand bewog, daß er hofte, durch diese Verbindung mit dem Lothringischen Hause unter den Katholiken mehr Zutrauen zu erhalten, vorher wendete er noch alles an, um sie zu bekehren, und ließ auch Drohungen nicht unversucht. Da aber alles vergeblich war, so sagte er einst zu dem Herzog von Bar, es ist Ihre Sache, Herr Bruder! sie zu bezwingen!

Wegen dem Ort der Trauung, und denen dabei zu beobachtenden Feierlichkeiten gab es viele Schwierigkeiten. Der Herzog wollte, es sollte eine katholische, und die Braut, es sollte eine reformirte Kirche dazu gewählt werden. Endlich traf der König folgenden Ausweg: er wählte sein Kabinet dazu, führte seine Schwester selbst dahin, und befahl seinem natürlichen Bruder, der seit zwei Jahren Erzbischof zu Rouen war, sie zu trauen. Dieser neue Erzbischof machte Anfangs einige Schwierigkeiten, und führte

Kirchen-Geseze an, durch welche eine solche Trauung verboten wäre. Allein der König versicherte ihn, sein Kabinet seie ein geheiligter Ort, und seine Gegenwart erseze alle übrige Feierlichkeiten. Und nun hatte der arme Erzbischof nicht mehr Muth genug, sich zu widersezen.

Es war zu offenbar, daß diese Heirath für die katholische Religion vortheilhaft seie, als daß man hätte denken sollen, sie werde dem Pabst mißfällig seyn. Allein weil er nichts Böses leiden wollte, so viel Gutes auch nachher daraus entstehen könnte, so erklärte er, der Herzog von Bar seie in die Bannstrafen verfallen, weil er ohne besondere Erlaubniß der Kirche eine Kezerin geheirathet habe; und der Herzog konnte mit aller seiner Unterwürfigkeit doch nie Freisprechung von dieser Strafe erlangen. Hier mußte Gott selbst ins Mittel treten. Diese Herzogin starb drei Jahre nach ihrer Vermählung aus Traurigkeit und Aerger über die Mißhandlungen ihres Gemahls, der sie immer nöthigen wollte, zu der katholischen Religion überzutreten.

Ausser diesen Hochzeitfesten hatte sich der Hof noch mit andern Dingen zu beschäftigen. Besonders erstaunte man über die zwo Veränderungen, die mit dem Herzog von Joyeuse, und der Marquisin von Bell' Isle vorgiengen.

Der Herzog von Joyeuse hatte die Kapuziner-

Kutte abgelegt, um Anführer der Ligue in Languedok zu seyn, gieng nun aber an einem Sonntag, ohne vorher einem Menschen etwas davon zu sagen, zu Paris in sein Kloster zurük, und nahm seine Kutte wieder. Man wunderte sich nicht wenig, denjenigen in einer Mönchs-Kutte als Prediger auftretten zu sehen, der in der Woche vorher auf Bällen als der galanteste Mann getanzt hatte. Man sagt, die heilige Ermahnungen seiner Mutter, die ihn immer an sein Gelübd erinnert habe, und einige zweideutige Worte, die ihm der König in einer Gesellschaft hingeworfen habe, haben in ihm den Gedanken erregt, sein Gewissen und seine Ehre erlauben ihm nicht, länger für die Welt zu leben.

Die Marquisin von Bell'Isle, Schwester des Herzogs zu Longueville und Wittwe des Marquis von Bell'Isle, ältesten Sohn des Herzogs von Retz hatte ebenfalls ingeheim Verdruß bekommen, sagte deswegen der Welt ab, gieng in das Kloster der Barfüsserinnin zu Tolouse, nahm hier den Schleier, und beschloß hier ihre Tage. Eben um diese Zeit erhielte man am Hofe Nachricht, daß Philippin, ein natürlicher Sohn des Herzogs von Savoyen, in einem Zweikampf von einem Herrn von Kreguy, von dem man es ohne alle Schmeichelei sagen kann, daß er einer der gebildetsten und tapfersten Männer seiner Zeit gewesen seie, getödtet worden seie. Diese Ge-

schichte ist schon so oft erzählt worden, und noch so allgemein bekannt, daß ich es für überflüssig halte, sie zu wiederholen.

Die Jagd war damals das gewöhnliche Vergnügen des Königs. Einst solle er in den Wäldern bei Fontainebleau mit mehreren vornehmen Herrn gejagt und unvermuthet ein grosses Gelärm von Jagd-Hörnern, Jägern, und Hunden gehört haben, das Anfangs ferne zu seyn schien, aber sich plözlich näherte. Einige von seiner Gesellschaft, die zwanzig Schritte voraus geritten waren, bemerkten in dem Gebüsch einen grossen schwarzen Mann, durch dessen Anblik sie so erschrekt wurden, daß sie nicht mehr wußten, was mit ihnen vorgieng. Doch hörten sie, daß er ihnen mit einer rauhen, fürchterlichen Stimme zurief: nach einigen m'attendez vous? (sehet ihr mich?) nach andern: m'entendez vous? (höret ihr mich?) und wieder nach andern: amendez vous, (bessert euch). Holzhauer und Bauren in der Gegend dieses Waldes sagten, diß seie ein gewöhnlicher Vorfall: sie sehen diesen grossen schwarzen Mann, den sie den grossen Jäger nannten, oft mit einer grossen Kuppel Hunde, er jage mit grossem Geschrei, füge aber niemand Schaden zu.

Man erzählt überall viel Geschichten von solchen Jägern. Wenn man sie glauben darf, so müssen sie ihren Ursprung nur Zauberern, oder bösen Geistern,

denen Gott dergleichen Wirkungen gestattet, um die Unglaubige zu überzeugen, um es ihnen zu beweisen, daß es noch ein über die Menschen erhabenes Wesen giebt, verdanken.

Da dergleichen Ereignisse, wie man glaubt, Vorbedeutungen von grossen und traurigen Begebenheiten sind, so mag durch diese Erscheinung der Tod der schönen Gabrielle, der einige Tage darauf erfolgte, angedeutet worden seyn. Die Liebe, die der König für sie hatte, war, anstatt, daß sie durch Umgang hätte geschwächt werden sollen, auf einen so hohen Grad gestiegen, daß sie von ihm verlangen durfte, er solle seinen mit ihr begangenen Fehltritt gut machen, daß er sie heirathe, und so die mit ihr erzeugte Kinder legitimire. Er hatte auch wirklich nicht Muth genug, ihr diese Bitte gerade zu abzuschlagen, sondern vertröstete sie immer mit der Gewährung derselben.

Diejenige, welche die Ehre des Königs zu retten suchen, wollen es gar nicht glauben, daß er je fähig gewesen, eine solche Handlung zu begehen, die ihn nothwendig der Verachtung und dadurch dem Haß des Volks hätte Preis geben müssen. Aber es war gewiß zu befürchten, daß die Liebe, die er für diß Frauenzimmer hatte, das seine schwache Seite kannte, verbunden mit den Schmeicheleien, die ihm seine Höflinge wegen derselben sagten, (denn diese hatte Ga-

brielle durch Geschenke, und Gefälligkeiten gewonnen,) diesen guten Herrn zu einem seiner Ehre nachtheiligen Entschluß bewogen haben würde. Er war, ich muß es frei gestehen, sehr empfindlich für das Frauenzimmer, konnte alle seine Leidenschaften besiegen, nur dieser einigen unterlag er. Gegen diese Anklage kann man ihn nicht rechtfertigen: man muß ihn in allen seinen Lagen bewundern, nur hierinn möchte ich nicht rathen, ihn nachzuahmen.

Gabrielle schmeichelte sich also immer mit der Hofnung, sie werde noch seine Gemahlin werden, und er erhielt diese Hofnung besonders dardurch, daß er Gesandte an den Pabst schikte, um sich von seiner Gemalin der Königin Margarete, scheiden zu lassen. Zugleich ließ der König, um den heiligen Vater sich geneigt zu machen, ihm unter der Hand durch seinen Gesandten Sillery zu verstehen geben, er wolle Marien von Medicis, eine Niece Seiner Heiligkeit, und eine Schwester des Herzogs von Florenz heirathen; man glaubt aber, er habe hiezu nie Neigung gehabt.

Der Pabst sezte entweder ein Mißtrauen in die vorgegebene Neigung des Königs, oder er befürchtete, die Königin Margarete möchte nicht einwilligen, — kurz, er suchte eben die Sache in die Länge zu ziehen, und gab zweideutige Antworten. Einst, er-

zählt

zählt man, drangen der Kardinal von Ossat und Sillery sehr heftig in den Pabst, er möchte endlich eine, ihren Herrn befriedigende Erklärung von sich geben: denn sonst, sagten sie, könnte es geschehen, daß er noch weiter gehe, und die Herzogin heirathe. Hierüber solle sich nun der Pabst so sehr entsezt haben, daß er die ganze Sache Gott zu überlassen beschlossen, daß er in der ganzen Stadt Rom Fasten angeordnet, daß er Gott angeruffen haben solle, er möchte ihm eingeben, was für seine Ehre, und das Beste des französischen Staats am vortheilhaftesten seie; solle unmittelbar nach dem Gebet, wie wenn er entzükt gewesen wäre, ausgerufen haben: Gott hat hier geholfen; und wenige Tage darauf solle denn durch einen Kurier Nachricht nach Rom gekommen seyn, die Herzogin seie gestorben.

Der König war über diesen Aufschub sehr verdrießlich, und es war zu befürchten, er möchte aus Aerger, sich so mißhandelt zu sehen, auf eben so unschikliche Handlungen verfallen, als Heinrich VIII. König in England; er möchte sich durch den Rath einiger Schmeichler, die sein gutes Herz mißbrauchen konnten, verleiten lassen, seine Trennung von der Königin Margareten auf jede mögliche Art zu suchen.

Gabrielle gieng damals mit dem vierten Kind schwanger. Der König wünschte an dem Osterfest

das heilige Abendmahl zu empfangen, ohne daß ihn diese gesezwidrige Schwangerschaft in seiner Andacht stören sollte. Er schikte deswegen Gabrielle nach Paris und begleitete sie auf den halben Weg.

Mit vielem Schmerzen trennte sie sich von ihm, und empfahl ihm mit Thränen in dem Auge ihre Kinder, als wenn es ihr ein geheimes Vorgefühl gesagt hätte, sie werde ihn nie wieder sehen. Zu Paris stieg sie bei dem bekannten Pachter Zamet ab, speiste bei ihm zu Mittag, wohnte an dem grünen Donnerstage der Messe zu St. Anton bei, gieng dann in ihre Wohnung zurük, machte einen Spaziergang in dem Garten, und wurde hier von einem Schlagfluß an dem Haupt überfallen.

Als der erste Anfall in etwas vorüber war, so wollte sie nicht länger in diesem Haus bleiben, sondern ließ sich zu ihrer Muhme, der Frau von Sourdis in der Gegend von St. Germain de l'Auxerrois bringen. Hier bekam sie immer neue Anfälle und Gichter, an welchen sie endlich am Samstag früh starb.

Von den Ursachen ihres Todes sprach man sehr verschieden. In jedem Fall war es ein Glük, daß nun der Gegenstand, durch welchen Heinrich sich und ganz Frankreich unglüklich gemacht haben würde, nicht mehr war. Seine Traurigkeit über ihren Tod war eben so groß, als seine Liebe vorher zu ihr gewesen war. Doch weil er keine von jenen weichen See-

len war, die in Verlängerung ihres Schmerzens Vergnügen finden, für die es Wollust ist, in Thränen zu zerfliessen, so liesse er es nicht nur gerne geschehen, daß man ihn tröstete, sondern er suchte auch den Trost auf, behielt aber doch die Zärtlichkeit, die er gegen seine Geliebte gehabt hatte, nun gegen die mit ihr erzeugte Kinder, besonders gegen den Herzog von Vendome bei. Jeder rechtschaffene Franzos wünschte es, daß ein so guter König rechtmässige Kinder hinterlassen möchte. Sie hatten aber freilich, so lange Gabrielle lebte, nicht Muth genug, ihn zu dringen, daß er sich mit einer Gemalin verheirathen solle, die ihm Kinder gebähren könnte, weil sie theils befürchteten, er möchte Gabrielle heirathen, theils auch besorgten, die Königin Margarete möchte nicht in die Ehescheidung willigen. Nach dem Tode der Herzogin gab sie selbst ihre Einwilligung zur Scheidung; und schikte deswegen dem heiligen Vater eine Bittschrift zu, in welcher sie darauf drang, der Pabst möchte ihre Verheirathung mit dem König für nichtig erklären. Hiezu bediente sie sich folgender zween Beweggründe. Erstens, sagte sie, sie habe nie in die Verbindung gewilliget, sondern sie seie durch ihren Bruder König Karln IX. zu derselben gezwungen worden: und zweitens seien sie zu nahe schon im dritten

ten Grade verwandt, ein Fall, bei dem keine Dispensation Statt finde.

Auch die Grosse des Reichs und das Parlement baten den König durch Abgeordnete, er möchte eine andere Gemalin wählen, sie stellten ihm alle die Nachtheile, und die ganze Gefahr vor, in der sich Frankreich befinden würde, wenn er ohne Kinder sterben sollte. Solche Gesandtschaften werden diejenige nicht befremden, welchen die ältere französische Geschichte bekannt ist. Denn sie zeigt, daß die Könige weder sich noch ihre Kinder verheiratheten, ohne die Beistimmung der Grossen des Reichs, und man hielt diß damals für ein Grund-Gesez des Staats.

Durch die gerechte Vorstellungen seiner Unterthanen bewogen vereinigte der König seine Bitten mit denen der Königin Margareten, und gab dem Kardinal von Ossat und Sillery, den er als ausserordentlichen Gesandten nach Rom geschikt hatte, das Urtheil des Pabsts wegen dem Marquisat Saluces zu betreiben, den Auftrag, sie sollten sich wegen dieser Angelegenheit aus allen Kräften verwenden. Es wurde wegen der Sache Konsistorium gehalten, der Pabst ernannte eine Kommission von Prälaten, die in der Sache den Rechten der Franzosen gemäß sprechen sollten. Eben nach diesen Rechten ist es nicht erlaubt, daß man Franzosen wegen solchen Fällen nach Italien vor Gericht fodert, weil es ihnen bei-

nahe unmöglich seyn würde, die Zeugen und nöthige Beweise dahin zu bringen. Diese Prälaten waren: der Kardinal von Joyeuse, päbstlicher Nunzius und der Erzbischof von Arles. Sie verhörten beide Theile, untersuchten die vorgebrachten Beweise und die Vorstellungen der drei Stände des Königreichs, erklärten endlich diese Ehe für nichtig, und erlaubten beiden Theilen, sich wieder anderwärts zu verheirathen.

Die Königin Margarete hatte den König schon mehrere Jahre verlassen, und sich aus freier Wahl in dem Schloß Usson in Auvergne aufgehalten. Nun erhielt sie Erlaubnis nach Paris zu kommen, bekam Geld ihre Schulden zu bezahlen, ein grosses Gehalt, die Einkünfte des Herzogthums Valois, und einiger anderer Länder, und die Freiheit, sich immer des königlichen Titels zu bedienen. Sie lebte noch über fünfzehen Jahre, baute ein Schloß bei Pré-aux-Clercs, das aber nachher verkauft wurde, um ihre Schulden zu bezahlen, endlich aber ganz niedergerissen wurde, weil man auf den Plaz desselben andere Häuser bauen wollte. Sie liebte eine gute Musik, und hatte ein feines musikalisches Gehör: war eine Freundin von Gelehrten und guter Gesellschaft, denn sie war sehr gebildet, und im Umgang unterhaltend. Sie war bis zur Verschwendung freigebig, kostbar und prächtig, verstand sich aber auf die Bezahlung

der Schulden gar nicht. Diß ist sicher der gröſste Fehler eines Fürsten; es streitet nichts mehr wider die Gerechtigkeit, die er durch seinen Schuz und sein Beispiel erhalten solle.

Da die Ehe des Königs getrennt war, so befürchteten Bellievre und Villeroy, der König möchte seine Liebe aufs neue an einen unwürdigen Gegenstand verschwenden, und sich in die Neze, welche ihm die Schönen an seinem Hofe stellten, verwikkeln. Sie wuſsten es aber durch wichtige Staats-Gründe dahin zu bringen, daſs er sich entschloſs, Marien von Medicis, einer Tochter Franzens, Groſs-Herzogs von Toskana, und Niece Ferdinands, ebenfalls Groſs-Herzogs von Toskana, zu heirathen.

1600.) Der Kardinal von Ossat, und Sillery muſsten dem Groſs-Herzog Ferdinand, Mariens Oheim, von Heinrichs Neigung Nachricht geben, und Alincour, Villeroys Sohn, den der König nach Rom gesandt hatte, um dem heiligen Vater für seine Güte und schleunig bewiesene Gerechtigkeit in der oben erzählten Ehescheidungs-Sache zu danken, bekam den Auftrag, seiner Heiligkeit zu bedeuten, daſs der König unter allen Prinzessinnen gerade zu dieser die gröſste Neigung habe. Die Sache wurde durch die geschikte Bemühung derjenigen, die dabei gebraucht wurden, so eingeleitet, daſs die Verhandlungen geendiget waren, ehe es der König vermuthet hatte.

Der Ehe-Kontrakt wurde zu Florenz von dem königlichen Gesandten den vierten April im Jahr tausend sechs hundert unterzeichnet, und Alincour kam sieben Tage nachher zu Fontainebleau bei dem König mit dieser Neuigkeit an. Er wohnte eben damals der bekannten Unterredung zwischen Jakob David von Perron, der jezt Erzbischof zu Evreux war, und nachher Kardinal wurde, und Philipp von Plessis Mornay bei, in welcher die Wahrheit über die Lügen einen starken Sieg erhielt.

Man hat besondere Beschreibungen von den Feierlichkeiten, die damals zu Florenz vorgiengen, von der Pracht des Groß-Herzogs, von den Anordnungen bei der Verlobung und Vermählung dieser Königin, von ihrer Abreise auf Schiffen von Malta und Florenz, von ihrer Ankunft zu Marseille, Avignon, und Lyon; ich übergehe also diese Dinge.

Die Zeit, während welcher wegen dieser Heirath zu Florenz unterhandelt wurde, war zu lang, als daß der König in derselben die Freiheit seines Herzens hätte behaupten können; seine Liebe fand indessen einen neuen Gegenstand.

Marie Touchet, die Geliebte Karls IX, von welcher der Graf von Auvergne abstammte, hatte sich an Herrn von Entragues verheirathet, und mit diesem mehrere Kinder gezeuget, unter welchen vorzüglich eine schöne Tochter, Henriette, bemerkt zu wer-

den verdient. Diese war also eine Halb-Schwester von dem Grafen von Auvergne. Der Graf war einige dreissig Jahre alt, und sie ungefehr achtzehen.

Es ist bekannt, daß Schmeichler einen ganzen Hof anstecken, und so gar Fürsten verderben. Sie sind es, die das Gift überzukern, Fürsten zu Uebelthaten verleiten, das Laster in einer schönen Gestalt zeigen, und mit demselben vertraut machen, den Fürsten Gelegenheit zu Schandthaten machen, und also, man erlaube mir diesen Ausdruk, wie Satan handeln. Es ist unmöglich einen Hof von einer solchen Pest zu reinigen, sie drängen sich mit Gewalt in die Paläste der Grossen, machen sich durch immer neue Künste zur Beförderung des Vergnügens beliebt, bekommen durch ihre Schmeicheleien, artige Erzählungen, und lustige Schwänke Gehör; und wenn sie nur erst Zutritt haben, so vergiften sie das Herz, und verführen die unschuldige Seelen.

So groß unser Heinrich war, so hatte doch auch er solche Leute um sich; sie kannten seine Neigung zu dem Frauenzimmer, aber anstatt ihn dagegen abzuhärten und ihn zurükzuhalten, wie wahre Freunde gethan haben würden, vergassen sie nichts, was diese Leidenschaft immer stärker anfachen konnte, und suchten durch seinen Fehler ihr Glük zu machen. Sie lobten ihm die Schönheit, Artigkeit, den Geist und tausend andere Vorzüge des Fräuleins von Entragues

so lange, bis sie in dem König die Begierde sie zu sehen, und den Wunsch, sie so liebenswürdig zu finden, als man sie geschildert hatte, aufgeregt hatten. Sie hatte wirklich viel Angenehmes, und ihr Verstand war gleich groß. Spröde und zurükhaltend, wie sie war, reizte sie die Leidenschaft des Königs nur noch mehr. So wenig er sonst Verschwender war, so ließ er ihr doch einmal hunderttausend Kronen überreichen. Sie schlug diß Geschenk zwar nicht ab, und gab ihm deutlich zu verstehen, wie viel Gegen-Liebe sie für einen so grossen König habe, aber sie wußte es immer so einzurichten, daß seine Abgeordnete sie nur, wenn sie von ihrem Vater und Mutter beobachtet wurde, sprechen konnten, daß sie also nie eine Zusammenkunft mit ihr versprechen konnte.

Sie suchte, ihn bemerken zu lassen, wie unangenehm es ihr seie, daß sie sich ihm hierinn nie gefällig beweisen könne, weil sie hierzu die Einwilligung ihrer Eltern haben müsse, die sie zu erhalten sich eifrig bemühe. Nach langem Aufschub benachrichtigte sie ihn endlich, ihre Eltern seien nicht zu bewegen, bis er ihr zur Beruhigung ihres Gewissens, und zur Rettung ihrer Ehre vor der Welt die Ehe schriftlich versprechen würde. Sie würde von einer solchen schriftlichen Versicherung nie Gebrauch machen, und es seie ihr wohl bekannt, daß sich kein Richter finden würde, der es unternähme, einen Herrn, unter dessen Be-

fehlen fünfzigtausend Soldaten stehen, vor sein Gericht zu laden; es wäre bloß um die gute Leute zu befriedigen; er möchte ihren Sonderbarkeiten nachsehen, und sich kein Bedenken machen, gegen ein Stük Papier, das Kostbarste, was es auf der Welt gäbe, einzutauschen. Sie wußte ihn endlich auch so weit zu bringen, daß er eine eigenhändige Erklärung von sich gab, er wolle sie in einem Jahr heirathen, wenn sie ihm in dieser Zeit einen Sohn gebähren würde.

Diesen Vorgang erzählt Sully in seinen Memoiren. Er seie, sagt er, in der ersten Gallerie zu Fontainebleau allein bei dem König gewesen; hier habe ihm der König diese mit eigener Hand geschriebene Akte gezeigt, und ihn um Rath gefragt. Anstatt ihm zu antworten, habe er die Verschreibung in Stüke zerrissen. Der König seie hierüber erstaunt, in wüthenden Zorn gerathen, und habe ihn angefahren: sind Sie toll? Er habe ihm geantwortet: Vielleicht! wollte Gott, daß ich es in ganz Frankreich allein wäre. Der König seie hierauf in sein Kabinet gegangen, habe Feder und Dinte gefordert, wahrscheinlich um eine andere Akte auszufertigen. So viel ist gewiß, daß diß Versprechen dem König nachher vielen Verdruß machte; denn das Fräulein wollte es, wie wir unten sehen werden, geltend machen.

Um die nehmliche Zeit, da der König die Trennung seiner ersten Ehe bei dem Pabst betrieb, suchte

er auch die Entscheidung des Streits über die Zurükgabe des Marquisats Saluzes, die seiner Heiligkeit in dem Friedens-Schluß zu Vervin überlassen worden war, zu beschleunigen.

Um die Sache zu verstehen muß man bemerken, daß diß Marquisat ein veräusserliches Lehen in der Dauphiné ist. König Franz I. hatte es nach dem Absterben der männlichen Vasallen, die es damals besessen hatten, vermöge der Rechte des Rükfalls wieder an sich gezogen. Da sich im Jahr fünfzehen hundert und acht und achtzig die Stände zu Blois versammelt hatten, und die Ligue sich in Frankreich immer verstärkte, so glaubte der Herzog von Savoyen, Frankreich werde nun nach und nach zerstükelt werden; er bemächtigte sich also, ohne das mindeste Recht dazu zu haben, dieses Marquisats. Doch fand er es für gut, diesen Raub mit dem schönen Vorwand zu entschuldigen, er hätte besorgt, Lesdiguieres möchte sich dieses Landes bemächtigen, und die hugenottische Religion von da aus in seine Länder verpflanzen.

Sieben Jahre nachher, nachdem der Herzog das Marquisat in Besiz genommen hatte, nehmlich im Jahr fünfzehen hundert und fünf und neunzig zog der König nach der Schlacht bei Fontaine-Francoise nach Lion, und da der Herzog sahe, daß er das Marquisat nicht werde zurüklassen wollen, ließ er dem König Vorschläge zu einem Vergleich wegen demselben thun.

Der König versprach, er wolle einen von den Söhnen des Herzogs damit belehnen, und schlug noch einige andere Bedingungen vor: allein der Herzog wollte es ganz unabhängig behalten, daher zerschlugen sich diese Unterhandlungen.

Unsere Gesandte, die den Frieden zu Vervin schlossen, drangen sehr eifrig auf die Zurükgabe dieses Lehens. Die Gesandte des Herzogs von Savoyen behaupteten, diß Land gehöre ihrem Herrn als ein veräusserliches Lehen von Savoyen, und ihr Herr besize mehrere wichtige Urkunden, aus welchen sich diß erweisen lasse, man müsse also diese untersuchen, um über die Sache entscheiden zu können. Es hätte zu viele Zeit erfodert, diese aus Savoyen bringen zu lassen, und man konnte diß um so weniger thun, da der päbstliche Nunzius so sehr auf die Beendigung des Friedens-Schlusses drang, aus Furcht, es möchten sich bei längerem Aufschub wieder Vorfälle ereignen, durch welche die ganze Verhandlung vernichtet werden könnte. Man hielt es daher für das Beste, dem Pabst die Entscheidung dieses Streits zu überlassen, unter der Bedingung, daß er innerhalb eines Jahrs darüber absprechen sollte.

Während dieser Zeit gaben sich die Franzosen alle Mühe die Entscheidung des Pabsts zu betreiben. Die Gesandte des Herzogs von Savoyen vertheidigten sich aufs hartnäkigste, und schienen bloß in dem Fall ein

widriges Urtheil zu befürchten, wenn sie in ihrer Vertheidigung einen Fehler begiengen. Beide Theile führten Urkunden für sich an; die der Franzosen waren die bessere, und sie konnten erweisen, daß Frankreich diß Lehen mehr als sechzig Jahre lang im Besiz gehabt habe, woraus die Verjährung unläugbar folgte. Das Jahr war vorüber, und nun verlangte der Pabst von dem König noch einen Aufschub von zween Monaten, um seinen richterlichen Ausspruch thun zu können, indessen solle das Marquisat von ihm sequestrirt werden. Der König liesse sich diß gefallen; aber der Herzog befürchtete, der Pabst möchte das Marquisat einem seiner Neffen zugedacht haben: und weil nun sein Gesandter diß Mißtrauen äusserte, so entschlug sich der Pabst der ganzen Sache, und war nicht mehr zur Entscheidnng des Streits zu bewegen.

Der Herzog suchte die Entscheidung nun immer weiter hinauszuschieben, weil er hoffte, die Franzosen würden endlich des Streits müde werden, oder es könnten sich vielleicht wichtige Begebenheiten ereignen, durch welche der König mit anderen Dingen beschäftiget würde. Es war ihm nicht unbekannt, daß es immer noch Uebelgesinnte in Frankreich gebe, die man nicht hatte von den Gedanken abbringen können, daß der König im Grunde noch Hugenot seie; daß er daher noch mehrere heimliche und um so gefährlichere Feinde habe, die kein Jahr vorbei liessen, ohne mehr

rere Unternehmungen auf das Leben des Königs zu wagen; und daher hoffte er, daß vielleicht doch noch eine dieser Unternehmungen gelingen werde. Gerade in diesem Jahr hatte man drei Verschwörungen gegen den König entdekt. Die bekannteste ist diese: ein Weib bot sich dem Grafen von Soissons an, sie wolle dem König Gift beibringen; allein der Graf gab sie an, und sie wurde öffentlich verbrannt.

Um also Zeit zu gewinnen, versprach er, selbst nach Frankreich zu kommen; er hatte von seinem Verstand und seiner List eine so gute Meinung, daß er nicht zweifelte, er werde entweder den König bewegen, daß er ihm das Marquisat schenke, oder er werde wenigstens solche Vorschläge machen, und seine Künste so geschikt anwenden können, daß sich die Entscheidung der Sache noch mehrere Jahre verziehen müsste. Er gab vor, sein Gesandter habe ihn berichtet, er hätte von dem König selbst gehört, der Streit würde bald beigelegt seyn, wenn sie nur persönlich zusammenkämen, und diese angenehme Nachricht habe ihn bewogen, nach Frankreich zu gehen. Mehrere aber vermutheten, und mit vieler Wahrscheinlichkeit, er habe zur Absicht gehabt, einige Mitglieder des Staats-Raths zu gewinnen, ihre Gesinnungen auszuspähen, sich die Mißvergnügte zu bemerken, und ihre Anzahl zu vergrößern, überall den Saamen der Uneinigkeit auszustreuen, und seine Verbin-

dungen, die er am Hofe hatte, zu erneuren. Andere glaubten, er sey unzufrieden mit Spanien, denn Philipp II. hatte seiner jüngeren Tochter die Niederlande angewiesen, und der älteren, seiner Gemahlin, nichts als ein Kruzifix und ein Marienbild gegeben. So viel ist gewiß, daß er mit spanischen Ministern Verdrießlichkeiten hatte, und daß er das wahre oder falsche? Gerücht ausbreiten ließ, er habe diese Reise ohne Vorwissen seines Schwagers, Philipps III. unternommen. Jeder urtheilte eben nach seinem Gutdünken, vielleicht errieth keiner seine geheime Absichten, denn ich zweifle, daß je ein Prinz einen undurchdringlicheren Charakter hatte, als dieser. Sein Herz, sagte man von ihm, ist von eben so vielen Gebürgen bedekt, als sein Land; er ist eben so hökericht, als ganz Savoyen gebürgigt.

Er wollte seinem Stand und seiner Macht gemäß erscheinen. Er ließ sich von zwölf hundert Reutern begleiten: aber alle seine Bediente waren wegen dem Tod seiner Gemahlin schwarz gekleidet, was viele für eine schlimme Vorbedeutung ansahen. Der König wollte ihn seiner Würde gemäß empfangen, und schrieb deswegen an alle Städte, und an alle Gouverneurs Befehle, man solle dem Herzog die nehmliche Ehre erzeigen, die man ihm beweisen würde.

Er reiste die Rone hinab nach Lion, und wurde von Guiche dem Gouverneur dieser Stadt empfangen.

Aber das Kapitel St. Johann räumte ihm die Stelle eines Domherrn und Grafen dieser Kirche nicht ein, weil er die Grafschaft Villars nicht mehr im Besitz hatte, in welchem Betracht ehemals die Grafen von Savoyen Mitglieder des Dom-Kapitels gewesen waren. Er hatte nicht einmal die gehörige Urkunden, und wollte sich auch nicht Zeit nehmen, seinen Adel zu beweisen, und diesen Beweis fodert das Kapitel von jedem, nur von unserem König nicht. Von Lion kam er nach Roanne, gieng denn zu Wasser nach Orleans, und von da mit Post-Pferden nach Fontainebleau, wo sich der König eben aufhielt. Er kam daselbst den zwanzigsten Dezember mit siebenzig Reutern an. Um das Zutrauen des Königs zu gewinnen, beklagte er sich Anfangs bei ihm über die Spanier; entdekte ihm, oder vielmehr stellte sich, als ob er ihm seine geheimste Gedanken entdekte, unter anderem den Plan, den er habe, die Spanier ganz aus Italien zu vertreiben. Er nannte dem König seine Freunde, seine Mittel und seine Verständnisse: suchte ihm einzubilden, er entdeke ihm sein ganzes Herz, sei ganz Franzos, er wünsche, sich ganz an Frankreich anschliessen zu können. Der König begegnete ihm mit Aufmerksamkeit und dankte ihm für seine gute Gesinnungen, sagte ihm aber endlich: zuerst müssen wir unsere Angelegenheiten endigen, und alsdenn erst können wir von weiteren Planen

sprechen.

sprechen. Drei Tage nachher gieng der König nach Paris, um die Sache, die den Herzog zur Reise bewogen hatte, nun näher zu verhandlen.

Eben jezt trat man ein neues Jahrhundert an, bei dessen Antritt zu Rom das bekannte hundertjährige Jubiläum gefeiert wurde. Es fanden sich bei demselben vier und zwanzig tausend Franzosen ein, theils um ihre Andacht dabei zu verrichten, theils aus Neugierde. Unter den lezteren befand sich eine grosse Anzahl Hugenotten, die diese grosse Feierlichkeit sehen wollten. Diß konnten sie mit aller Freiheit thun, denn in dem grossen Jubel-Jahr hörte die Inquisition zu Rom, die sonst strenger ist, als selbst in Spanien, auf. Auch der Herzog von Bar fand sich dabei verkleidet ein: er suchte von dem heiligen Vater Ablaß zu erhalten, aber auch seine demüthigste Unterwerfung war vergebens, er wurde erst nach dem Tode seiner Gemahlin freigesprochen.

Im Anfang dieses Jahrs lebte der König und der Herzog so freundschaftlich mit einander, daß sie eine Seele zu seyn schienen. Nach der gewöhnlichen französischen Höflichkeit behandelte der König den Herzog sehr gefällig, und der Wunsch des Herzogs, von dem König das Marquisat zu erhalten, ließ auch ihn auf alle Mittel denken, durch die er sich einen so grossen König angenehm machen könnte. Der französische

Hof mußte es gestehen, daß nie ein vollkommenerer Hofmann erschienen seie; die Damen, daß sie nie einen gefälligeren, die galante Herren und die Grossen, daß sie nie einen angenehmeren Fürsten gesehen haben. Gegen den König benahm er sich so, daß man immer den Abstand zwischen ihnen bemerkte, daß er aber doch nie als der Diener desselben erschien: er suchte sich in Rükſicht auf Grösse geringer, in Rükſicht auf Freigebigkeit grösser als der König zu zeigen. Er gab mit vollen Händen selbst den Vornehmsten am Hofe; der König erlaubte ihnen die Geschenke anzunehmen, dagegen machte auch er dem Herzog sehr grosse. Er traktirte ihn, und ließ ihn durch seine Grosse traktiren; jeden Tag gab er ihm neue Unterhaltung. Unter anderem wünschte er, den Herzog in das Parlement führen zu können, was unsere Könige bei fremden Fürsten immer beobachten, um ihnen den Abglanz ihrer Grösse, und den Ort, an dem ihre Majestät in gröſtem Glanz erscheint, zu zeigen. Sie begaben sich in ein Nebenzimmer des grossen Saales, wo sie einen, wegen der Gegenwart des Herzogs gerade an diesem Tag vorgenommenen merkwürdigen Fall verhandlen, und das Urtheil von Achilles von Harlay, ersten Präsidenten des Parlements sprechen hörten, — von einem so angesehenen und beredten Mann, daß alles, was er sprach, von der Gerechtigkeit selbst ausgesprochen zu werden schien.

Aber dieser Gefälligkeiten ungeachtet, gab der König doch in Rükſicht auf ſein Marquiſat nicht nach. Der Herzog gab dieſer Sache alle erdenkliche Wendungen, erbot ſich jezt, das Marquiſat, als Lehen von Frankreich anzunehmen, und jezt überreichte er dem König groſſe Plane auf Milanois und das deutſche Reich, brachte auch eine mächtige Ligue zur Vertreibung der Spanier aus Italien in Vorſchlag. Allein der König war zu klug, als daß er ſich dadurch von der Hauptſache hätte ſollen abbringen laſſen: er ſeie, ſagte er, nicht ſtolz genug, um in fremden Ländern Eroberungen zu machen, wohl aber, ſeine ehemalige Beſizungen wieder an ſich zu ziehen. Von dieſen Planen wollen ſie nicht mit einander ſprechen, ſondern ſie wollen ſie ihren Räthen überlaſſen. Man ernannte endlich mehrere Perſonen, die wegen dem Marquiſat zuſammen treten ſollten; weil aber die Bevollmächtigte des Königs immer auf die Zurükgabe des Marquiſats drangen, und der Herzog ſich gerade dieſer zu entziehen ſuchte, ſo waren dieſe Unterhandlungen vergeblich.

Alle Hofnungen des Herzogs in ſeinem Geſuch glüklich zu ſeyn, hatten nun bisher fehl geſchlagen; aber er verlohr ſeinen Muth doch nicht, ſondern ſuchte nun ſeine geheime Verbindungen, in welchen er mit mehreren Hofleuten, beſonders mit dem Herzog von

Biron stand, und die er erst vor kurzem erneuert hatte, zu benüzen. Mehrere glauben, der Herzog von Savoyen habe erst jezt angefangen, den Herzog von Biron zu verführen, er habe sich hierzu eines Burgundischen Edelmanns, Laffin, aus dem Hause von Beauvais la Nokle, des niederträchtigsten Verräthers in ganz Frankreich bedient. Dieser war der Zwischen-Händler zwischen beiden Parthien. Der König bemerkte diß, sahe die Vertraulichkeit, in der Biron mit diesem Menschen lebte, und hatte die Güte, ihn einmal vor diesem Edelmann zu warnen. Lassen sie sich, sagte er, diesen Menschen nicht zu nahe kommen, er ist eine Pest, und kann Sie ansteken.

Der Herzog von Savoyen wußte es, daß Biron seinen König liebe, weil er ihn zu den höchsten Würden seines Reichs erhoben hatte, und daß der König ihm sehr gnädig seie. Er mußte ihn also erst von seiner Liebe gegen den König abbringen, ehe er ihn zu einer schlechten Handlung verleiten konnte.

Biron war, daran ist kein Zweifel, ein sehr grosser Held, aber er war von seiner Tapferkeit so eingenommen, daß es ihm unerträglich war, wenn man jemand mit ihm vergleichen wollte. Nach dem Frieden zu Vervin war er nicht mehr beschäftiget, und rühmte nun seine grosse Thaten ohne Unterlaß: er hatte alles allein gethan, und gieng in seinen Prahlereien so weit, daß sie endlich dem König bekannt wur-

den. Biron glaubte, der König habe ihm seine Krone zu verdanken, er könne ihm also nichts abschlagen, und müsse sich ganz von ihm leiten lassen. Aber eben diese Prahlereien Birons mißfielen dem König; es war ihm ärgerlich, daß sein Unterthan so groß seyn wollte, als er, und diß um so mehr, da er diesen Herzog bereits im Verdacht hatte, daß er ihn leiten wolle, da er doch bei weitem mehr Verstand und Einsichten hatte, als der Herzog. — Wirklich ein edler Stolz, der einem König nicht nur ansteht, sondern so gar nothwendig ist: er muß immer glauben, seine Unterthanen seien eingeschränkter als er. Wenn er nicht diese gute Meinung von sich hat, so läßt er sich von jedem beherrschen, den er für geschikter hält, als sich selbst, und wird denn Sklav seiner Unterthanen. Er muß sich also selbst betrügen, und sich für den Tüchtigsten zur Regierung halten. Ich sollte nicht einmal sagen, betrügen, er muß doch wohl wirklich der Tüchtigste seyn, da ihm Gott diß Amt übertragen hat, und da das Volk immer geneigt ist, seine geheiligte Befehle zu befolgen.

Heinrich der Grosse hatte also einiges Mißfallen an dem Marschall von Biron wegen seiner Eitelkeit, und als ihm einst der Herzog von Savoyen die grosse Thaten der Birons, des Vaters und des Sohns lobte, so erwiederte er: sie haben mir gut gedient, aber ich hatte immer grosse Mühe, den Vater vom Trin-

ken, und den Sohn von Prahlereien zurük zu halten. Diß merkte sich der Herzog, und ließ es Biron sogleich durch Laffin zutragen. Hierdurch ward Biron auf der empfindlichsten Seite angegriffen, begieng hundert Thorheiten, und verlohr alle Achtung und Liebe, die er bisher für den König gehabt hatte. Man glaubt, er habe von da an sich in alle boshafte Unternehmungen des Herzogs von Savoyen eingelassen, und seie einem Bündniß, das dieser mit dem König von Spanien schlieſſen wollte, beigetreten, unter der Bedingung, daß der Herzog von Savoyen Biron seine Tochter zur Gemalin geben, und ihn unterstüzen sollte, daß er Herzog von Bourgogne würde.

Nach zween Monaten, die der Herzog von Savoyen an dem französischen Hofe zugebracht hatte, nahm er, wie man im Sprichwort sagt, bei seinem schlechten Spiel eine heitere Mine an, und suchte seinen Aerger zu verbergen; nur wußte er nicht, wie er sich, seiner Ehre unbeschadet entfernen, oder so ganz ohne Nuzen länger aufhalten könnte, und der König wollte ihm nicht Veranlassung geben, daß er sich über zu harte Behandlung beschweren könnte. Er ließ also dem Herzog sagen, wenn ihm an dem Marquisat so sehr vieles liege, daß er es schlechterdings nicht missen wolle, so wolle er es ihm gegen la Bresse abtreten. Dieser Vorschlag schien dem Herzog eben so wenig annehmlich zu seyn, als die Abtretung des Marquisats;

aber um doch einmal einen scheinbaren Vorwand zu haben, unter welchem er sich seiner Ehre unbeschadet entfernen könnte, wollte er ihn nicht abweisen. Man brachte einige Bedingungen zu Papier, von welchen er bezeugte, daß sie ihm nicht mißfällig seien: doch begehrte er Zeit, um sich auf einen andern Tausch besinnen, oder sich mit den Grossen seines Herzogthums über die Abtretung von la Bresse besprechen zu können. Man verwilligte ihm hierzu drei volle Monate. Diß geschahe im Februar im Jahr tausend sechshundert.

Wenige Tage nachher verabschiedete er sich von dem König, dieser begleitete ihn bis an die Brükke zu Charenton, und gab dem Baron von Lux und Herrn von Braslin Befehl, ihn bis auf die Grenzen zu begleiten. Der Herzog reiste durch Champagne, Bourgogne, Bresse, nach Bourg, und war froh, daß er wieder in seinem Land war, weil er befürchtet hatte, man möchte ihn in Frankreich anhalten. Wirklich hatte man dem König auch gerathen, er solle den Herzog zurük behalten, bis er das Marquisat abgetreten haben würde. Allein der König ward über diesen Vorschlag unwillig, und erwiederte zornig: man rathe ihm, sich zu beschimpfen, lieber wolle er seine Krone verlieren, als sich in den Verdacht bringen lassen, daß er auch nur an seinen gröbsten Feinden treulos gehandelt habe.

Die drei Monate verflossen, ohne daß der Herzog sein Versprechen erfüllte. Es verdroß den König, da er sahe, daß der Herzog überall nichts abtreten wolle. Der Herzog bat immer um neuen Aufschub, und versprach immer wieder, sich zu irgend etwas zu entschliessen. Endlich benachrichtigte er den spanischen Staats-Rath von der Gefahr, die ihm drohe; der Verlust des Marquisats seze ihn ausser Stand, der Krone Spanien Dienste zu leisten, und bahne den Franzosen einen Weg, auf dem sie Italien beunruhigen könnten, wenn durch diß Ungewitter einmal diese Länder verheert seien, so werde es sich über Milano ausbreiten. Der Staats-Rath begrief die Wichtigkeit dieser Anzeige sehr wohl, aber die Langsamkeit, mit der er immer handelte, ließ ihn auch hier nur erst spät einen Entschluß fassen. Endlich aber, zween Monate später, als es hätte geschehen sollen, bekam der Graf von Fuentes, Gouverneur zu Milano Befehl, er solle dem Herzog mit seiner ganzen Macht beistehen. Dieser begab sich daher nach Milano, und traf dort mit zwoen Millionen Gold, die er in Bereitschaft hatte, grosse Veranstaltungen.

Auch jezt noch wußte der Herzog die Unterhandlungen durch viele Künste zween Monate lang auszudehnen. Aber nun war der König der Sache überdrüssig, wollte diesen Proteus, der sich in alle Formen umwandeln konnte, züchtigen, und nöthigen,

endlich eine bestimmte Antwort zu geben. Er rükte also nach Lion vor, wohin er seine Räthe vorangeschikt hatte. Da der Herzog erfuhr, daß sich der König nähere, so nahm er seine Zuflucht zu neuer List. Er schikte ihm drei Gesandte, die ihm schriftlich erklären mußten, daß ihr Herr bereit seie, den zu Paris geschlossenen Vertrag zu erfüllen, und das Marquisat abzuretten. Aber einer von den drei Gesandten, dem sich der Herzog entdekt hatte, weigerte sich, diesen Vertrag zu unterzeichnen, bis ihn der Herzog seinen Räthen vorgelegt, und unterschrieben hätte. Hierdurch gewann der Herzog sieben oder acht Tage Zeit; allein der König war nun einmal entschlossen, den Herzog auf das Aeusserste zu treiben, verfolgte ihn auf allen Umwegen, die er nahm, und ließ ihm nun keine Ausflucht mehr. So mußte er endlich eine bestimmte Antwort geben, und er versprach auch wirklich die Zurükgabe des Marquisats den sechszehnten August.

Auf diesen Verspruch ließ der König einen alten General der Infanterie, Bourg l'Espinasse, mit seinen Schweizer-Truppen aufbrechen, um von dem Marquisat Besiz zu nehmen. Da sich dieser näherte, so nahm nun der Herzog die Maske ab, und erklärte ganz frei, bei den vorgeschlagenen Bedingungen halte er es für besser, den Krieg dem Frieden vorzuziehen. Und nun war der König dahin gebracht, wohin er,

wie er wohl vorausgesehen hatte, endlich kommen mußte, nehmlich zu einem öffentlichen Krieg.

Er erklärte diesen dem Herzog den eilften August, aber ausdrüklich bloß wegen dem Marquisat, und ohne Nachtheil des zu Vervin geschlossenen Friedens, den er unverlezlich halten wollte.

Zugleich gab er allen benachbarten Fürsten von dieser Kriegs-Erklärung Nachricht, und eben so von den gerechten Gründen, die ihn dazu veranlaßt haben. Dieser grosse Fürst wußte es wohl, wie äusserst verhaßt die Verlezung eines Friedens unter den Christen seie, und daß er ohne die überzeugendste Gründe die öffentliche Ruhe nicht stören dürfte.

Er befand sich eben zu Grenoble, und hatte nicht mehr als drei, oder vier Kompagnien Soldaten, mit denen er nun diesen Krieg anfangen sollte. Man rieth ihm, er solle seine Leibwache vorrüken lassen, er antwortete aber, diß seie die zehente Legion, die nicht ohne ihren Cäsar fechte. *) In kurzer Zeit versammelte sich der französische Adel und viele Ebentheurer um ihn, gerade als ob es zu einer Hochzeit, oder zu einem Ball gienge.

Der Marschall von Biron war zwar beleidigt, indessen fiel er doch mit einigen Truppen in Bresse auf

*) Julius Cäsar wollte es nie zugeben, daß die zehente Legion ohne sein Beiseyn fechten solle.

verschiedenen Seiten ein. Du Terrail eroberte die Stadt Bourg, aber die Citadelle hielte sich besser, und machte beinahe allein Schwierigkeit in diesem Krieg. Kreguy fiel in Savoyen ein, und überrumpelte mitten in der Nacht die Stadt Montmelian, aber das Schloß bekam er nicht in seine Gewalt.

Der Pabst erschrak über diesen Krieg, befürchtete, ganz Italien möchte darein verwikelt werden, und that alles, um die streitende Parthien zu versöhnen. Er sandte einen Prälaten an den König, der den Titel, Patriarch von Konstantinopel hatte, um ihm das aus diesem Krieg entstehende Unglük in seiner ganzen Grösse vorzustellen, und ihn zu beschwören, er möchte nicht weiter gehen. Der König versicherte, der heilige Vater dürfe für Italien nichts befürchten: er seie ein christlicher und gerechter Fürst; sein Reich, das er durch Gottes Gnade erhalten habe, seie so groß, daß er wohl damit zufrieden seyn könne; aber er verlange die Zurükgabe eines Landes, das zu seiner Krone gehöre; wenn er andere, gröffere Plane hätte, so würde er auch gröffere Voranstalten gemacht haben. Wenige Tage darauf fiel auch er in Savoyen ein. Man erschrak in der Stadt Chambery so sehr über seine Gegenwart, daß sich die Garnison sogleich auf Bedingungen ergab. Er bemächtigte sich der Pässe Tarantaise und Morienne, nach Verfluß von zween, oder dreien Tagen eroberte er die Schlösser Konstans, und

Charbonniere, die man bisher für unüberwindlich gehalten hatte.

Dieser vielfache grosse Verlust machte so gar keinen Eindruk auf den Herzog von Savoyen, daß er jagte und Tänze anstellte, während sein Land von den Feinden erobert wurde. Er schien nicht der Feind zu seyn, dem man sie abnahm, sondern ein bloßer Zuschauer. Auch seine Unterthanen waren über die glükliche Fortschritte des Königs ziemlich gleichgültig, denn sie behaupteten, so viele Pläze der König wegnehme, eben so viele werde ihr Herzog wieder in Frankreich erobern. Es ist unerklärbar, woher diese Sicherheit kam. Mehrere glaubten, der Herzog habe sich, ich weiß nicht auf welche astrologische Vorhersagungen verlassen, nach welchen im August kein König in Frankreich mehr seyn sollte. — Er hatte Recht, denn um diese Zeit war Heinrich bis in die Mitte von Savoyen mit seinen siegreichen Waffen vorgedrungen. Andere glaubten, der Herzog habe sich ganz auf das Verständniß verlassen, das er mit dem Marschall von Biron hatte. Die Treue dieses Mannes hatte er während seinem Aufenthalt in Frankreich wankend gemacht, und vieles Mißvergnügen, über das sich der Marschall seit diesem Krieg beschwerte, hatte ihn vollends untreu gegen seinen König gemacht. Der König ließ es ihn nemlich bemerken, daß er ihm nicht mehr ganz traue, behandelte ihn nicht mehr so ge-

fällig, wie vorher, und hatte die Haupt-Aufsicht über diesen Krieg Lesdignieres, der mit diesen Gegenden besser bekannt war, und die Art, in diesen Gebürgen Krieg zu führen, besser verstand, anvertraut. Daß man ihm diesen vorgezogen hatte, diß reizte diesen hochmüthigen Mann aufs äusserste, da er geglaubt hatte, man könne und dürfe nichts ohne ihn thun. Da ihm aber der König vollends das Gouvernement der Citadelle in der Stadt Bourg abschlug, so gerieth er ausser sich. Nun fiel er auf die ausschweifendste und verabscheuungswürdigste Gedanken: er fieng nun, sagt man, an, mit dem Herzog von Savoyen wegen der Errichtung einer Ligue zu unterhandlen, durch die sie einen Bürger-Krieg in Frankreich anfachen wollten. Die besondere Umstände dieser Verbindung kann ich nicht angeben, sie wurden nie bekannt.

Der Herzog von Savoyen hatte die Festungen Montmelian in Savoyen und Bourg in Bresse für unüberwindlich gehalten, und durch sie sein ganzes Land gesichert zu haben geglaubt. Er erstaunte daher nicht wenig, als er hörte, der Marquis von Brandis, Gouverneur der ersteren habe mit dem König den Vertrag geschlossen, daß er sie, wenn sie in einer gewissen Zeit nicht entsezt würde, übergeben wolle. Deswegen zog er denn auch ins Feld, und versammelte alle seine Truppen, um diese Festung noch zu

retten. Er bat sich von den Spaniern Unterstützung aus, allein weil der Graf von Fuentes wünschte, das Feuer immer zu vergrössern, so schlug er ihm die hierzu bestimmte Truppen ab, und da die in der Kapitulation bestimmte Zeit verflossen war, so verlohr er die Festung Montmelian zu grossem Erstaunen seiner Unterthanen, und zur Schande des Marquis von Brandis. Der Mangel an Lebens-Mitteln und Munition war der Grund, warum der Herzog einige Wochen nachher die Citadelle zu Bourg verlohr, unerachtet sich ihr Gouverneur aufs äusserste vertheidiget hatte.

Der König zog Genf vorbei, und unterwarf sich die Länder Chablais und Faussigni. Die Einwohner zu Genf griefen die Festung St. Katherine an, welche die Savoyarden gebaut hatten, um die Genfer zu nekken, und zerstörten sie. Nach diesem Vorfall wollte der König die Stadt Genf besuchen, die eine der sichersten Festungen der Protestanten *) war. Theodor Beza, der älteste und gelehrteste unter allen hugenottischen Predigern empfieng ihn mit einer kurzen Rede. Der Marschall von Biron besichtigte diesen Plaz, den die Einwohner vor vierzig Jahren mit vieler Mühe und grossen Kosten befestiget hatten, und sagte, entweder, um seine grosse Kriegs-Kenntnisse zu zeigen, oder um seinen grossen Eifer für die katho-

*) Der Bischof scheint Protestanten und Reformirte als Eine Religions-Parthie betrachtet zu haben. A. d. U.

lische Religion zu beweisen, er wollte diese Festung in zwanzig Tagen bezwingen. Diß mißfiel dem König sehr, denn Frankreich hat seit Franz I. diese Stadt in seinen Schuz genommen, und ist verbunden, sie gegen die Eingriffe des Herzogs von Savoyen zu schüzen, weil dieser immer eine Ober-Herrschaft über sie behaupten will.

Da der Pabst diesen nun sehr bedeutenden Krieg geendiget wünschte, so sandte er seinen Neffen, den Kardinal Aldobrandin an den König und an den Herzog ab, und dieser arbeitete auf den Frieden los. Seine Hauptsorge war, den Herzog von Savoyen auf irgend eine Art fest zu halten; denn seine Versprechungen und seine Treue waren so ungewiß und zweideutig, daß man sich nicht darauf verlassen konnte.

Der König ließ sich durch diesen Krieg nicht an seiner Heirath hindern, sondern gieng die Rone herab nach Lion, wo die Königin seine zwote Gemalin angekommen war, und ihn erwartete.

Der päbstliche Legat brach deswegen die Friedens-Unterhandlungen nicht ab, sondern gieng nach Lion, und kam daselbst fünfzehen Tage nach der Königin an. Auch die Gesandte des Herzogs folgten ihm dahin; aber ihre Vollmacht war so eingerichtet, daß der Herzog freie Hand behielt, wieder loß zu brechen, so bald er wollte. Doch da es mit der Citadelle zu Bourg aufs äusserste gekommen war, baten sie den

CIRCULATING LIBRARY

päbstlichen Gesandten dringend, er möchte den ersten Entwurf zum Frieden wieder vornehmen. Er wollte aber nichts thun, wenn sie nicht schriftlich darum bitten würden, als um eine Sache, die das Beste ihres Herrn betreffe.

1601.) Man traf endlich den Vergleich, und unterzeichnete ihn, und machte den Frieden zu Lion am siebenzehnten Januar bekannt. Vermöge desselben trat der Herzog an den gegenwärtigen und an alle künftige Könige von Frankreich die Ländereien und Herrschaften Bresse, Bugey, und Veromey, überhaupt den ganzen Strich von Savoyen längst der Rhone hin, bis dahin, wo diese bei Genf in den See fällt, auch die Land-Vogtei und Baronie Gex ab. Diese Länder vertauschte er gegen das Marquisat Saluke, das der König ihm und allen seinen Nachfolgern abtrat. Auch wurde es zur Bedingung gemacht, daß der König wieder alle Pläze, die er erobert hatte, dem Herzog von Savoyen zurükgeben solle; dem König aber wurden alle die Ansprüche vorbehalten, die er an den Herzog vermöge der Verträge zu Kateau in Kambresis und zu Vervin machte.

Bei diesem Vergleich gewannen beide Theile. Der König erhielt für ein kleines, von seinen Landen abgelegenes, von Savoyen eingeschlossenes Marquisat, das er sich nicht anders, als mit starken Besazungen, die

die zweimal mehr kosteten, als das Marquisat betrug, sichern konnte, ein Land von fünf und zwanzig Lieues, das mit seinem Reich zusammenhieng, also die Grenzen desselben erweiterte, ihm achttausend Edelleute unterthan machte, sehr fruchtbar war, und besonders viele Wiesen hatte, in welchem also viele Stuttereien angelegt werden konnten. Der Herzog hingegen zog sich durch die Besitznehmung von dem Marquisat einen Dorn aus dem Fuß, oder einen Degen aus dem Leib, und erhielt grössere Sicherheit. Denn so lange es die Franzosen im Besiz hatten, konnte er Turin nie ohne eine Bedekung von drei oder vier hundert Reutern verlassen, und mußte beständig eine grosse Menge Soldaten in seinem eigenen Land halten.

So bald der Vertrag unterzeichnet war, so reiste der König mit der Post von Lion nach Paris, wohin ihm die Königin in kleinen Tagreisen folgte. Sie hatte sich noch nicht lange zu Paris aufgehalten, als er sie auf sein Lustschloß St. Germain en Laye führte. Diß Lustschloß machte ihm eben so grosses als unschuldiges Vergnügen; und wer wollte diß einem mächtigen Fürsten wehren, wenn er seine gröste Schulden bezahlt, und den Unterthanen den gröten Theil der Steuren und Abgaben abgenommen hat. Wenn er stolze Gebäude aufführt, so sind diese die beste Beweise seiner Grösse und seines Reichthums bei der Nach-

welt. Er verschönert sein Reich; erregt Bewunderung; beweist es Fremden, daß seine Kassen voll sind, giebt vielen Armen Brodt, verschaft sich und seinen Nachfolgern auf eine nüzliche Art Bequemlichkeit; befördert die Baukunst, Bildhauerkunst und Mahlerei, die bei allen gebildeten Völkern immer im größten Ansehen standen.

Unser Heinrich genoß diß Vergnügen mehr zur Erholung von seinen Arbeiten, als um sich eigentlich zu beschäftigen. Seine Seele war zu groß, und sein Verstand zu gebildet, als daß er sich hätte mit solchen Kleinigkeiten anders abgeben sollen, als blos um sich damit zu unterhalten. Er baute, jagte, spielte, aber er ließ sich dadurch nicht von wichtigeren Dingen, von Staats-Geschäften abhalten, sondern verwaltete diese in stürmischen und in ruhigen Zeiten mit gleicher Anstrengung.

Die anhaltendste Ruhe, die oft so betrüglich ist, konnte ihn nicht einschläfern, und da ohnehin ein guter Fürst während dem Frieden in seinem Staat eben so beschäftiget ist, als während dem Krieg, so wußte er noch ausser diesem wohl, daß er gegen Spanien und Savoyen wachsam seyn müsse, weil von da aus immer neue Entwürfe gegen ihn gemacht wurden. Der Graf von Fuentes hatte eine grosse Armee ausgehoben, um dem Herzog von Savoyen damit beizustehen. Diesem that es wehe, daß ihm durch den

Frieden die Gelegenheit, Eroberungen zu machen benommen ward. Er hatte während dem Krieg zwischen dem König von Frankreich und dem Herzog von Savoyen einige Pläze in der Pikardie weggenommen. Stolz hierüber glaubte er, er würde immer über Frankreich siegen. Eben damals hatte der König von Spanien auch eine Anzahl Schiffe ausgerüstet, die unter den Befehlen eines Doria standen, und ohne Zweifel auf Provence Absichten hatten, die nun aber freilich durch den Frieden vereitelt worden waren. Unerachtet des Friedens wollte Fuentes doch einen Anschlag auf Marseille ausführen, und den Frieden brechen. Diejenige, mit welchen er die Sache verabredet hatte, versprachen dem König, sie wollten sechs oder sieben hundert Menschen herbeilocken, und sie denn zu Gefangenen machen, oder niederhauen. Aber der König glaubte nicht, daß ein so kleiner Vortheil es werth seie, daß er deswegen seinen Feinden Gelegenheit geben sollte, den Frieden zu brechen, und sich in einen Krieg einlassen sollte, der sehr gefährlich seyn würde, da seine Feinde so stark gewafnet hatten. Er befürchtete überdiß, daß unter seinen Unterthanen immer noch solche seyn möchten, die ihn haßten, und daß man bei der Nachricht von einem Krieg wieder neue Angriffe auf sein Leben wagen möchte. Denn freilich hatte er die Dolche der Meuchelmörder mehr

zu fürchten, als die Degen der Soldaten. Er schlug also diesen Vortheil sehr weislich aus, und antwortete den Einwohnern von Marseille; einen so erschlichenen Sieg verlange er nicht: eine solche List seie nur im Krieg erlaubt: er müsse sich sehr hüten, auf keinerlei Weise Anlaß zum Friedens-Bruch zu geben, so sehr ihn auch seine Feinde beabsichtigen.

Die Spanier sahen nach und nach ein, daß sie die weise Wachsamkeit dieses hundertäugigen Argus nicht hintergehen können, und sie beschlossen daher, ihre Waffen auf eine andere Art, von der sie mehr Ehre hätten, zu gebrauchen. Sie liessen einen Theil ihrer Land-Armee nach Ungarn gehen, das damals von den Türken angegriffen war. Der Herzog von Merkoeur glaubte, er könne sich in diesen Gegenden einen gerechteren Ruhm erwerben, als in den bürgerlichen Kriegen in Frankreich, und führte die Truppen des Kaisers an. Er gab den Ungläubigen durch viele glänzende Thaten, besonders durch den merkwürdigen Mårzug bei Kanise hinreichende Beweise, daß Gott die französische Tapferkeit zum Schuz der christlichen Religion bestimmt habe. Ohne Zweifel hätte er sie ganz aus diesem Reich, das sie über die Hälfte erobert hatten, vertrieben, wenn er nicht im folgenden Jahr an einem Flecken-Fieber gestorben wäre, das ihn zu Nürnberg befiel, da er eben auf dem Weg war,

seine Andacht bei unserer lieben Frauen zu Loretto zu verrichten.

Bald nach den oben erzählten Begebenheiten, trug sich ein Vorfall zu, bei dem es Heinrich bewies, daß er nichts gegen seine Ehre, und die Würde seines Staats zu thun fähig seie. Rochepot war sein Gesandter in Spanien. Einige Edelleute von seinem Gefolge, unter welchen auch sein Neffe war, badeten sich, bekamen Verdruß mit Spaniern, stachen zween derselben nieder, und flüchteten in das Haus des Gesandten. Die Freunde der Ermordeten brachten das Volk so sehr in Gährung, daß es das Haus des Gesandten umringte, und es anzünden wollte. Der Magistrat, um den traurigen Wirkungen dieser Wuth zuvorzukommen, ließ sich zu der Ungerechtigkeit verleiten, den Palast des Gesandten zu erbrechen, die Angeklagte gefangen zu nehmen, und mit Gewalt wegzuführen. Der König von Spanien war zwar unwillig darüber, daß man das Völker-Recht verletzt habe, nahm aber die Entschuldigung des Magistrats an, und ließ bei dem Gesandten um Verzeihung bitten, behielt aber die Gefangene bei sich.

Es wurden damals viele Schriften über die Rechte und Freiheiten der Gesandten ausgegeben. Es ist wahr, sagte man, ein Gesandter ist in seinem Palast unumschränkter Herr, aber seine Leute können von dem Staat, in welchem er sich befindet, durchaus

werden, wenn sie ausser seinem Palast gegen die Gesetze handlen; man kann ihnen also, wenn sie ausser demselben ergriffen werden, den Prozeß machen.

Zwar darf man freilich gewöhnlich nicht mit solcher Schärfe verfahren, und die Achtung, die man der Person des Gesandten schuldig ist, erstrekt sich über sein ganzes Gefolge: aber diß ist Höflichkeit, nicht strenges Recht. Deswegen darf man aber doch den Palast eines Gesandten nicht erbrechen, um einen Verbrecher darinn aufzusuchen; dieser ist unverletzlich, und eine sichere Freistätte für seine Leute. Diß Recht darf der Gesandte nicht mißbrauchen, er darf seinen Palast nicht zu einem Aufenthalt der Verbrecher, nicht zu einer Freistätte für die Unterthanen des Fürsten, die sich vergangen haben, machen. Denn sonst beklagt man sich bei seinem Herrn, der verbunden ist, Recht zu schaffen.

Der König ward durch diese Beschimpfung, die man Frankreich in der Person seines Gesandten angethan hatte, äusserst erbittert; er hielt die Genugthuung, die ihm der Magistrat gegeben hatte, nicht für hinreichend, sondern befahl ihm, sogleich abzureisen; und diß that er denn auch ohne sich von dem König von Spanien zu beurlauben.

Heinrich untersagte zugleich auch allen Handel mit Spanien, und da er wohl voraus sahe, daß die Spanier gleich Anfangs einige Plätze in der Pikardie

besezen konnten, so reiste er sogleich von Paris ab, um die Grenzfestungen zu untersuchen, und begab sich nach Kalais.

Die Franzosen, die kaum angefangen hatten, die Ruhe zu genieſſen, und ihre Felder zu bestellen, erschraken, als sie hörten, daß ein neuer Krieg sie der Ausgelassenheit der Soldaten wieder Preis geben sollte. Aber Gott hatte Mitleiden mit diesen Armen, Unglüklichen; der Pabst bemühete sich, einem Uebel, das der ganzen Christenheit drohete, abzuhelfen, und traf ein glükliches Auskunfts-Mittel. Der König von Spanien übergab dem Pabst die Gefangene, und die Klage wider sie: der heilige Vater lieferte sie einige Tage nachher an den Grafen von Bethune, französischen Gesandten am römischen Hofe aus, und der König von Frankreich schikte einen neuen Gesandten nach Spanien, nehmlich den Grafen von Barraut.

Während sich der König zu Kalais aufhielt, wie ich schon erzählt habe, so lag der Erzherzog vor Ostende und sezte die Belagerung, *) die berühmteste seit der Belagerung Trojas fort. Er befürchtete, und nicht ohne Grund, die Herannäherung des Königs

*) Diese Belagerung daurte drei Jahre, drei Monate und drei Wochen. A. d. V. Was für ein Erzherzog gemeint seie, wird nicht gesagt. Vielleicht läßt sich auch diß, wie manches andere daraus erklären, daß diese Geschichte nur ein Auszug aus einem gröſſeren Werk des Bischofs ist. A. d. U.

möchte seine Unternehmung, die ihn schon so viel Zeit, Pulver, Geld und Munition gekostet hatte, aufhalten. Er ließ sich daher dem König empfehlen, und ihn versichern, daß man ihm von Spanien aus für die Gewaltthätigkeit, die man an dem französischen Gesandten begangen habe, Genugthuung geben werde, und bat ihn, er möchte sich so benehmen, daß sich die Belagerte diesen Zufall nicht zu Nuzen machen könnten. Der König, der sich in der Höflichkeit eben so wenig übertreffen, als mit den Waffen besiegen lassen wollte, schikte den Herzog von Aiguillon, den ältesten Sohn des Herzogs von Maienne an ihn ab, und ließ ihn versichern, er wünsche sehr den Frieden unterhalten zu können: er habe blos deswegen die Grenzen seines Reichs besucht, um einige Anschläge, die man daselbst gefaßt habe, zu zerstören, er hoffe von der Billigkeit des Königs von Spanien, daß er ihm Genugthuung geben werde.

Auch die Königin Elisabethe schikte Milord Edmond, ihren vertrautesten Freund, nach Kalais zu dem König. Um eine Gegen-Höflichkeit zu beobachten, schikte er den Marschall von Biron, begleitet von dem Grafen von Auvergne und dem angesehensten Adel an seinem Hofe nach England, und ließ der Königin bezeugen, wie wehe es ihm thue, so nahe bei ihr zu seyn, und sie nie sprechen zu können.

Diese Königin gab sich alle Mühe, diesen Franzo-

sen ihre Gröſſe und Macht zu zeigen. Einſt nahm ſie Biron bei der Hand, zeigte ihm eine groſſe Anzahl von Köpfen, die auf einem Thurm zu London aufgeſtekt waren, und ſagte ihm, ſo beſtraft man die Aufrührer in England. Sie erzählte ihm denn die Gründe, die ſie bewogen haben, den Grafen von Eſſex tödten zu laſſen, da ſie ihn ſonſt ſo zärtlich geliebt habe. An dieſe Erzählung erinnerten ſich diejenige wieder, die ſie gehört hatten, als Biron eben ſo unglüklich war, in die Ungnade ſeines Herrn zu fallen, und ſeinen Kopf zu verlieren.

Noch muß ich bemerken, daß der König vor ſeiner Reiſe nach Kalais die Königin nach Orleans begleitete, um hier das Jubelfeſt zu feiern, an welchem daſelbſt auf Befehl des heiligen Vaters für Frankreichs Wohl feierliche Umgänge gehalten wurden. Er gab hier mit ſeiner Frömmigkeit, die aufrichtig, und ohne Falſch war, ſeinem Volk ein ſchönes Beiſpiel: denn er wohnte den Umgängen in gröſter Demuth bei, und bat Gott voll tiefer Ehrfurcht, ohne alle Verſtellung. Er legte eben damals den Grundſtein zu der Kirche St. Krois zu Orleans, die vor ungefähr vierzig Jahren von den Hugenotten völlig zerſtört worden war, und ſezte eine beträchtliche Summe aus, um die Kirche davon wieder aufbauen zu können.

Ganz Frankreich ſchikte eifrige Gebete zu Gott für die Erhaltung eines Dauſins, damit das Reich

vor dem Unglük, das ihm schon von ferne her drohte, wenn sein König ohne Nachkommen zu haben sterben sollte, verwahrt bliebe. Diß Gebet wurde erhört; die Königin wurde zu Fontainebleau von einem Prinzen am Tage St. Kosmus den sieben und zwanzigsten September entbunden. Man gab ihm bei der Taufe den Namen Ludwig, der jedem Franzosen wegen der Erinnerung an den grossen, heiligen Ludwig und den guten König Ludwig XII. einen wahren Vater seines Volks so lieb ist. Nachher bekam er auch noch den Namen Justus, und ich glaube, es giebt keinen schöneren Namen als dieser ist: Vater Ludwigs des Weisen und Siegreichen. Einige Tage vor seiner Geburt spürte man ein fürchterliches Erdbeben. Die Geburt war schwer, und es kostete so viele Mühe, das Kind zur Welt zu bringen, daß es ganz blau wurde; vielleicht ward hierdurch seine Gesundheit geschwächt, und sein Körperbau erschüttert. Der König rief den Segen des Himmels über das Kind an, und gab ihm den seinigen, legte ihm seinen Degen in den Arm, und flehte zu Gott, er möchte ihn nie anders von dem Prinzen gebrauchen lassen, als zu seiner Ehre, und zur Vertheidigung seines Volks. Die Prinzen vom Geblüt, die den König in das Zimmer der Königin begleitet hatten, bezeugten ihre Freude über die Geburt des Daufins. Ich sage nichts davon, daß diese Nachricht durch Kouriere in

allen Ländern verbreitet wurde, nichts von den Freuden-Festen, die in dem ganzen Reich, besonders in Paris, — einer Stadt, in welcher Heinrich eben so beliebt war, als seine Vorfahrer gehaßt worden waren, angestellt wurden; nichts von den Glükwünschen, die der König von allen europäischen Potentaten erhielt, nichts von den Geschenken, die der heilige Vater bei solchen Gelegenheiten ertheilt, nehmlich die geweihten Windeln, die der Pabst dißmal durch einen Herrn Barberin, der nachher Kardinal, und endlich unter dem Namen Urban VIII. Pabst wurde, übersandte.

Fünf Tage nachher wurde auch die Königin von Spanien von ihrem ersten Kind entbunden; diß war eine Tochter, und sie bekam in der heiligen Taufe den Namen Anne. Die Spanier freuten sich dem ungeachtet eben so sehr, als wenn ihre Königin einen Prinzen gebohren hätte, weil in Spanien die Töchter in der Regierung nachfolgen können. Diejenige unter den Franzosen, die weiter hinaussahen, nahmen an der Freude der Spanier Antheil, aber aus einem andern Grunde. Da diese Prinzessin von gleichem Alter mit dem Daufin war, so schien es ihnen, der Himmel habe diese beide für einander bestimmt, sie würden sich also einst verheirathen. Wirklich wurde auch Ludwig XIII. durch sie glüklich, und Frankreich wird es noch jezt, und bewundert die schöne Wahl

heit, die musterhafte Frömmigkeit und den Heldenmuth dieser grossen Fürstin.

Durchdrungen von Dank gegen die Güte Gottes, durch die sein einiger Wunsch, einen Daufin zu bekommen, befriediget worden war, verdoppelte der König seine Mühe und seine Sorge für seinen Staat, um, wie er sagte, das Erbtheil seines Sohns zu befördern. Einige Erzählungen von seinen Anordnungen, die er in dieser Absicht machte, mögen hier am rechten Platz stehen.

Der Geldmangel bei der Belagerung von Amiens hatte ihn genöthiget, zur Verwaltung seiner Einkünfte auf drei Jahre lang Beamte anzustellen. Da diese vorbei waren, so sahe er wohl ein, daß es nicht gut seie, wenn er so viele Leute hielte, die sich aus seinen Kassen nähren, und daß nothwendig immer einem jeden von ihnen Geld in den Händen bleiben müßte. Er schafte also diese neue Stellen ab, und verordnete, daß sie dem Alter nach in diesen drei Jahre lang daurenden Stellen abwechseln sollten. Doch waren von dieser Verordnung die Schaz-Meister, die Aufseher über die zufälligen Einkünfte, und sonst noch einige andere ausgenommen.

Rosny hatte die Pachter so eingeschränkt, daß sie keine so grosse Bissen mehr, wie vorhin verschlingen konnten. Aber diß war noch nicht genug. Sie hatten, ehe er Aufseher über die Finanzen wurde, sich so

bereichert, daß der König gerechte Ursache hatte, ein Gericht niederzusezen, das über die Räubereien dieser Leute eine genaue Untersuchung anstellen mußte. Die Beisizer bei diesem Gericht wählte er aus den Mitgliedern der Parlemente, und das Gericht selbst hieß die königliche Kammer. Diese Kammer entriß vielen dieser Leute wieder, was sie verschlungen hatten. Doch wußten auch viele diesem Ungewitter auszuweichen, einige durch die grosse Verbindungen, in welchen sie standen, andere durch ihr Geld, mit dem sie diejenige, welche um den König waren, vorzüglich seine Frauenzimmer, und so gar die Richter gewannen. So wahr ist es, daß das Geld überall durchdringt, und daß diesem gefährlichen Metall niemand widerstehen kann. So ist es denn freilich kein Wunder, wenn solche Leute ihre Kassen, so weit sie können, anfüllen, denn je mehr sie diß thun, desto leichter ist ihre Rechtfertigung.

Ich habe es schon oft gesagt, und muß es immer wiederholen, man kann es nicht oft und stark genug sagen, nichts kann diese größte unter allen Unordnungen in einem Staat, die die Quelle so vieler anderer ist, heben, als die sorgfältigste Wachsamkeit des Fürsten. Er muß immer den Schlüssel zu seinen Kassen, daß ich so sage, in den Händen, muß immer ein genaues Augenmerk auf dieselbigen haben, er muß immer seine Ausgaben und seine Einnahmen genau wis-

seu, muß wissen, wie die Gelder gewonnen, und wie sie ausgegeben werden, muß die Leute, die sie verwalten, genau kennen, und besonders muß er die Rechnungen so genau abhören, wie unser Heinrich, damit, wenn die Beamte ehrliche Leute sind, sie keine Gelegenheit haben, Schurken zu werden, und, wenn sie Schurken sind, ihre Niederträchtigkeit durch diese Anstalt bekannt wird.

Man hatte ihm angezeigt, es gehen noch zwo andere Unordnungen im Schwang, durch die der Staat in die äusserste Armuth gerathe, und alles Geld aus demselben vertragen werde. Die eine sei diese, daß man das Geld in fremde Länder nach Italien, Deutschland und in die Schweiz verfahre, wo es die kleine Potentaten einschmelzen, und eine Münze von geringerem Schrot und Korn daraus prägen lassen. Die andere sei der Luxus, denn man verbrauche eine ungeheure Menge Geld zu gestikten mit Gold und Silber durchwirkten Kleidern, mit Einfassungen an Kleidern, eben so mit vergüldetem Tafelwerk, Kaminen, und verschiedenem Hausrath.

Der König gab strenge Befehle gegen diese beide Mißbräuche. In Rükficht auf den ersten derselben erneuerte er die alten Verordnungen gegen die Ausfuhr des Goldes und Silbers, und bedrohte die Uebertreter dieses Befehls mit der Strafe des Strangs, und befahl allen seinen Gouverneurs, genau auf die Un

bertreter zu merken, keinem, der gegen diesen Befehl handelte, einen Paß zu geben, sonst würde er sie als Theilnehmer an diesem Verbrechen betrachten. Gegen den zweiten Mißbrauch verordnete er bei der ersten Uebertretung eine grosse Geldstrafe, und bei der zwoten, Gefängnisstrafe, wenn man Gold oder Silber auf den Kleidern tragen, oder sein Geräthe damit verzieren würde. Dieser Befehl wurde strenge beobachtet, er nahm niemand aus, so gar der König unterwarf sich dem Gesez, das er gemacht hatte; er wurde einem Prinzen von Geblüt ungnädig, weil er diese Ordnung übertreten hatte.

Man gab grosse Geld-Summen für Seide an Fremde aus. Der König sahe diß, und bemerkte, daß der Gebrauch der seidenen Stoffe sehr bequem seie, dachte darauf, Manufakturen einzuführen, durch die Frankreich eben so viel gewinnen könnte, als die Fremde. Er gab daher Befehl, daß man eine Anzahl Maulbeer-Bäume in solchen Gegenden pflanzen sollte, wo sie am besten fortkämen, besonders in Touraine, damit man Seiden-Würmer nähren könnte: er hielt Leute, welche sich mit Bereitung der Puppen abgeben, und den Raupen abwarten könnten.

Hätte man nach seinem Tode über dieser Anordnung gehalten, hätte man sie auch in andern Provinzen des französischen Staats eingeführt, so hätte man für Frankreich mehr, als fünf Millionen jährlich er-

spart, die man für seidene Stoffe ausgiebt. Man hätte mehr als eine Million Menschen ernähren können, die zu andern Arbeiten untauglich sind, zum Beispiel, alte Leute, Mädchen und Kinder; man hätte ein Mittel gehabt, durch das man den Unterthanen die Abgaben hätte erleichtern können, weil sie durch ihren Kunstfleiß Geld gewonnen hätten. Noch gab es ein viel gröfferes Uebel, wodurch das Reich ausgesogen wurde, diß war der ungeheure Wucher. Die schlechten Haushalter, das heißt, der gröβte Theil des Adels nahmen Geld um den zehnten, oder zwölften Theil auf. Daraus entstand ein doppelter grosser Schaden. Denn einmal wurden diese Herren dadurch zu Grunde gerichtet, und die reichste und älteste Häuser, die die Stüzen des Staats seyn muβten, hörten in sieben oder acht Jahren auf zu bezahlen. Und weil nun die Kaufleute ihr Geld sehr bequem mit grossem Nuzen, und ohne die mindeste Gefahr anlegen konnten, so vernachläßigten sie den Handel; war aber einmal diese Quelle vertroknet, so muβte nothwendig Geldmangel in dem Reich entstehen; denn Frankreich muß ganz durch Handel reich werden.

Diß nöthigte den König nicht nur den Wucher bei Verlust der vorgestrekten Summe, und bei schwerer Geldstrafe zu verbieten, und den Parlementen zu befehlen,

fehlen, daß sie durch ihre Mitglieder in den Provinzen Untersuchungen über den Wucher anstellen lassen sollten, daß die mit Unterpfanden versicherte Kapitalien und Renten um den sechszehnten Theil gegeben werden sollten. Man hatte sie vorher um den zehnten, oder zwölften Theil ausgegeben, wie ich schon erzählt habe. Der Grund dieser hohen Zinsen war die Seltenheit des Gelds gewesen. Seit dem sich aber mit der Entdekung von Amerika das Geld vermehrt hatte, so war die Verringerung der Zinse billig. Seit diesen Zeiten lehnt man um den achtzehnten Theil aus, und künftig bekommt man es vielleicht um den zwanzigsten.

In der nehmlichen Absicht, um seine Unterthanen zu bereichern, ließ sich der König überall her Vorschläge zur Verbesserung des Handels, zur Erleichterung seiner Unterthanen, und zur Anbauung unfruchtbarer Felder machen. Er ließ, so viel es ihm möglich war, Flüsse schifbar machen, Brükken bauen, Chausseen schlagen, Heerstrassen anlegen, weil er wohl sahe, daß diß alles nothwendig seie, wenn Fuhrleute ohne grosse Beschwerlichkeit fortkommen sollten, und der Handel nicht unterbrochen werden sollte, woraus die nehmliche Unordnungen im Staats-Körper entstehen, die in dem menschlichen Körper aus Verstopfungen folgen, durch welche der freie Gang

des Geblüts, und der freie Gebrauch der Seelen-Kräfte gehemmt wird.

Bei seinen Reisen durch seine Länder gab er auf alles genau Achtung, unterrichtete sich von dem Nothwendigen und von den Unordnungen, und half ihnen bald mit der größten Sorgfalt ab. Unter seinem Schuz wurden in mehreren Gegenden des Reichs, Leinwand- Tuch- Spizen-Fabriken angelegt, und vielerlei Kleinigkeiten aus Metall verarbeitet.

Nach seinem Beispiel stellten die Bürger ihre Häuser, die im Krieg zerstört worden waren, wieder her. Die Edelleute hatten ihre Waffen weggelegt, trugen nun anstatt derselben Stäbe, bemüheten sich, ihr Vermögen zu sparen, und ihre Einkünfte zu vermehren. Das ganze Volk wurde thätiger, als vorhin, und man mußte sich wundern, wenn man sahe, wie sich diß Reich, das nur noch vor fünf oder sechs Jahren ein Aufenthalt der Schlangen und anderer giftigen Thiere zu seyn geschienen hatte, und mit Dieben, Mördern, Räubern, und allerlei schlechtem Gesindel angefüllt war, durch die Bemühungen dieses grossen Königs so verändert hatte, daß es nun einem Bienenkorb gliech, in welchem alles Honig und Wachs zu bearbeiten bemüht ist. Müssiggang war Schande und ein Verbrechen, weil er nach dem bekannten Sprichwort die Mutter aller Bosheiten ist. Ein Mensch, der sich mit nichts ernstlich zu beschäftigen

weiß, ist für sich unbrauchbar, und dem Staat gefährlich. Daher wurden Verordnungen zur Aufsuchung aller Müssiggänger, Landstreicher und Herrenloser Pursche gegeben, und wer als ein solcher bekannt wurde, mußte auf den Galeeren des Königs dienen, und also selbst wider seinen Willen arbeiten.

Keine glükliche Lage ist so gesichert, (1602. daß sie nicht leicht erschüttert werden könnte. So hätten eben in diesem Jahr zwo Sachen Frankreichs Glük umgestossen, wenn ihnen der König nicht noch zu rechter Zeit abgeholfen hätte.

Die Stände-Versammlung zu Rouen hatte im Jahr tausend fünfhundert und sechs und neunzig, um für den König zur Fortsezung des Kriegs, und zur Bezahlung seiner Schulden Geld aufzubringen, die Auflage eines Sols von jedem Pfund auf alle Waaren in den Städten verwilligt. Ein Reich, sagt Tacitus, der grösste Staatsmann unter allen Geschichtschreibern, kann ohne Soldaten, der Soldat ohne Bezahlung, die Bezahlung ohne Auflagen nicht bestehen. Auflagen sind also nothwendig, und es ist billig, daß jeder an den Ausgaben des Staats, von dem er ein Theil ist, etwas leidet, und diß für die Bequemlichkeit und den Schuz, den er genießt. Aber diese Auflagen müssen gemässigt, müssen dem Vermögen eines jeden angemessen seyn; es müssen alle

dazu beitragen, sie müssen leicht zu erheben seyn; die Kosten, mit denen sie erhoben werden, müssen nicht die zu erhebende Summe übersteigen; sie müssen von Dingen erhoben werden, deren erhöheter Preiß keinen Haß gegen den Fürsten erregt, z. B. von Waaren, die der Arme nicht zu seiner Nahrung braucht; sie müssen aus dem Blut nicht aus dem Mark gezogen werden. So war aber die Auflage eines Sols auf ein Pfund nicht beschaffen. Sie war sehr beschwerlich. Denn nun gab man auf die Kaufleute Achtung, man packte ihre Güter aus, und untersuchte jeden, der etwas trug, und so wurde die Freiheit zu sehr eingeschränkt. Ueberdiß war auch die Auflage zu hoch. Denn, wenn eine Waare zehen oder zwölfmal verkauft wurde, so fand sichs, daß bei nahe eben so viele Abgaben davon bezahlt worden waren, als die Waare werth war. Die Unkosten bei Erhebung dieser Auflage waren sehr groß. Man mußte nehmlich so viele Einnehmer anstellen, daß man dafür hätte ein Heer Soldaten halten können. Und weil nun die Unter-Aufseher eben so reich werden wollten, als ihre Herren, so mißhandelten sie die Kaufleute so sehr, daß diese in Verzweiflung gerathen mußten. So gar in dem königlichen Rath gab es Leute, die von den Einnehmern besoldet wurden, und denn ihre Räubereien duldeten, und auf alle Klagen, die wegen ihren Mißhandlungen einliefen, keine Rükficht nahmen.

Das Volk hat die gefährliche Meinung, daß es sich selbst Recht schaffen dürfe, wenn seine Bitten nichts helfen. Diß ist beinahe der einige Grund aller Aufruhren; diß war auch der Grund, warum man endlich über diese neue Auflage an der Loire so aufgebracht wurde, daß man einige Einnehmer wegjagte, andere tödtete. Ganze Städte, selbst die Obrigkeiten derselben nicht ausgenommen, grieffen zu den Waffen. Die Pachter vergrösserten das Uebel durch ihre wüthende Drohungen: man werde, sagten sie, die rebellische Städte niederreissen, man werde Zitadellen errichten, um sie im Gehorsam zu erhalten; und ich glaube auch, daß diese liebe Herren diß recht sehr wünschten, nicht um das Ansehen des Königs zu unterstüzen, das sie täglich zu Boden traten, sondern bloß um sich zu rächen, und für sich Vortheile zu erhalten.

Da der König von diesen Unruhen Nachricht erhielt, so befürchtete er, sie möchten von den Leuten des Herzogs von Biron angerichtet worden seyn, und diß wollte er nun näher untersuchen. Er verließ daher einige Tage nach Ostern Fontainebleau, begab sich nach Blois, und von da nach Poiktiers. Er nahm hier die Klagen des Volks sehr gnädig an, und antwortete den Deputirten der Provinz Guyenne, er habe diese Auflagen nicht, wie sein Vorfahrer deswegen gemacht, um seine Minister und Günstlinge zu

bereichern, sondern um die nothwendige Staats-Ausgaben davon zu bezahlen. Wenn seine eigene Einkünfte hinreichend gewesen wären, so hätte er nie von seinen Unterthanen Beiträge verlangt, aber da er zuerst seine eigene Güter dazu verwendet habe *), so seie es nun billig, daß auch seine Unterthanen etwas beitragen. Er wünsche nichts mehr, als seine Unterthanen erleichtern zu können; es seie ihm bekannt, daß keiner seiner Vorfahrer so sehr zu Gott gefleht habe, er möchte die Jahre seiner Regierung beglüken, wie er. Das Geschrei, daß er Zitadellen in den Städten anlegen wolle, rühre von Läguern und Aufrührern her: seine sicherste Festungen seien die Herzen seiner Unterthanen.

Durch diese gütige Vorstellungen wurden die Unruhen so ganz gestillt, daß niemand bestraft werden durfte als die Konsuls zu Limoges, die abgesezt wurden: und die Pankarte, so nannte man damals die Auflage eines Sols auf ein Pfund, wurde wieder eingeführt. Diß geschahe bloß um die Ehre des königlichen Ansehens zu retten: denn da dieser gerechte und beste Fürst unter allen, die je regierten, die tausend Beschwerden, die dadurch veranlaßt wurden, sahe, so hob er sie ganz auf.

Die zwote jener Begebenheiten, die dem König viele Unruhe machten, und ganz Frankreich ins Un-

*) Er verkaufte die von seinem Vater ererbte Güter.

glük stürzen konnte, wenn ihr nicht schleunig abgeholfen wurde, war die Verschwörung des Marschalls von Biron. Man erinnere sich, daß sich Laffin zum vorzüglichsten Zwischen-Händler zwischen diesem Marschall und dem Herzog von Savoyen hatte gebrauchen lassen. Er hatte alle ihre Briefe hin und her getragen, und war mit dem Herzog und mit dem Grafen von Fuentes zusammen gekommen, denn ihm war die ganze Unternehmung bekannt. Da er sahe, daß er dem Herzog von Savoyen nicht sehr trauen dürfte, da auch Biron zu wanken schien, so entschloß er sich, die Sache dem König zu entdeken. Vielleicht mag er auch befürchtet haben, die Sache möchte sich zu lange verziehen, und denn einen unerwarteten Ausgang bekommen, oder er mag etwa gedacht haben, er könne sich auf diese Art ein grosses Verdienst bei dem König machen, der sehr ungnädig auf ihn war.

Er gebrauchte seinen Neffen Vidame von Chartres wieder, um die Gnade des Königs, und Verzeihung wegen dem Vorgefallenen zu erhalten, und versprach die Mit-Verschworne zu entdeken, und Beweise zu geben. Er hatte zwar mehrere Briefe zurükbehalten, die er wohl verwahrt hatte, allein ihr Innhalt war zu wenig deutlich, als daß sie hätten zu überführenden Beweisen gebraucht werden können. Um die nöthige Beweise herbeizuschaffen, verfuhr er so.

Biron hatte eigenhändig einige schriftliche Aufsäze

gemacht, in welchen die Artikel der Verschwörung enthalten waren. Laffin stellte ihm vor, es seie unklug, diese aufzubewahren, und den Verschwornen zu übergeben, weil man seine Handschrift kenne: es wäre viel sicherer eine Abschrift davon zu nehmen, und das Original zu verbrennen. Biron fand diß gegründet, und gab ihm also diese Aufsäze zur Abschrift. Er schrieb sie auch wirklich ab, während sich Biron zu Bette gelegt hatte, übergab ihm die Abschrift, gab sich das Ansehen, als ob er die Urschrift zerriesse, und ins Feuer wärfe; warf aber seinem voraus entworfenen Plan gemäß andere Papiere ins Feuer, und behielt diese. Biron hätte freilich Papiere von solcher Wichtigkeit selbst verbrennen sollen; es geschahe durch Gottes Zulassung, daß er es nicht that, und diese Nachlässigkeit kostete ihm denn das Leben, wie wir nun bald sehen werden.

Laffin sezte seine Betrügereien noch weiter fort, und machte immer neue Versuche, noch mehrere geheime Papiere zu bekommen, gieng verkleidet nach Milano, und kam mit Fuentes zusammen: allein der Spanier war zu klug, als daß er nicht hätte Betrug ahnden sollen, und war deswegen zurükhaltend. Man sagte, Laffin habe bemerkt, daß man Mißtrauen in ihn seze, habe befürchtet, man möchte ihm das Leben nehmen, und seie daher auf unbekannten Wegen nach Haus gegangen. Der Herzog von Savoyen

erhielt durch Fuentes von diesem Vorfall Nachricht, behielt deswegen Laffins Sekretair Renazé gefangen bei sich, aus Furcht, er möchte sich zum Zeugen wider Biron gebrauchen lassen.

In ihren Zusammenkünften hatten sie ausgemacht, sie wollen Frankreich theilen: der Herzog von Savoyen sollte Provence und Dauphiné erhalten; Biron sollte sich mit der dritten Tochter des Herzogs verheirathen, fünfhunderttausend Kronen Heirathgut nebst Bourgogne und Bresse bekommen: einige andere Herren sollten zu Pairs erhoben, und mit einigen Provinzen belehnt werden, alle diese kleine Herren sollten Vasallen von dem König in Spanien seyn; dafür solle er eine grosse Armee in Frankreich einrüken lassen, und das Volk überhaupt aufzuwiegeln suchen: diß seie um so leichter zu erhalten, da das Volk wegen der Pankarte schon voraus gereizt seie.

Alle diese Anschläge sollen die Verschworne während dem Krieg in Savoyen entworfen haben: der Marschall von Biron, unwillig darüber, daß ihm der König die Zitadelle zu Bourg nicht anvertraut habe, solle denselben sogleich Gehör gegeben, und sich in diese abscheuliche Verrätherei bereitwillig eingelassen haben. Doch schiene er es zu bereuen; denn er bekannte es dem König auf einem Spaziergang in dem Barfüsser-Kloster zu Lion, und bat ihn um Verzeihung dieses Verbrechens: aber er war so nachläs-

sig, daß er sich hierüber keine schriftliche Versicherung von dem König geben ließ, wie es ihm der Herzog von Espernon, der bei weitem klüger und vorsichtiger war, gerathen hatte.

Bald nachher bereuete er sein Geständniß wieder, fiel in seinen vorigen Fehler, und wechselte mit den auswärtigen Verschwornen beständig Briefe. Er sprach mit sehr weniger Achtung von dem König, suchte die rühmlichste Thaten desselben zu verkleinern, erhob die seinige, prahlte, er seie es, der dem König die Krone aufgesezt, und Frankreich gerettet habe. Alle seine Reden waren Prahlereien und Drohungen.

Man unterließ nicht, diß alles dem König zu hinterbringen; man sagte ihm, mit welcher Geringschäzung Biron von den größten Thaten des Königs spreche; wie er die Weisheit des spanischen Staats-Rathes, die Freigebigkeit dieses Königs, in Belohnung derjenigen, die ihm gut gedient haben, und den Eifer desselben in Vertheidigung der wahren Religion rühme. Der König aber antwortete diesen Leuten freimüthig und klug; er kenne Birons Herz, er seie ihm getreu und liebe ihn. Freilich wisse er seine Reden nicht abzumessen; aber er verzeihe ihm seine Reden, in Rüksicht auf seine rühmliche Thaten.

Zwo Sachen stürzten endlich Biron vollends, und nöthigten den König, über Birons niederträchtiges Unternehmen genaue Untersuchungen anzustellen. Die

erste war, daß er mit seinen zahlreichen Freunden, und mit der Liebe, die er unter den Soldaten habe, so prahlte, als wenn diese ganz von ihm abhiengen, und alles ausführen würden, was er von ihnen verlangte. Die zwote war, daß er eine genaue Freundschaft mit dem Grafen von Auvergne, einem Halbbruder des Fräuleins von Entragues, das sonst unter dem Namen Marquisin von Verneuil bekannt ist, unterhielt. Denn durch das erstere erregte er Eifersucht bei dem König, dem er sich furchtbar machen wollte, und durch das andere machte er sich bei der Königin verhaßt, weil sie sich vielleicht nicht ohne Grund vorstellte, er werde durch seinen Anhang im Reich die Ansprüche dieser Rivalin und ihrer Kinder zu ihrem Nachtheil geltend machen.

Weil nun der König diese Sache genau untersuchen wollte, so befahl er, ungefehr einen Monat, ehe er nach Poitu reiste, Laffin sollte nach Fontainebleau kommen. Er besprach sich mit diesem Anfangs ganz ingeheim, endlich aber öffentlich, und erhielt von ihm eine Menge hieher gehörige Papiere, unter anderem, jenen von Biron selbst geschriebenen Aufsaz, von dem ich vorhin sprach. Die Entdekungen, die Laffin dem König machte, sezten ihn in nicht geringe Verlegenheit: man bemerkte, daß er auf seiner Reise nach Poitieres einigemal sehr tiefsinnig war: und nach seinem Beispiel war auch der Hof in die größte Be-

stürzung gerathen, ohne daß jemand die Ursache davon erdenken konnte.

Nach seiner Zurükkunft von Poitieres nach Fontainebleau, befahl er dem Herzog von Biron, er sollte zu ihm kommen. Biron war Anfangs unschlüssig, was er thun solle, entschuldigte sich aber endlich mit einigen schlechten Gründen. Der König drang darauf, er solle erscheinen, schikte den Herrn von Esknres, und nachher den Präsidenten Janin an ihn ab. Lezterem befahl der König, er solle Biron sein königliches Wort darauf geben, daß ihm nichts Unangenehmes wiederfahren solle. Diß Leztere geschahe natürlich unter der Voraussezung, wenn er sich dieser Gnade würdig machen, und sein Verbrechen nicht durch Stolz und Beharrlichkeit in demselben erschweren würde.

Biron wußte wohl, daß Laffin an den Hof gekommen war, aber er traute diesem Menschen mehr als sich selbst. Ueberdiß versicherte ihn der Baron von Lux, Birons vertrautester Freund, der eben damals am Hofe gewesen war, Laffin habe nichts ausgesagt, was ihm schaden könnte. Lux glaubte diß selbst: denn der König hatte ihm nach einer Zusammenkunft mit Laffin mit heiterer Mine gesagt: ich bin froh, daß ich diesen Mann gesprochen habe, er hat mir vieles Mißtrauen, und vielen Argwohn benommen.

Andere Freunde Birons schrieben ihm, er solle doch nicht so thöricht seyn, nach Hofe zu kommen, um sich dort den Kopf abschlagen zu lassen; er könne sich besser durch einen Sachwalter, als in Person rechtfertigen. Aber unbekümmert um diesen Rath, unbekümmert um die Vorwürfe seines Gewissens, nahm er, nach einigem Nachdenken über sene Lage, die Post, und reiste nach Fontainebleau, da der König diß gar nicht mehr vermuthete, und schon damit umgieng, ihn abholen zu lassen.

Die Geschichtschreiber dieser Zeit erzählen genau alle Umstände der Gefangennehmung, des Prozesses und des Todes des Marschalls. Ich begnüge mich den Gang der Sache im Grossen zu zeichnen.

Man kann die Frechheit und Verblendung dieses Unglüklichen auf der einen Seite, und auf der andern die Gnade des Königs, mit der er Birons Herz zu gewinnen suchte, nicht genug bewundern. Bekenntniß des Verbrechens ist das beste Zeichen der Reue. Der König besprach sich allein mit ihm, beschwur ihn, er möchte ihm die Verbindungen, in denen er stehe, seine Unterhandlungen mit dem Herzog von Savoyen entdeken, und gab ihm sein Ehrenwort, er wolle alles Vorgefallene ewig vergessen; er wisse, sagte er ihm, alle kleine Umstände bereits, nur wolle er sie auch von ihm hören; und schwur ihm, wenn auch sein Verbrechen das gröste wäre, so wolle er ihn doch be-

gnädigen, wenn er es ihm nur eingestehe. Aber anstatt das Verbrechen zu bekennen, und sich bei seinem beleidigten König bescheiden zu entschuldigen, antwortete Biron mit der größten Frechheit, er seie unschuldig, er seie nicht gekommen, um sich zu rechtfertigen, sondern um seine Verläumder kennen zu lernen, er verlange Genugthuung, sonst müsse er sie sich selbst nehmen. Dieser stolzen Antwort ungeachtet, die das Verbrechen des Marschalls nur noch vergrösserte, ließ ihm der König doch sehr gnädig antworten, er solle sich eines Bessern besinnen, und er hoffe es auch allerdings, daß er vernünftiger handlen werde.

Noch am nehmlichen Tag nach dem Abend-Essen ermahnte ihn der Graf von Soissons auf Befehl des Königs, er solle die Wahrheit bekennen, und schloß seine Vorstellung mit dem Ausspruch jenes Weisen: Herr! bedenken Sie, daß der Zorn des Königs ein Bote des Todes ist. Aber Biron antwortete diesem mit noch grösserem Troz als dem König.

Den andern Morgen frühe gieng der König mit ihm spazieren, und bat ihn nun zum zweitenmal, er möchte ihm doch seine Verschwörung entdeken; konnte aber wieder nichts von ihm erhalten, als Versicherungen seiner Unschuld, und Drohungen gegen seine Ankläger.

Jezt durchkreuzten sich die entgegengesezteste Ge-

danken in der Seele des Königs; er wußte gar nicht, wie er sich benehmen sollte. Seine Liebe, die er für Biron hatte, und die grosse Dienste, die ihm der Marschall geleistet hatte, verhinderten ihn auf der einen Seite, denselben seinen gerechten Zorn fühlen zu lassen; und auf der andern Seite heischten das schwere Verbrechen, der Troz und die Unbeugsamkeit dieses Mannes strenge Gerechtigkeit, und foderten ihn auf, diesen Unwürdigen zu bestrafen. Hiebei durfte er auch nicht vergessen, daß der Gefahr, in welcher der Staat und seine Person sich befanden, schwerlich anders abzuhelfen seie, als wenn man das Haupt einer Verschwörung, der man nicht auf den Grund kommen konnte, hinwegschafte.

In dieser Verlegenheit begab sich der König in sein Kabinet, warf sich auf seine Kniee, und bat Gott von ganzem Herzen, er möchte ihm doch einen guten Entschluß eingeben. Diß war seine Gewohnheit bei jedem wichtigen Fall, Gott war sein bester Rathgeber, seine getreuste Hilfe. Nach seinem Gebet, diß sagte er nachher selbst, fand er sich frei von der Unruhe, die ihn gefoltert hatte, und entschloß sich, Biron am Leben zu bestrafen, wenn anders seine Räthe die schriftliche Beweise so überzeugend finden sollten, daß er ein Urtheil über ihn fällen könnte. Er wählte hierzu folgende vier Männer, Bellievre, Villeroy, Rosny, und Sillery, übergab ihnen die Beweise, und diese

gestanden einmüthig, daß sie allerdings mehr als hinreichend seien, Biron zum Tod zu verurtheilen.

Er machte nun noch einen dritten Versuch auf das stolze Herz des Marschalls: er stellte demselben alles vor, bat, beschwur ihn, versicherte ihn seiner Gnade, wenn er ihm nur sein Verbrechen eingestehen wollte; allein der Marschall antwortete immer wieder, wie vorher, und versicherte, wenn er seine Verläumder kennen lerne, so wolle er sie ermorden.

Aber nun war auch der König der Prahlereien, und des Eigensinns dieses Herzogs müde, und verließ ihn mit den Worten: ich will mir das Geständniß der Wahrheit durch andere Mittel verschaffen. Leben Sie wohl, Baron von Biron. Dieses Wort war das Zeichen von dem Ungewitter, das über ihn ausbrechen sollte; der König entsezte ihn damit der hohen Würde, mit welcher er ihn beehrt hatte, und zeigte, daß er ihn viel tiefer stürzen könne, als er ihn erhoben habe.

Da Biron eben das Zimmer der Königin, in welchem er gespielt hatte, verließ, so foderte ihm Vitry, Hauptmann der Leib-Wache den Degen ab, und nahm ihn gefangen. Praslin, ebenfalls Hauptmann der Leib-Wache versicherte sich des Grafen von Auvergne. Man brachte sie am folgenden Tag zu Schiffe, und führte sie auf der Seine unter einer starken Bedekung in die Bastille.

Biron hatte wirklich viele Freunde, aber weil er des Hochverraths beschuldiget wurde, so wollten sie sich seiner nicht annehmen. Seine Verwandte am Hofe warfen sich dem König zu Füssen, nicht um Genugthuung, sondern um Gnade von ihm zu erflehen. Herr von Force, nachher Marschall von Frankreich, führte in aller Namen das Wort. Hätte sich Biron von Anfang so gedemüthiget, wie jezt seine Verwandte, so wäre er ohne Zweifel von dem Könige begnadiget worden; aber nun war es zu spät, Gnade hatte jezt nimmer Statt, man mußte nun der Gerechtigkeit freien Lauf lassen.

Der König befahl seinem Parlement, dem Marschall den Prozeß zu machen, und ernannte eine besondere Kommission, die aus dem ersten Präsidenten, dem Präsidenten Potier Plan-Mesnil, und zween Räthen bestand, welche den Prozeß nach den Foderungen des General-Prokurators einleiten sollten.

Die Beweise gegen Biron waren stark, und seine Vertheidigung sehr schlecht. Es zeigte sich, daß er in einer Sache, die sein Leben betraf, weniger Verstand, als Muth hatte. Er bekannte sich sogleich zu seiner Handschrift, da er doch seine Richter lange damit hätte aufhalten können, wenn er verlangt hätte, sie sollen ihm beweisen, daß diß seine Handschrift seie.

Dieser Aufsaz war um die Zeit des Savoyischen Kriegs geschrieben worden; er berief sich deswegen darauf, daß ihm der König zu Lion wegen allen seinen Vergehungen Verzeihung zugesichert habe. Der König schikte eine mit dem grossen Siegel versehene Schrift an das Parlement, durch die jene Begnadigung wieder zurükgenommen wurde. Allein man nahm überhaupt auf die ganze Begnadigung wenig Rüksicht. Denn einmal war sie ihm nur mündlich zugesichert worden; und denn hat das Parlement den Grundsaz, daß auch der König gewisse Verbrechen nicht begnadigen könne, nehmlich diejenige, die sich der Gotteslästerungen, des Hochverraths, oder eines Verbrechens schuldig gemacht haben, das allzugrosses Aergerniß anrichtet, oder dem Staat zu grossem Nachtheil gereicht. Als man zum Zeugenverhör kam, und unter anderen dem Marschall seinen Mitverschwornen Laffin vorstellte, so wendete er nicht nur nichts gegen ihn ein, sondern nannte ihn auch einen rechtschaffenen biedern Edelmann, da er doch hätte tausend Einwendungen gegen ihn machen können, so daß sein Zeugniß ungültig gewesen wäre. Da man ihm aber das Zeugniß dieses Mannes vorgelesen hatte, so machte er ihm nun die schröklichste Vorwürfe, nannte ihn einen Schurken, Schwarzkünstler und niederträchtigen Mann; allein nun war es zu spät; die Vorwürfe waren ungültig.

Er glaubte, Renazé size noch in Piemont gefangen, allein er hatte sich einige Tage vorher loß gemacht, und wider alles Vermuthen ward er nun dem Marschall vorgestellt. Er blieb stumm vor Erstaunen, machte auch gegen diesen keine Einwendung, und hörte seine Aussage, die mit Laffins übereinkam, an. Diese beide Männer bezeugten ausser dem, was ich schon erzählt habe, daß Biron sich mit dem Gouverneur des Forts St. Katharine verbunden habe, sie wollen den König, wenn er diesen Plaz untersuche, ermorden: Biron sollte den König bei dieser Untersuchung begleiten, sich auf eine gewisse Art kleiden, damit man ihn erkenne. Sie sagten ferner aus, er habe noch einen Anschlag auf den König gehabt; habe sich nehmlich vorgenommen, ihn, wenn er auf der Jagd, oder sonst einmal von wenigen Leuten begleitet wäre, wegzunehmen, und nach Spanien zu bringen.

So weit war der Prozeß in der Bastille von den vier Kommissarien geführt worden: nun wurde Biron wieder auf der Seine, deren Ufer die königliche Leibwache besezt hatte, aus der Bastille weggebracht, und in das Palais geführt. Hier ließ man Biron auf einen kleinen Stuhl sizen, alle Kammern hatten sich hier versammlet, die Pairs allein waren nicht erschienen, wie wohl auch sie berufen worden waren, und

nun wurde der Marschall verhört. Hierauf brachte man ihn wieder in die Bastille zurük.

Den andern Tag, es war der lezte Julius, sammelte man die Stimmen, und unter den hundert und fünfzig Richtern war nicht ein einiger, der nicht auf den Tod des Marschalls gestimmt hätte. Man fällete also das Urtheil, er seie wegen seiner Verschwörung gegen den König, wegen seinen Unternehmungen gegen seinen Staat, seinen Verräthereien und Unterhandlungen mit den Feinden des Staats, da er Marschall bei dem Heer des Königs gewesen seie, des Hochverraths schuldig. Zur Strafe für diese Verbrechen seie er aller seiner Ehrenstellen und Würden entsezt, und verurtheilt, auf dem öffentlichen Richtplaz enthauptet zu werden: seine Güter, bewegliche und unbewegliche, solle der König einziehen; sein Gut, Biron, solle nie wieder eine Pairie seyn; diß Gut, und alle seine übrige Einkünfte sollen zu den Krongütern geschlagen werden.

Unter dem Vorwand, den Anverwandten des Marschalls eine Gnade zu erweisen, eigentlich aber aus Furcht vor einem Aufruhr, weil Biron bei den Soldaten sehr beliebt war, und viele Freunde hatte, verordnete der König, daß Biron nicht öffentlich, sondern in der Bastille enthauptet werden sollte. Der Kanzler begab sich mit dem ersten Präsidenten in die Bastille, ließ Biron in die Kapelle bringen, und

machte ihm morgens um zehen Uhr sein Urtheil bekannt. Er hörte diß mit dem einen Knie auf der Erde ziemlich gleichgültig an. Nur als man an die Worte: Verschwörung gegen die Person des Königs kam, fuhr er auf, und schriee, diß ist nichts, es ist falsch, man streiche es aus. Der Gewohnheit gemäß foderte ihm nun der Kanzler das Ordensband, die Herzogskrone und den Marschallsstab ab. Die beide leztere Stüke hatte Biron nicht bei sich, nur das erstere zog er aus einer Tasche hervor, und übergab es.

Es würde unnöthig seyn, alle seine Reden, Vorwürfe, Beschwerden, Klagen, Verwünschungen und hundert Thorheiten von ihm (ich darf sie wohl so nennen) weitläuftig zu erzählen.

Gegen fünf Uhr führte man ihn auf das Blut-Gerüst, wo er enthauptet wurde: Man merkt an, sein Haupt seie dreimal in die Höhe gesprungen, — eine Wirkung seines ungestümmen Geistes, — und aus seinem Haupt seie mehr Blut gedrungen, als aus seinem Körper. Er wurde in die Kirche St. Paul gebracht, und hier ohne weitere Umstände in Gegenwart einer unglaublichen Menge Volks beerdiget. Alle beweinten ihn, und beklagten es, daß ein so tapferer Soldat, wegen seinem ungeheuren Stolz so unglüklich habe sterben müssen.

Es wird nicht unschiklich seyn, hier zu bemerken, daß dieser Marschall ganz ungelehrt, aber ein grosser

Freund von den Vorhersagungen der Astrologen, Wahrsager, Gromantisten, und anderer Betrüger war. So solle er eben deswegen Laffin günstig worden seyn, weil ihn dieser beredete, er spreche mit dem Teufel; weil er ihn versicherte, er werde König werden. Schon als ein junger Mensch gieng er, wie man sagt, zu einem Wahrsager, der ihm sagte, er werde ein grosser Herr werden, aber seinen Kopf verlieren. Hierüber entrüstete er sich so sehr, daß er diesen Kerl tüchtig durchprügelte. Ein anderer sagte ihm, er werde ein König werden, wenn ihn nicht ein Schwerdtstreich von hinten daran verhindere; noch ein anderer weissagte ihm, er werde durch das Schwerdt eines Einwohners der Provinz Bourgogne sterben: und es traf sich auch, daß der Scharfrichter, der ihn enthauptete, in Bourgogne gebohren war.

Man erzählt viele solche Geschichten, aber freilich werden solche Weissagungen gewöhnlich erst nach geschehener Sache ausgesprochen. Wenn sie, ehe sie erfüllt sind, ausgesprochen wurden, so muß der Erfolg denselben nur zufällig entsprochen haben; wahre Vorhersagungen sind sie nicht, sondern die Wahrsager schwäzen so vielerlei, daß nothwendig auch etwas eintreffen muß. Eben deswegen ist es sehr vernünftig, wenn man auf solches Geschwäz gar nicht achtet. Denn davon nicht zu sagen, daß es unvernünftig ist, so beleidigt man Gott, wenn man diesen Possen glaubt,

und läßt sich betrügen. Diese Betrüger selbst glauben nie etwas von der Art, sondern sie bethören bloß einfältige Leute mit ihrem Geschwäz.

Laffin und Renazé wurden begnadigt. Der Sekretair des Marschalls von Biron, Hebert, bekannte weder bei dem gütlichen Verhör, noch bei der peinlichen Frage etwas; dem ungeachtet wurde er zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt. Der König befahl aber bald hernach, daß man ihn loslassen solle: allein das Gefühl seines erlittenen Unrechts war grösser, als sein Dank für diese Gnade; er gieng nach Spanien, und beschloß daselbst seine Tage.

Der Baron von Lux, Birons Vertrauter, kam auf das Ehren-Wort des Königs nach Hofe. Er sagte dem König alles, was er wußte, vielleicht sogar noch mehr, und erhielt dafür Begnadigung ganz so, wie er es gewünscht hatte, wurde in seinen Aemtern bestättiget, und bekam noch die Aufsicht über das Schloß zu Dion und die Stadt Beaune. Das Gouvernement Bourgogne behielt der König dem Daufin vor, und vergab die Lieutenants-Stelle an Bellegarde, der nachher Gouverneur en Chef wurde.

Montbarot, Herr von Breton wurde in die Bastille geschikt, weil auch er wegen einigem Antheil an Birons Verbrechen angeklagt worden war. Allein

man fand ihn unschuldig, und entließ ihn deswegen bald wieder.

Der Freiherr von Fontanelles, ein Edelmann aus einem sehr guten Hause, hatte kein gleiches Schikſal. Denn auch er hatte an der Verschwörung Antheil genommen, und noch ausserdem mit den Spaniern unterhandelt, daß er ihnen eine kleine Insel auf der Seite von Bretagne in die Hände liefern wolle; er wurde deswegen von dem königlichen Rath verurtheilt, auf dem öffentlichen Gericht-Plaz gerädert zu werden. In Rükſicht auf sein berühmtes Haus gab der König seinen Anverwandten so weit nach, daß sein Name in dem Urtheil nicht genannt werden durfte: aber die Geſchichte hat ihn aufbehalten.

Der Herzog von Bouillon war ebenfalls in Birons Sache verwikkelt. Er hielt es daher für das Beſte, ſich in ſeine Vikomté von Turenne zu begeben. Weil aber der König erfuhr, daß er immer noch mit ſolchen Entwürfen umgehe, ſo befahl er ihm zu erſcheinen, und ſich zu verantworten. Anſtatt zu erſcheinen, ſchrieb er dem König einen ſehr gut ausgedachten Brief; er kenne, ſagte er, die Bosheit, und die Künſte ſeiner Feinde, und bitte deswegen den König, ihn nicht an den Hof zu nöthigen. Um ſeiner Majeſtät, ganz Frankreich, und ſeiner eigenen Ehre Genugthuung verſchaffen zu können, müſſe er bitten, ſeinen Prozeß bei dem Gericht zu Kaſtres anhängig

zu machen. Diß könne er vermöge der Freiheit, die der König allen denjenigen verwilliget habe, welche nach hugenottischen Grundsäzen leben, verlangen, er möchte also seine Ankläger dahin schiken. Er begab sich sogleich nach Kastres, stellte sich dem dortigen Gericht vor, und ließ es sich schriftlich bezeugen, daß er erschienen seie. Der König war über diese Antwort sehr unzufrieden, und mißbilligte es sehr, daß das Gericht zu Kastres dem Herzog einen Schein ausgestellt hatte; er benachrichtigte den Herzog, daß es gar nicht seine Absicht seie, ihn vor Gericht zu fodern, er möchte nur so bald als möglich bei ihm erscheinen.

So bald er von seinen Freunden am Hofe von diesem Entschluß des Königs benachrichtiget wurde; so bald er erfuhr, daß der König den Präsidenten von Kommartin abgeschikt habe, um ihm seinen Willen zu erklären, so verließ er Kastres, gieng nach Orange, und durch Genf nach Heidelberg zu dem Pfalz-Grafen. Ein weiser Staatsmann, wie er, mußte es einsehen, daß man sich mit seinem König nicht in Unterhandlungen einlassen; daß man sich ihm nicht nähern kann, so lange er erzürnt ist. Diese Sache währte einige Jahre, wir wollen am gehörigen Ort sehen, wie sie sich endigte.

Die Gnade, die der König für Rosny hatte, war der Vorwand von der ganzen Unzufriedenheit, und

von allen Verschwörungen der Grossen um diese Zeit. Der König hatte ihm wirklich vier oder fünf vorzügliche Stellen anvertraut, weil er glaubte, er könne ihm seine Verdienste um ihn nicht hinreichend belohnen. Und hierüber verdient dieser Fürst Lob; denn es ist wahr, daß ein guter Herr seinen guten Diener nie genug belohnen kann. Wenn sich die Unruhige, und Unzufriedene darüber beklagten, daß der König diesem Minister so wichtige Aemter anvertraue, so konnten sie sich wenigstens darüber nicht beschweren, daß er ihm zu viele Macht, und daß er sie ihm allein einräume. Denn diß ist gewiß, daß es Rosny nicht verstattet war, irgend einem Menschen eine Gnade für sich zu erweisen. Er mußte sich immer unmittelbar an den König wenden; der König wollte immer selbst Beweise seiner Gnade geben, immer selbst diejenige belohnen, die es nach seinem Urtheil würdig waren, daß man nur ihm verbunden, nur von ihm abhängig wäre. Dieser grosse Fürst wußte wohl, daß der, der alles giebt, auch alles vermag; daß derjenige, welcher nichts giebt, bloß dasjenige ist, was ihn derjenige, der alles giebt, seyn lassen will. Er hatte zu viele Ehre, als daß er es hätte zugeben sollen, daß ein anderer diese edelste Beschäftigung eines Königs verrichtet hätte. So beliebt man auch bei ihm war, so herablassend er sich auch gegen einen bezeugte, so konnte man doch sicher seyn, daß man seine

Gnade verlieren werde, wenn man es an der gehörigen tiefen Ehrfurcht gegen ihn fehlen ließ; wenn man anders mit ihm redete, oder handelte, als man mit seinem Herrn und König reden und handlen muß; und diß war neben anderen ein Grund von Birons Fall, wie ich vorhin bemerkte. Und nun urtheile man selbst, ob ein Herr, dem es unerträglich war, wenn man ihn als seines gleichen betrachten wollte, sich von seinen Ministern werde haben beherrschen lassen? Man urtheile selbst, ob ein solcher Fürst zufrieden gewesen seyn würde, wenn seine Ministres eine Sache nach ihrem Belieben abgemacht, und sie dann ihm bloß zur Unterschrift vorgelegt hätten? Schwerlich! Bloß von seinem freien Willen sollte jeder Entschluß abhangen; er sollte überall die Wahl haben; er sollte allein die Macht haben, zu erheben und zu stürzen; ausser ihm sollte niemand über das Schikſal seiner Unterthanen entscheiden können. Zwar nahm er, wie es billig ist, auf die Empfehlungen seiner Grossen und seiner Ministres bei Austheilung seiner Wohlthaten und bei Ersezung der Aemter Rükſicht; aber immer so, daß man den, der sie gab, kannte; daß man fühlte, man habe alles bloß ihm zu verdanken. Folgendes Beispiel ist ein Beweis hievon.

Das Bisthum zu Poitieres war unbesezt; Rosny bat aufs dringendste, der König möchte bei dieser Gelegenheit einen gewissen Fenouillet, einen angesehenen

Gelehrten, und vorzüglichen Prediger bedenken. Dieser Bitten ungeachtet vergab der König die Stelle an den Abbé von Rochepozay, der theils selbst viele gute Eigenschaften hatte, theils von einem Vater abstamte, der dem König im Krieg durch seinen Degen eben so nüzlich worden war, als bei seinen Gesandtschaften durch seinen Verstand. Einige Zeit nachher gieng das Bisthum zu Montpellier auf; und nun entschloß sich der König selbst Fenouillet zu sich kommen zu lassen, und diese Stelle an ihn zu vergeben, nur fügte er die Bedingung hinzu, er sollte sich dafür keinem Menschen verbunden glauben, als bloß ihm. Man sieht hieraus, daß er auf Rosnys Empfehlungen manchmal Rükficht nahm, aber man sieht zugleich auch, daß er die Macht dieses allgemein beneideten Günstlings einschränkte. Ich nenne ihn Günstling, weil er zwar freilich die glänzendste Aemter hatte, wenn er sich schon deswegen über die andere Räthe nicht erheben durfte. So kamen Villeroy und Janin bei Unterhandlungen und auswärtigen Angelegenheiten; Bellievre und Sillery bei Justiz- und Polizei-Sachen, die das Innere des Königreichs betrafen, bei weitem mehr in Betrachtung, als Rosny. Man darf sich nicht vorstellen, daß diese Leute nur im geringsten von Rosny abhängig gewesen seien: es war nur ein einiges Haupt im Staat und diß war der König, dieser allein gab allen Leben und Bewegung.

Gegen das Ende dieses Jahrs suchte sich der Herzog von Savoyen zu rächen, und sich für seinen Schaden, den er wegen dem Marquisat Saluzes gehabt hatte, mit der Stadt Genf bezahlt zu machen; denn diese wollte er überrumpeln. Ein Herr von Albigny hatte hierzu gerathen, der Herzog gieng selbst über das Gebürge, und glaubte, die Unternehmung könne unmöglich fehlen. Albigny führte die dazu bestimmte zwei tausend Soldaten bis eine halbe Lieue von der Stadt; wollte aber nicht so anmaßlich seyn, sie in die Stadt zu bringen, sondern überließ diß andern. Anfangs gieng alles glüklich. Zweihundert Soldaten hatten auf Leitern die Stadt und den Wall erstiegen, und durchstriechen die ganze Stadt, ohne von jemand erkannt zu werden. Aber nun wurden die Bürger durch das Geschrei der Wache, die den Feind indessen bemerkt, und bereits angegriffen hatte, aufmerksam gemacht; und zum Unglük für die Savoyarden wurde ihr Petardier, der eben das Thor von innen aufsprengen wollte, um auch die übrige in die Stadt einzulassen, niedergemacht. Nun wurden sie von allen Seiten angefallen, die meisten suchten wieder ihre Leitern zu besteigen, allein diese waren von dem Geschüz zerschmettert: beinahe alle wurden getödtet, einige stürzten sich in den Graben und fielen todt. Dreiffig, meistens Edelleute, wurden gefangen, unter anderen Attignak, Adjutant Don Philippins, ei-

nes natürlichen Sohns des Herzogs von Savoyen. Sie ergaben sich auf die Versicherung, daß man sie als Kriegsgefangene behandlen wolle. Allein das wüthende Geschrei des Pöbels, man habe die Einwohner dieser Stadt niedermezeln, berauben, in ewige Sklaverei schleppen, und die ganze Stadt verbrennen wollen, nöthigte den Rath dieser kleinen Republik, sie zu einem schimpflichen Tod zu verurtheilen, und sie als Räuber aufhängen zu lassen. Ihre Köpfe wurden nachher auf die Galgen gesteckt, und ihre Körper in die Rösne geworfen.

Der Herzog von Savoyen äusserst bestürzt über diesen unglüklichen Ausgang, und besorgt wegen den Vorwürfen, die man ihm in der ganzen Christenheit darüber machen würde, daß er mitten im Frieden eine Stadt angegriffen habe, gieng in gröster Geschwindigkeit über die Gebürge zurük, ließ aber seine Soldaten bei Genf stehen, und suchte sich bei den Schweizern, unter deren Schuz diese Stadt eben so gut stand, als unter dem französischen, zu entschuldigen, daß er sie angegriffen habe. Er habe, sagte er, diesen Angrif nicht wegen der Verbindung, in welcher sie mit der Stadt stehen, gemacht, sondern er habe blos das verhindern wollen, daß sich Lesdiguieres derselben nicht bemächtigen, und sie unter französische Botmäsigkeit bringen könnte.

Die Herzoge von Savoyen hatten schon seit langer

Zeit behauptet, diese Stadt stehe unter ihrer Oberherrschaft, und die Bischöffe, die den Titel Grafen, und die Stadt seit einiger Zeit im Besiz hatten, seien deswegen Vasallen von ihnen. Diß liessen aber die Bischöffe nie gelten, sondern behaupteten immer, sie stehen unmittelbar unter dem deutschen Reich. Die Stadt hingegen behauptete, sie seie ganz frei in weltlichen Dingen; auch nicht einmal von den Bischöffen abhängig; (sie hatte diese im Jahr tausend funfhundert und drei und dreissig, da sie unglüklicher Weise die katholische Religion verließ, verjagt) noch viel weniger aber erkenne sie den Herzog von Savoyen für ihren Oberherrn, sie stehe ganz unter dem deutschen Reich, mit dessen Wappen auch ihre Thore geziert waren.

Alle Parthien hatten sehr scheinbare Urkunden zur Behauptung ihrer Rechte; aber Genf war nun schon seit sechzig Jahren im vollen Besiz seiner Freiheit, und hatte sich mit den Kantonen der Schweiz verbunden. Nun waren aber die Schweizer in dem Friedensschluß zu Vervin als Bundsgenossen des französischen Staats mit begriffen, und eben dadurch auch die Stadt Genf, was der König von Frankreich dem Herzog von Savoyen deutlich genug erklärt hatte. Dem ungeachtet wagte er den schon erzählten Anfall auf die Stadt, weil er hofte, wenn er sie in die Hände bekäme, so würden der König von Spanien und der Pabst sich seiner annehmen, und der König von Frankreich wür-

de wegen einer solchen Kleinigkeit den Frieden nicht brechen.

Die Genfer äusserst erbittert über das Verfahren des Herzogs rüsteten sich zum Krieg wider ihn, fielen in sein Land ein, und eroberten einige kleine Pläze. Sie glaubten, Frankreich und die Schweiz werden sie bei der Rache, die sie ausübten, unterstüzen, und alle deutsche Potentaten werden ihnen beistehen. Allein der König wünschte den Frieden zu erhalten, und wollte sich nicht gerne in einen Krieg mengen, in welchem Religion und Politik, die Ehre und das Interesse Frankreichs, das Vertheidigung der Bundsgenossen zur Pflicht machte, mit der Gunst des Pabsts in Streit kamen; denn natürlich mußte dieser gänzliche Ausrottung der Hugenotten wünschen. Er schikte daher den Herrn von Vik an die Stadt ab, ließ sie seines Schuzes versichern, sie aber zugleich auch darauf aufmerksam machen, wie nothwendig der Friede, wie verderblich der Krieg für sie seyn würde; jenen müsse sie erhalten, diesen fliehen. Sie begriefen leicht, daß ihre Macht zu Ausübung ihrer Rache zu gering seie, und daß sie ohne die Hülfe des Königs nichts ausrichten können; sie mußten also nachgeben, und mit dem Herzog von Savoyen in Unterhandlungen treten. Hier wurde es nun bestättiget, daß die Stadt in dem zu Vervin geschlossenen Frieden begriffen seie; und zugleich

gleich festgesezt, daß der Herzog nur in einer Entfernung von vier Meilen von der Stadt eine Festung anlegen dürfe.

Um die nehmliche Zeit empörte sich die Stadt Mez gegen den Gouverneur ihrer Zitadelle. Der Gouverneur hieß Sobole, und war von dem Herzog von Espernon als Lieutenant dahin geschikt worden; denn Heinrich III. hatte diesem Herzog die Oberaufsicht über diese Stadt anvertraut. Sobole machte sich aber in der Folge, ich weiß nicht, aus welchen Gründen, von dem Herzog loß, und ließ sich von dem König in seinem Amt bestättigen. Er hatte einen Bruder, der ihn in seinen Geschäften unterstützte.

Während dem lezten Krieg mit Spanien beschuldigten diese zween Brüder die vornehmste der Stadt, sie haben dieselbe den Spaniern übergeben wollen. Sie nahmen daher mehrere gefangen, liessen einige foltern, konnten aber auf keinen etwas erweisen. Alle Einwohner hielten daher diese Beschuldigung für eine Verläumdung, haßten jezt die beiden Brüder, und reichten viele Klagen wegen ihren Bedrükungen und Grausamkeiten ein. Der Herzog von Espernon, welcher ohne Zweifel die Bürger am Hofe unterstützte, wurde von dem König abgesandt, um diesen Klagen abzuhelfen. Die beiden Brüder, die den Herzog beleidiget hatten, waren mißtrauisch gegen ihn, ver-

wehrten ihm den Eingang in die Zitadelle, und lieſſen ihn nicht von der Garniſon empfangen. Hierdurch wurde der Herzog mit Grund immer mehr aufgebracht, und ermunterte die Einwohner, daß ſie die Zitadelle umringen ſollten. Dem König war es bekannt, welch ein groſſes Feuer öfters von einem kleinen Funken entſtehe; er begnügte ſich alſo nicht blos damit, Varenne dahin abzuſchiken, ſondern reiste ſelbſt nach Mez, da er ohnehin dieſe Grenzen ſchon lange gern bereist hätte. Sobole übergab dem König den Plaz, und dieſer ernannte Arguien, einen Obriſt-Lieutenant ſeiner Leibwache zum Gouverneur, gab ihm den Titel: Lieutenant des Königs, und ließ dieſe Stelle in der Abweſenheit des Herzogs von Eſpernon durch ihn verſehen, denn dem Herzog wollte er nie viel Macht einräumen.

1603.) Der König feierte das Paſſa-Feſt zu Mez. Bei ſeinem Aufenthalt daſelbſt ließ er ſich die Bittſchrift von den Jeſuiten, in welcher ſie um die Wiederherſtellung ihres Ordens in Frankreich anhielten, vortragen. Er verſprach ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, wenn er nach Paris zurükkommen würde; einſtweilen erlaubte er dem Pater Ignatius Armand, und dem Pater Koton, ſich nach Paris zu begeben, um dort dieſe Angelegenheit betreiben zu können. Sie benüzten dieſe Erlaubniß; der Pater Koton, ein äuſſerſt angenehmer und feiner Mann, ein

sehr beliebter Prediger, nahm den ganzen Hof und vorzüglich auch den König so sehr für sich ein, daß er die Wiederherstellung seines Ordens von dem König auswürkte, so sehr diß auch einige königliche Räthe mißriethen. Das Wiederherstellungs-Edikt wurde von dem Parlement einregistrirt, und die Säule, die man vor dem Palais errichtet hatte, auf dem Plaz, auf welchem Johann Chastels Haus gestanden war, wurde niedergerissen, weil auf derselben in gebundener und ungebundener Rede viel beissender Wiz gegen diese Väter geschrieben war. So war also die Verbannung dieser Väter rühmlich genug für sie vernichtet; der König behielt den Pater Koton als seinen Hof-Prediger, Beicht-Vater, und Gewissens-Rath bei sich. Aber diß geschahe erst im Jahr tausend sechshundert und vier.

Von den beiden vorhergehenden Jahren (1602. 1603.) muß ich noch einige merkwürdige Umstände nachholen: nehmlich 1) daß der König von Mez nach Nancy gieng, um seine Schwester, die Herzogin von Bar, zu besuchen. Diese starb im folgenden Jahr, ohne Kinder zu hinterlassen. 2) Daß er seine Verbindung mit den Schweizern erneurte, und einige Monate nachher auch mit den Graubündtern, so sehr diß auch der Graf von Fuentes, Gouverneur zu Milano, zu verhindern gesucht hatte. 3) Daß er bei sei-

ner Zurükkunft nach Paris von dem Tod der Königin in England, Elisabethen, einer der berühmtesten und muthigsten Fürstinin, die je regierten, Nachricht bekam. Sie war eine Dame, die ihren Staat mit gröſserer Klugheit, und mit mehr Ansehen beherrschte, als irgend ein König unter ihren Vorfahrern.

Sie war eine Tochter Königs Heinrich VIII und Annens von Boulen. Aus Liebe für diß Frauenzimmer hatte er sich von Katharinen von Arragonien, einer Muhme Kaisers Karls V, seiner ersten Gemahlin geschieden. Nur die katholische Religion fehlte noch zum Wohlstand dieses Reichs; diese ward aus England verbannt. Man hätte sie eben so wohl die Gütige, als die Grosse nennen können, wenn sie nicht ihre Niece, Marie Stuart, Königin von Schottland so unmenschlich behandelt hätte. Sie behielt diese unglükliche Prinzessin achtzehen Jahre lang gefangen, und lieſs sie endlich enthaupten, weil einige ihrer Diener und Räthe sich gegen das Leben der Königin von England verschworen hatten.

Der Sohn dieser Marie, Jakob VI. König in Schottland war der nächste Verwandte der Königin Elisabethe. Er war ein Enkel-Sohn Margarethens von England, einer Tochter Heinrichs VII. und also Schwester Heinrichs VIII. die sich an Jakob IV, König in Schottland verheirathet hatte. Dieser folgte Elisabethen, der Mörderin seiner Mutter in

der Regierung nach. Er wollte sich König von Groß-Britannien nennen, und unter diesem einigen Titel die zwo Kronen, England und Schottland begreiffen. Diese beide Länder sind Theile einer und eben derselben Insel, die schon von den Römern magna Britannia genannt wurde.

Die Verbindung mit einem so grossen König mußte demjenigen Staat, auf dessen Seite er sich neigte, das Uebergewicht geben; und es kam also darauf an, ob er sich mit Spanien oder mit Frankreich verbinden würde. Beide Könige schikten daher sehr prächtige Gesandtschaften an ihn ab, um ihm zu seiner Thron-Besteigung Glük zu wünschen; und beide suchten sich mit ihm zu verbinden. Heinrichs Gesandter war Rosny: er fand sehr günstiges Gehör, und die alte Verträge zwischen England und Frankreich wurden bestättiget. Nicht so glüklich war der spanische Gesandte; er fand die Engländer sehr zurükhaltend. Die Traktaten mußten in England geschlossen werden; die Spanier verwilligten England den Handel in allen ihren Staaten, selbst in Indien, räumten denselben Gewissensfreiheit in Spanien ein, daß also diese nicht mehr Gegenstände der Inquisition waren, und verwilligten ihnen, daß sie vor dem Venerabile, wenn es durch die Strassen getragen wurde nicht mehr niederfallen, sondern demselben nur ausweichen durften.

Frankreich genoß jezt einen tiefen Frieden, theils

von aussen, weil es seine Verbindungen mit der Schweiz und mit England erneurt hatte; theils von innen, weil man die Verschwörungen entdekt, und unterdrükt hatte. Der König genoß nun eine durch seine Bemühungen verdiente Ruhe, und die Beschwerlichkeiten, die er bisher gehabt hatte, erhöheten nun sein Vergnügen. Aber bei alle dem war er nichts weniger als unthätig, immer sahe man ihn beschäftigt, und er wandte nun eben so viele Sorgfalt auf die Erhaltung des Friedens, dieser göttlichen Tochter des Himmels, als er vorhin Muth und Eifer im Krieg gezeigt hatte.

Man hörte ihn oft sagen, wenn er das Haus Frankreich in Europa eben so emporbringen könnte, als wie sich die Ottomannische Pforte in Asien erhoben habe, wenn er in einem Augenblik alle benachbarte Staaten zu den Seinigen machen könnte, so wollte er sich doch nicht so weit erniedrigen, sein Wort, durch das er zur Erhaltung des Friedens verpflichtet war, zu brechen.

Seine meiste Unterhaltungen fand er in dieser Zeit in der Jagd und dem Bauen: er ließ in der nehmlichen Zeit zu St. Krair d'Orleans, St. Germain en Laye, am Louvre, und auf dem Place Royale arbeiten.

Auch der französische Adel wollte während dem Frieden nicht unthätig seyn: einige Adeliche vertrie-

ben sich die Zeit mit der Jagd, andere bei Damen; einige lasen Schriften aus den schönen Wissenschaften, und der Mathematik, andere reisten in fremde Länder, und noch andere nahmen Kriegsdienste bei dem Prinzen Moriz in Holland.

Die meiste aber hatten immer Lust sich zu schlagen, und suchten sich wegen ihrer Tapferkeit auch ausser dem Krieg zu Haus auszuzeichnen; sie waren sehr empfindlich, und wegen einem einigen Wort, oder wegen einer krummen Mine griefen sie zum Degen. So rieß die Wuth, sich zu schlagen unter dem französischen Adel ein, und diese Schlägereien waren so gewöhnlich, daß der Adel in Zweikämpfen mehr Blut vergoß, als nicht leicht ein Feind in Schlachten gethan haben würde.

Der König gab daher eine zwote, scharfe Verordnung gegen die Zweikämpfe, und untersagte sie bei Verlust der Güter und des Lebens. Anfangs wurden die rüstigste Kämpfer dardurch ein wenig abgeschrökt. Allein da der König so viele Verbrecher dieser Art begnadigte, (denn er war zu gütig, als daß er nicht Leuten, die ihm so treu gedient hatten, hätte Gnade wiederfahren lassen sollen) so verbreitete sich dieses Uebel wieder so sehr als vorhin.

Da er alles aufsuchte, um seinen Staat reich und blühend zu machen, so sagte man ihm, daß sich in verschiedenen Gegenden Frankreichs Gold- Silber-

Kupfer- und Blei-Minen finden, und er sahe wohl ein, daß man diese Metalle nicht mehr aus fremden Ländern zu holen nöthig hätte, wenn man diese Bergwerke bearbeitete: daß man selbst auch in dem Fall, wenn der Nuzen dieser Bearbeitung auch nur geringe wäre, doch das gewinnen würde, daß man einen Haufen Müssiggänger, und solche Verbrecher, die keine Todesstrafe verdient hatten, sondern etwa nur auf einige Jahre zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt waren, bei den Bergwerken unterbringen könnte. Er gab daher eine Verordnung, durch welche die alte Gesezе wegen den Beamten bei den Bergwerken erneuert wurden; und nun fieng man an, die Pyrenäen zu bearbeiten. Sicher hat man hier immer Gold und Silber gefunden, und man findet es auch noch jezt. Auch hatte es bei Fortsezung dieser Arbeit das Ansehen, als ob man beträchtliche Vortheile erhalten würde: allein entweder die Nachlässigkeit der Direktoren, oder die Ungedult der Franzosen, die eine Sache aufgeben, wenn sie nicht so gleich von statten geht, machte die Arbeiten stoken.

Man unternahm zu grosser Bequemlichkeit der Stadt Paris ein anderes Werk. Man suchte nehmlich die Loire mit der Seine durch den Kanal Briare zu vereinigen. Rosny ließ mit grossen Kosten an dieser Vereinigung arbeiten; er verwendete hundert tausend Kronen darauf: aber das Werk blieb endlich, ich

weiß nicht, warum? liegen. Man nahm es unter der Regierung Ludwigs XIII. wieder vor, und brachte es zu Stande.

Noch schlug man ein anderes Geschäfte vor, nehmlich das Weltmeer und das mittelländische Meer durch die Garonne, welche in das Weltmeer fällt, und durch die Aude, welche unter Narbonne in die mittelländische See fällt, durch Hülfe einiger Kanäle, die wegen den kleineren Gewässern zwischen diesen beiden grossen nothwendig waren, zu verbinden. Languedok erbot sich, einen Theil der Kosten zu bestreiten; allein es fanden sich Schwierigkeiten, wodurch die Sache verhindert wurde.

Die Schiffahrt wurde durch die gute Verordnungen, die der König zur Sicherheit der Seeküsten, und zur strengen Bestrafung der Seeräuber, die sich hie oder da antreffen lassen sollten, gab, wieder aufs neue blühend, und unsere Schiffe liefen nicht nur in die gewöhnliche Seehafen ein, sondern sie unternahmen auch Reisen in die neue Welt, wohin man seit Koligny kaum den Weg mehr finden konnte. Ein Edelmann aus Xaintes, Gas nannte er sich, unternahm auf Befehl des Königs eine Reise nach Kanada; und legte hier einen Handel mit Biberfellen an. Die Biber sind Amphibien, und sehen unsern Fisch-Ottern nicht ungleich.

Bei diesen vielerlei neuen Einrichtungen verlo-

nen auch noch die viele religieuse Gesellschaften, die zu Paris entstanden, bemerkt zu werden. So sahe man die Rekollets, einen Zweig des Franziskaner-Ordens von der neueren Regel, Kapuziner, Feuillantines, Karmeliter, (diese waren aus Spanien gekommen,) Barfüsser, (auch diese kamen aus Spanien,) Barmherzige Brüder, die man gewöhnlich unwissende Brüder nannte, und die aus Italien gekommen waren, aufstehen; und alle diese bauten sehr eilfertig ihre Klöster von den Almosen und Geschenken andächtiger Personen.

Dieser tiefe Friede, dessen sich der König freute, diese schöne Beschäftigungen, die seiner so würdig waren, wurden durch einige Unannehmlichkeiten, die den König beunruhigten, unterbrochen. Die schmerzhafteste und daurendste waren die, welche von seiner Gemahlin und seinen Damen herrührten.

Wir haben schon gesehen, wie ihn das Fräulein von Entragues zu fesseln wußte. Er hatte ihr das Landgut Verneuil bei Senlis überlassen, und es aus Liebe zu ihr zu einem Marquisat erhoben. Auch noch nach seiner Verheirathung hatte er immer die nehmliche Neigung für sie, nahm sie auf seine Reisen mit sich, und ließ sie zu Fontainebleau wohnen.

Diese ärgerliche Unordnungen erzürnten die Königin äusserst, und die Unverschämtheit der Marquisin machte sie beinahe rasen. Die Marquisin sprach im-

mer äusserst beleidigend und verächtlich von der Königin, und hatte so gar einmal die Frechheit zu sagen, wenn man sie gerecht behandlen wollte, so müßte sie an der Stelle dieser diken Wechslerin stehen.

Die Königin hingegen machte sie freilich mit vielem Grund öfters herunter, und erzählte ihre Klagen der ganzen Welt. Aber diß war nun freilich gerade nicht das Mittel, das Herz des Königs zu gewinnen. Sie hätte mehr ausgerichtet, wenn sie klug genug gewesen wäre, ihr Mißvergnügen zu verbergen, und durch einnehmendes Betragen das Herz, das ihr rechtmässig zugehörte zu erobern gesucht hätte. Der König wollte von seinen Damen geschmeichelt seyn; er liebte ein einnehmendes, gefälliges Betragen, und wollte durch Zärtlichkeit und Liebe gefesselt werden. Der beste Liebestrank ist Liebe selbst; dieses Mittels hätte sie sich gegen den König bedienen sollen, sie hätte ihr zänkisches, verächtliches und mürrisches Betragen gegen den König vermeiden müssen. Denn diß konnte zu weiter nichts helfen, als daß sie sich dem König mißfällig machte; als daß sie ihm die Schmeicheleien anderer Damen, die sich immer gefällig und einnehmend betrugen, desto schmakhafter machte. Anstatt diesen Weg einzuschlagen, war sie immer in einer gespannten Lage mit dem König; ärgerte ihn mit ihren ewigen Klagen und Vorwürfen, und wenn er hoffte, nach angestrengter Arbeit bei ihr

Erholung zu finden, so machte sie ihm die bitterste Vorwürfe.

Sie hatte eine florentinische Kammerfrau, eine Tochter ihrer Amme, Leonore Galligay, ein sehr häßliches, aber eben so sehr gebildetes Frauenzimmer. Diese hatte die Königin so für sich einzunehmen gewußt, daß sie sich ganz von ihr beherrschen ließ. Man erzählt, ich weiß nicht, ob es wahr ist, diese Frau habe befürchtet, die Königin möchte sie weniger lieben, wenn sie ganz gut mit ihrem Gemahl dem König stände; und habe deswegen nichts unversucht gelassen, um die Königin immer weiter von ihrem Gemahl zu entfernen, und sich so immer beliebter zu machen. Um bei dieser Unternehmung einen Gehülfen zu haben, verheirathete sie sich an einen florentinischen Bedienten der Königin, Konchini, einen Enkel-Sohn eines gewissen Baptist Konchini, eines Sekretairs bei Kosmus, Herzog von Florenz; und dieser ihr Ehegatte war nur wenig besser als sie.

Man glaubt allgemein, diese beide Personen haben mit vereinten Kräften darauf loß gearbeitet, die Königin, so lange ihr Gemahl lebte, immer mehr zu erbittern, und gegen den König einzunehmen; so daß bei diesem Ehepaar innerhalb sieben, oder acht Jahren auf Einen heiteren und ruhigen Tag zehen stürmische folgten. Freilich fehlte der König am meisten, denn er gab zu allen Klagen Veranlassung, da doch der

Mann (nach der Lehre des heiligen Paulus.) das Haupt der Frau, dieser ein gutes Beispiel geben, und mit ihr in der größten Einigkeit leben solle.

Ich will es ein für allemal anmerken, (1604. wie wohl man diese Betrachtung nicht oft genug anstellen kann, daß die Sünde Ursache der Unordnungen ist, und daß sie für ein geringes Vergnügen tausend Unannehmlichkeiten und Uebel schon in dieser Welt veranlaßt. Der König war eben erst fünfzig Jahre alt, und doch hatte er schon in diesem Jahr einige geringe Anfälle von dem Podagra, vielleicht die traurige Folgen seiner ausschweifenden Wollust, und seiner zu grossen Anstrengungen.

Die Marquisin, um nun wieder auf diese zu kommen, beleidigte einst die Königin mit ihren Reden so sehr, daß diese drohete, sie wolle ihr gewiß noch ihr niederträchtiges Handwerk niederlegen.

Die Marquisin stellte sich hierüber sehr niedergeschlagen und traurig, flohe die Gesellschaft des Königs, und ließ ihn bitten, er möchte sie entlassen, weil sie befürchten müsse, daß seine Liebe ihr und ihren Kindern höchst nachtheilig werden könnte. Sie hatte die Absicht, durch diß sprödе Betragen seine Begierde immer mehr zu entflammen. Da sie aber sahe, daß diß Mittel nicht die gehofte Wirkung hervorbringe, und daß der Unwille der Königin endlich einen solchen Grad erreicht habe, daß sie wirklich für sich

und die Ihrige grosse Unannehmlichkeiten zu befürchten habe, so ergrief sie andere Maasregeln.

Von Entragues, ihr Vater, mußte vorgeben, er befürchte die Rache der Königin, und deswegen den König um Erlandniß, das Reich zu verlassen, bitten. Der König ertheilte ihm diese weit leichter, als die Marquisin gehoft hatte, wodurch diese Familie so beleidiget wurde, daß der Vater unserer Marquisin, und ihr Halbbruder, der Graf von Auvergne sich mit dem spanischen Gesandten in Unterhandlungen einliessen, ihm sich und ihre Kinder in die Arme warfen, und so einen sichern Aufenthaltsort in Spanien zu erlangen suchten.

Der Gesandte sahe diesen Vorfall als sehr günstig für seinen Herrn an, und glaubte, man würde das Versprechen des Königs, das er der Marquisin gegeben hatte, er wolle sie heirathen, zu seiner Zeit sehr glüklich benüzen können. So bewilligte er ihnen leicht alles, was sie verlangten, und machte ihnen grosse Versprechungen, womit sich solche schwache und leichtsinnige Leute leicht abfertigen lassen.

Der König hatte ihnen zwar erlaubt, Frankreich zu verlassen, aber nicht so ihren Kindern. Denn er hatte geglaubt, sie werden nach England zu dem Herzog von Lenox und dem Grafen von Aubigny aus dem Hause von Stuart, ihren nächsten Verwandten gehen wollen. Da er aber erfuhr, daß sie sich in Spanien

niederlassen wollen, so suchte er sie hieran zu verhindern. Anfangs erwählte er hiezu die gelindeste Mittel. Er ließ daher den Grafen von Auvergne, der sich damals zu Klermont aufhielt, wo er sehr beliebt war, zu sich fodern, um ihn zu versichern, er könne ohne alle Gefahr im Reich bleiben. Allein dieser erklärte, er werde nicht erscheinen, bis man ihm einen Schein in bester Form Rechtens gegeben habe, daß ihm alle Verbrechen, die er etwa begangen haben könnte, vergeben seyn sollen. Offenbar war es ein neues Verbrechen, daß er seinem König nur unter gewissen Bedingungen gehorchen wollte: Dem ungeachtet schikte ihm der König diesen Schein, aber mit dem Anhang, daß er sich sogleich bei ihm einfinden sollte.

Sein Mißtrauen ließ ihn auch jezt noch nicht gehorsam seyn: er blieb in seiner Provinz, und traf alle nur erdenkbare Vorsichtsanstalten. Und doch konnte er es mit aller seiner Vorsicht nicht verhindern, daß der König nicht einen sehr leicht zu errathenden Anschlag auf ihn ausführte. Da er Obrister bei der französischen Reuterei war, so ersuchte man ihn, er möchte bei der Musterung einer Kompagnie des Herzogs von Vendome gegenwärtig seyn. Er erschien gut bewafnet, hielt sich aber in einiger Entfernung, damit man ihn nicht umringen könnte. Allein von Curre, Lieutenant bei dieser Kompagnie, und Nere-

stan, näherten sich ihm, als wenn sie ihm ihre Aufwartung machen wollten. Sie hatten mit Bedacht schlechte Pferde gewählt, um keinen Argwohn bei ihm zu erregen, und drei in Laquaien-Röke gekleidete Soldaten zu sich genommen. Diese hielten das Pferd des Grafen an, und nahmen ihn gefangen. Man führte ihn sogleich in die Bastille, wo er es für keine gute Vorbedeutung ansahe, daß er in das nehmliche Zimmer eingeschlossen wurde, in welchem ehemals sein vertrauter Freund Biron gesessen hatte.

In dem nehmlichen Augenblik ließ der König auch den Herrn von Entragues anhalten, und in die Conciergerie bringen; und eben so die Marquisin, die man in ihrer Wohnung der Aufsicht des Ritters von Guet übergab. Um es öffentlich zu beweisen, wie schlecht die Spanier denken, wie sie seine Unterthanen verführen, wie sie immer Verschwörungen in seinem Staat anrichten, übergab der König diese Gefangene dem Parlement. Da dieser Gerichts-Hof sie der Unterhandlungen mit den Spaniern überweisen konnte, so erklärte er den ersten Februar den Grafen von Auvergne, Entragues, und einen Engländer, Namens Morgan, den Zwischen-Träger bei dieser schönen Unternehmung für Majestäts-Verbrecher, und erkannte, daß sie als solche enthauptet werden sollten: die Marquisin aber sollte unter guter Aufsicht in dem Nonnen-

Kloster

Kloſter zu Beaumont bei Tours eingeſperrt werden; indeſſen könnte man dem Verlangen des General-Prokurators gemäß noch weitere Unterſuchungen über ſie anſtellen.

Die Königin hatte alles angewendet, um diß Urtheil auszuwirken, weil ſie glaubte, ſie könne ihre Begierde nach Rache nur durch den Tod dieſer Leute befriedigen. Aber des Königs Güte war gröſſer, als ihre Rach-Begierde. Seine Liebe zu der Marquiſin war noch nicht ſo ganz erkaltet, daß er ſich hätte entſchlieſſen können, diejenige aufzuopfern, die er kaum vorher angebetet hatte. Er gab es daher nicht zu, daß man jenes Urtheil öffentlich ausſprach, und nach zween und einem halben Monat verwandelte er durch einen mit dem groſſen Siegel verſehenen Befehl die Todesſtrafe des Grafen von Auvergne und des Herrn von Entragues in ewige Gefangenſchaft: Morgan hingegen verbannte er auf immer aus dem Reich. Einige Zeit nachher geſtattete er dem Herrn von Entragues, daß er ſich auf ſeinen Gütern zu Malesherbes in Beauſſe aufhalten dürfe. Auch der Marquiſin erlaubte er, ſich nach Verneuil zu begeben, und da der General-Prokurator nach ſieben Monaten keine Beweiſe gegen ſie aufbringen konnte, ſo ließ er ſie von dem Verbrechen, deſſen ſie angeklagt worden war, ganz frei ſprechen. Der Graf von Auvergne, der

freilich die meiste Schuld hatte, kam am schlimmsten weg: denn der König behielt ihn nicht nur zwölf Jahre lang als Gefangenen in der Bastille, sondern er zog auch die dem Grafen eigenthümlich zugehörige Grafschaft Auvergne ein. Von dieser führte der Graf den Titel, und er besaß sie vermöge eines Schenkungs-Briefs, den er von dem König Heinrich III. erhalten hatte.

Die Königin Margarethe war neuerlich wieder an den Hof gekommen. Sie behauptete, diese Schenkung seie ungültig, weil nach dem Ehe-Vertrag mit Katherinen von Medicis ihrer Mutter, welcher diese Grafschaft gehört habe, ihre Güter auf ihrer Familie bleiben müssen; und diese Güter, behauptete sie, müssen in dem Fall auch den Töchtern zufallen, wenn sich keine männliche Erben fänden. Die Grafschaft hätte also nach Heinrichs III. Tod ihr zufallen, und nicht zu ihrem Schaden verschenkt werden sollen.

Das Parlement prüfte diese Gründe, untersuchte die Beweise, hob die Schenkung Heinrichs III. auf, und sprach ihr die Grafschaft zu. Zur Vergeltung dieser und mehrerer anderer Gefälligkeiten, die der König für sie gehabt hatte, verschenkte sie alle ihre Güter an den Daufin, und behielte sich nur die lebenslängliche Nuzniessung derselben bevor.

Der Graf von Auvergne mußte in der Bastille bleiben, bis er im Jahr tausend sechshundert und sechs-

zehen auf Bitten der Königin Marie von Medicis, die ihn bei einigen Streitigkeiten nöthig hatte, befreit wurde. Sie verlangte sogar, daß man aus den Büchern des Parlements, und den übrigen Gerichts-Akten das über ihn gefällte Urtheil und die Erzählung seines Verbrechens ausreissen sollte. So kann die Zeit alles ändern, den größten Haß in die größte Liebe, und die größte Liebe in den größten Haß verwandlen.

Während man sich mit den Untersuchungen über die Verbindung des Vaters der Marquisin mit den Spaniern zur Befreiung seiner Tochter und ihrer Kinder beschäftigte, entdekte man die Unternehmungen des Herzogs von Bouillon, der dem König in seinem Reich allein noch Unruhe machte. Dieser grosse König hatte dem Herzog viele beträchtliche Gefälligkeiten erwiesen: er hatte ihm den Marschallsstab von Frankreich gegeben, und war ihm bei seiner Verheirathung mit der Erbin von Sedan behülflich gewesen. Dagegen war der Herzog dem König in seinen bedrängtesten Umständen sehr nüzlich gewesen. Allein seitdem der König die katholische Religion angenommen hatte, war die Liebe des Herzogs gegen ihn sehr vermindert worden. Theils Eifer für eine falsche Religion, theils Stolz hiessen ihn den ungeheuren Plan entwerfen, den Anführer und Beschüzer der Hugenotten zu machen, und unter diesem Vorwand

sich der Provinzen jenseits der Loire zu bemächtigen. Man glaubt, er habe deswegen den Marschall von Biron immer mehr aufgereizt, und seie mit den Spaniern in Unterhandlungen getreten, daß sie ihm so vieles Geld, als er verlange, liefern, aber keine Soldaten geben sollten, weil sie befürchtet haben, er möchte sich dardurch bei den Protestanten verhaßt machen.

Offenbar hatte er seit dem Uebertritt des Königs zur katholischen Religion immer daran gearbeitet, das Mißtrauen und die Unzufriedenheit der Hugenotten zu erhalten, und sie zu einem Körper zu vereinigen, weil er überzeugt war, daß dieser Körper nicht ohne ein Haupt bleiben, und daß hierzu ausser ihm niemand gewählt werden könne. Daher hielt er so viele Versammlungen, so viele besondere und allgemeine Zusammenkünfte der Hugenotten, wo von nichts anderem die Rede war, als von Klagen und Beschwerden über den König, den sie immer mit neuen Bittschriften ermüdeten.

Ueberdiß war es bekannt, daß der Herzog in Guyenne, und besonders in Limousin und Quercy seine Leute hatte, die den Adel aufwiegelten, Geld austheilten, denjenigen, die zu dienen versprachen, den Eid abnahmen, und schon auf zehen oder zwölf katholische Städte Entwürfe gemacht hatten.

Der König war entschlossen, diß Uebel ganz aus-

zurotten, weil er aber noch nicht wußte, wie tief es Wurzel gefaßt habe, so entschloß er sich, hierüber selbst Untersuchungen anzustellen. Er verließ deswegen Fontainebleau im September, und schikte Johann Jakob von Mesmes, Herrn von Roissy nach Limoges woran, welcher den Schuldigen den Prozeß machen sollte.

Sogleich trennten sich die Verschworne; die vernünftigste giengen dem König entgegen, und warfen sich ihm zu Füssen. Unter diesen war so gar auch der Intendant des Herzogs von Bouillon, weil er Nachricht bekommen hatte, der König habe befohlen ihn anzuhalten. Dieser beichtete dem König alles, was er wußte und nicht wußte. Die andere flohen aus dem Reich, oder sie verstekten sich. Fünf oder sechs Unglükliche wurden gefangen genommen, und zu Limoges enthauptet: ihre Köpfe wurden über den Thoren aufgestekt, ihre Körper zu Pulver verbrannt, und so in die Luft gestreut. Auch zu Perigord wurden drei oder vier andere eben so bestraft. Zehen, oder zwölfe, auf die vorzüglich viele Schuld fiel, wurden abwesend verurtheilt, und im Bildniß aufgehangen, unter anderen Chapelle-Biron, Giversak, aus dem Hause von Kugnak. Aber bei allen diesen Untersuchungen konnte man doch keinen schriftlichen Beweis gegen den Herzog von Bouillon, nicht eine einige

genugthuende Aussage auffinden, — so klug und vorsichtig hatte er sich bei der Sache benommen.

Da man diese Strafen vollzogen hatte, so hielt der König seinen Einzug zu Limoges, und gieng von da nach Paris zurük. Es war sein liebster Wunsch, daß sich der Herzog von Bouillon jezt fassen, und unterwerfen möchte. Denn wenn der Herzog nun bei seinem Unternehmen bliebe, so mußte der König strenge mit ihm verfahren: that er aber diß, so reizte er die grosse Anzahl der Protestanten, die getreue Anhänger von dem Herzog waren. Er versuchte in der Stille alles, wodurch der Herzog etwa bewogen werden konnte, seine Zuflucht lieber zu der Gnade seines Königs, als zu der Vermittlung auswärtiger Fürsten zu nehmen, denn diese muß jedem König in der Sache eines seiner Diener und Unterthanen mißfallen. Der Herzog wünschte noch mehr als der König sich aus dieser Sache ziehen zu können: aber er befürchtete immer, es würde gefährlich für ihn seyn, wenn er an den Hof käme: denn Rosny, der nicht sein Freund war, und den Herzog um sein Ansehen bei den Hugenotten beneidete, galt bei dem König sehr viel. Endlich kam es nach vielen Unterhandlungen dahin, daß sich der König entschloß, ihn mit einer Armee zu Sedan anzugreifen.

Rosny traf die Vorbereitungs-Anstalten zu diesem Feldzug mit vielem Eifer. Der König überließ sich

ihm ganz und suchte durch die Ehre, die er ihm erwieß, den Hugenotten zu beweisen, daß er den Herzog nur als Rebellen, nicht als Hugenotten angreife. Er erhob Rosnys Landgut, Sully, zum Herzogthum und Pairie, daher werde ich ihn künftig Herzog von Sully nennen. Seine Meinung war, der König solle den Herzog von Bouillon mit Hize angreifen. Villeroy und andere stimmten für das Gegentheil, und wollten nicht, daß der König die Belagerung von Sedan wagen solle; weil während derselben in andern Gegenden des Reichs wieder Parthien entstehen könnten, weil die Spanier Zeit bekämen die Pikardie anzugreifen; weil der immer noch unzufriedene Herzog von Savoyen die unbeschäzte Provence von Milano aus anfallen könnte; weil die Hugenotten, oder Protestanten in Deutschland ihrem Freund zu Hilfe eilen könnten. Der König fühlte das Gewicht dieser Einwendungen; er unterhandelte daher noch mit dem Herzog von Bouillon während Sully die Artillerie untersuchte, und er schon nach Domhery vorgerükt war; er versprach ihm seine Gnade, wenn er sich nur ihm unterwerfen wollte, versprach ihm die Stadt Sedan einzuräumen, und das Schloß zu überlassen, wo er vier Jahre lang Soldaten halten könne, wie viele er wolle.

Diese Bedingungen machte der König öffentlich, aber in einigen geheimen Verträgen versprach der Kö-

nig dem Herzog noch überdiß, er wolle sich nur wenige Tage zu Sedan aufhalten, wolle nur fünfzig Soldaten in das Schloß legen, und diese sogleich entfernen, so bald ihn der Herzog schriftlich darum ersuchen werde. So wurde denn auf beiden Seiten das Mißtrauen gehoben, und die ganze Sache von beiden Theilen mit der größten Gewissenhaftigkeit beendigt. Der Herzog wartete dem König zu Dombery auf, und bat ihn um Schonung. Der König nahm ihn so gütig auf, als ob er nie gefallen wäre; hielt fünf oder sechs Tage nachher seinen Einzug zu Sedan, blieb aber nur drei Tage daselbst, und begab sich denn nach Paris. Der Herzog begleitete ihn bis nach Mouson, hatte aber nicht Muth genug weiter zu gehen. Allein da er nach einiger Zeit erfuhr, daß das Parlement die Akte, in welcher ihm der König Verzeihung zusicherte, einregistrirt, und daß man zugleich auch seinen zu Limoges verurtheilten Freunden Verzeihung verwilliget habe, so kam er an den Hof, wo er mit gröſſeren Ehren-Bezeugungen aufgenommen wurde, als vorher nie. Diß war ganz der Handlungs-Art dieses grossen Königs gemäß. Wie ein Löwe zeigte er sich gegen Trotzige und Aufrührer: aber er richtete diejenige, die er niedergeworfen hatte mit einer Güte, die ihres gleichen nicht hatte, wieder auf, wenn sie sich ihm unterwarfen, und seiner Gnade würdig bewiesen. Auch der Herzog von Bouillon, der den Charakter Hein-

richs kannte, (sie hatten lange zusammen gelebt, lange zusammen Kriege geführt) betrug sich in seiner Lage mit so vieler Klugheit und Unterwürfigkeit, als ein so geschmeidiger Mann, wie er, nur immer fähig war.

Bei diesem so edlen, so gütigen Betragen des Königs blieb sein Reich doch nicht von Verräthern frei, die sich, was man kaum glauben sollte, gegen ihn verbanden. Hieher rechne ich die Verrätherei Oste's, den Anschlag, den Merargnes auf die Stadt Marseille, und den, welchen die beide Luguisses auf Narbonne und Leukate machten.

Oste war Villeroys Sekretair und Pathe; sein Geschäft war, die geheime Befehle zu entziffern. Dieser Unglückliche verrieth die Geheimnisse seines Königs einigen spanischen Räthen, die ihn mit einem Gehalt von zwölf hundert Kronen bestochen hatten. Diß Geschenk war ihm versprochen worden, als er sich in dem Gefolge des Gesandten Rochepot in Spanien aufhielt. Seine Niederträchtigkeit wurde entdekt, er entflohe, stürzte sich aber, um den Gerichtsbedienten, die ihn verfolgten, zu entgehen, nahe bei der Furth zu Fay in die Marne. Man kann leicht denken, wie sehr Villeroy dadurch beleidigt worden seyn müsse, weil seine Treue dadurch selbst bei dem König in Verdacht kommen konnte, weil seine Feinde dadurch Gelegenheit erhielten, übel von ihm zu sprechen.

Ohne Zweifel hätte es ihn viele Mühe gekostet, sich aus dieser Lage zu retten, so unschuldig er auch immer war, wenn nicht der König seine ausserordentliche Niedergeschlagenheit bemerkt, wenn er nicht die Güte gehabt hätte, ihn selbst zu besuchen, ihn über den Vorfall zu trösten, und so seine Ehre so ganz zu retten, daß selbst die Lästerungen seiner Feinde über ihn aufhören mußten.

1605.) Merargues war ein Edelmann aus der Provence, von einem sehr guten Hause: er hatte Hofnung im folgenden Jahr Viguier zu Marseille zu werden; und hatte den Spaniern versprochen, er wolle ihnen während dieses Amts die Stadt übergeben. Er war so unklug und thöricht, daß er sein Vorhaben einem Ruder-Knecht auf den Galeeren zu Marseille entdekte, und dieser gab dem Hofe davon Nachricht, vielleicht um seine Freiheit zu erhalten. Auf diese Nachricht ließ man Merargues so genau beobachten, daß man ihn einst, während er mit dem Sekretair des spanischen Gesandten unterhandelte, antraf, wo sie so laut sprachen, daß man alles verstand, was sie sagten. Man durchsuchte seine Kleider, und fand unter seinem Knie-Band eine Schrift, welche den ganzen Plan seiner Verrätherei enthielt. Er wurde festgesezt, und vermöge eines Urtheils des Parlements zu Paris vom neunzehnten Dezember enthauptet. Sein Körper wurde in vier Theile zerrissen,

und so vor den Stadt-Thoren aufgespiest: sein Kopf wurde nach Marseille gebracht, und dort auf dem Thurm des Haupt-Thors aufgesteckt. Auch der Sekretair des spanischen Gesandten wurde angehalten, und er wäre in grosse Gefahr gekommen, wenn der König so schnell zugefahren wäre, wie ihm einige von denjenigen riethen, die einen Bruch mit Spanien wünschten.

Dieser Vorfall gab den Staats-Männern Gelegenheit, über die Rechte der Gesandten und ihres Gefolges sehr verschieden zu urtheilen. Aber Heinrich der Grosse entschied diese Frage auf folgende Art: Die Personen der Gesandten, sagte er, sind durch das Völker-Recht für unverletzlich erklärt: allein, wenn sie gegen den Staat, oder gegen den Fürsten, an dessen Hofe sie stehen, etwas unternehmen, so brechen sie diß Gesez selbst: diß Gesez kann sie also in diesem Fall nicht vor Untersuchungen und Strafen schüzen. Man darf nicht annehmen, daß sie als Gesandte zu betrachten seien, daß sie die Person des Fürsten vorstellen, der sie sandte, wenn sie niederträchtig und treulos handlen, wenn sie Verbrechen begehen, die sich ihr Herr nicht würde aufbürden lassen, zu welchen er sie nicht würde gesandt haben wollen. Indessen ist es edler, wenn man nicht die äusserste Strenge gegen sie gebraucht, wenn man sich zwar das Recht sie zu bestrafen vorbehält, aber es nicht in Ausübung

bringt. Er führte hiebei aus der Geschichte, in welcher er sehr bewandert war, das Beispiel des römischen Senats an, welcher zwar entdekte, daß die Gesandte der Allobroger in die unselige Verschwörung Katilinas verwikelt seien, aber sich damit begnügte, ihnen zu befehlen, sie sollen die Stadt verlassen. So dachte also der König: und da er immer gewohnt war, edel zu handeln, so verbot er, gegen den Sekretair des Gesandten weiter zu verfahren, unerachtet die Richter ihn hatten auf die Folter bringen lassen wollen.

Der spanische Gesandte suchte die Treulosigkeit seines Sekretairs zu entschuldigen, beschwerte sich darüber, daß man das Völker-Recht und seine Gesandschafts-Würde beleidiget habe, und versicherte, der König sein Herr werde bei diesem Vorfall nicht gleichgültig bleiben, was auch sehr natürlich seie, wenn man einen so grossen Fürsten beleidige. Der König antwortete ihm mit weiser Kälte, und stellte ihm das Verbrechen, das sein Sekretair mit Meraugues begangen hatte, vor. Der Gesandte wollte das Verbrechen dieses Menschen zwar nicht anerkennen, konnte aber doch auch sein Verfahren nicht billigen; er grief daher nun die Sache anders an. Der König, sagte er, habe den zu Vervin geschlossenen Vertrag zuerst gebrochen, weil er die Holländer mit Soldaten und Geld unterstüzt habe. Soldaten, erwiederte der

König, haben den Holländern nicht auf seinen Befehl gedient; so wie Franzosen in holländischem Sold stehen, eben so dienen andere dem Erz-Herzog: über seine Gelder aber habe bloß er zu verfügen, diese könne er lehnen oder schenken, wem er wolle, ohne daß er jemand dafür Rechenschaft schuldig seie. Der Gesandte wurde äusserst hizig, und von beiden Theilen wurde ziemlich hart gesprochen. Endlich ließ ihm der König seinen Sekretair wieder ausliefern, wozu er schon entschlossen war, noch ehe der Gesandte ein Wort mit ihm gesprochen hatte.

Was die beiden Luquisses betrift, so waren sie Brüder, aus Genua gebürtig, und hatten grosses Ansehen. Sie hatten den Gouverneur von Perpignan bewogen, daß er ihnen versprach, ihnen Narbonne und Leukate zu überliefern. Sie konnten freilich diese Unternehmung nicht ausführen: sie waren mehr übelgesinnte als gefährliche Feinde: dem ungeachtet wurden sie gefangen genommen, nach Toulouse gebracht, und von dem Parlement zum Galgen verurtheilt.

Nicht nur boshafte, sondern auch sinnlose Menschen schienen sich wider Frankreich verschworen zu haben. An dem nehmlichen Tag, an welchem Merargues hingerichtet wurde, machte ein Unglüklicher von der leztern Art einen Anfall auf die geheiligte Person des Königs. Der König kam eben von der Jagd, ritt über die neue Brükke, und wurde hier von diesem

Menschen mit einem Dolch angegriffen. Die Bediente des Königs rieſſen dieſen Unſinnigen weg, und würden ihn ſo gleich getödtet haben, wenn es ihnen der König nicht unterſagt hätte: er ließ ihn als Gefangenen nach Fort-l'Eveque bringen. Dieſer Mann hieß Johann von Iſle, und war aus Vineur bei Senlis gebürtig. Der Präſident Janin verhörte ihn ſo gleich, erhielt aber nicht Eine vernünftige Antwort von ihm, da er völlig verrükt war. Er glaubte König der ganzen Welt zu ſeyn: und ſagte, Heinrich IV. habe ihm Frankreich ungerechter Weiſe entriſſen, und für dieſe Frechheit habe er ihn züchtigen wollen. Der König glaubte, Johann ſeie durch ſeinen Wahnſinn genug beſtraft, und befahl daher, man ſolle ihn in einem Gefängniß verwahren: er ſtarb aber kurz darauf.

Diejenige, welche einen Krieg wünſchten, lieſſen keine Gelegenheit vorbei, den König über ſo viele Verſchwörungen und Unternehmungen der Spanier unwillig zu machen. Sie ſtellten ihm vor, er könne nie etwas Beſſeres von dieſen ewigen Feinden erwarten: ſie haben alles verſucht, um ihn von dem Thron zu entfernen, und da ſie dieſe Abſicht nicht haben erreichen können, ſuchen ſie nun ſeine Ruhe zu ſtören, und wagen Angriffe auf ſein Leben: man müſſe ihre Hinterliſt im Frieden mehr als im Krieg fürchten: er müſſe mit ihnen brechen, um ihnen ſo die Mittel, ihm

zu schaden, zu benehmen, weil sie dadurch genöthiget werden, seine Staaten zu verlassen: es seie viel sicherer, sie öffentlich anzugreifen, als ihnen auf ihren ewigen Schleichwegen nachzugehen: sie lügen immer Frieden und Freundschaft. Der König solle, fahren sie fort, nur einmal die schlechte Lage Spaniens betrachten: durch den Krieg mit den Niederländern seie dieser Staat ganz von Geld entblößt worden: die Spanier müssen ja die ungewöhnlichste Mittel ergreifen, um Geld aufzutreiben. Besonders vergassen sie nicht ihm die Augen über die grosse und glükliche Vorzüge, die er über Philipp III. seinen Gegner habe, zu öfnen, weil man sehr leicht zu bewegen ist, einen Menschen, den man verachtet und für schwach hält, anzugreifen.

Es wird hier der Ort seyn, zu sagen, daß dieser König zwar eine sehr aufgeklärte Denkungsart hatte, daß er durch die Vorsorge Philipps II. seines Vaters, eines grossen Staatsmannes, alle einem Regenten nöthige Kenntnisse hatte: aber eine gewisse Furcht, ein gewisses Mißtrauen gegen sich selbst, das bei grossen Herren, die Arbeit und Anstrengung scheuen, nichts ausserordentliches ist, veranlaßten ihn die Regierungsgeschäfte ganz dem Marquis von Denia, den er bald zum Herzog von Lerma erhob, zu übergeben. Es ist unglaublich, wie verhaßt sich dieser Herzog machte, wie sehr der König während der

Regierung dieses Mannes verhaßt war. Endlich öfnete Gott diesem jungen Prinzen die Augen: er entrieß sich seinen Banden, und der Herzog, der den König bisher beherrscht hatte, glaubte am sichersten vor der Ungnade des Königs zu seyn, wenn er sich dem Dienst der Kirche widmete, und den Kardinals-Hut bekommen könnte.

Man kann hier im Vorbeigehen über den erbärmlichen Zustand eines Fürsten, der sich nicht so zu benehmen weiß, wie er sollte, und denn nothwendig von seinen Unterthanen verachtet und verabscheuet wird, Beweise anstellen. Am unglüklichsten ist ein Fürst ohne Zweifel alsdenn, wenn er nicht als Fürst, sondern als Unterthan eines andern betrachtet wird: wenn er für das laute Ruffen seines Volks: herrsche! kein Ohr hat: wenn er sich fünf oder sechs elenden Schmeichlern überläßt, die ihn glauben machen, er seie Regent, unerachtet er nicht ein einiges Geschäft verwaltet; wenn er schon nach dem einstimmigen wahren Zeugniß seines Reichs nicht regiert. Wenn es ihm ernstlich darum zu thun ist, zu wissen, ob er wirklich Regent seie, so darf er sich nur ernstlich prüfen, ob er derjenige seie, der nach freiem Entschluß die Aemter vergebe; ob er die Personen dazu auswähle; ob die Beamte, die um ihn sind, alle ihr Glük ihm zu danken haben; ob sie ganz von ihm abhangen;

hangen; ob er in jeder bedeutenden Angelegenheit mit Nachdruk sagen könne: so will ichs; ob ihm seine Grosse immer aufwarten; ob diejenige, die etwas bei ihm zu suchen haben, ein Amt, oder sonst eine Versorgung verlangen, sich in seinen Vorzimmern einfinden; ob man ihm in seinem Reich die gröste Achtung und Ehrerbietung beweise; wenn er sich alle diese Fragen befriedigend beantworten kann, dann darf er glauben, daß er wirklich Regent ist. Aber es ist nicht genug, wenn er bloß untersucht, ob er Regent seie, sondern er muß auch, wenn er in dem Fall ist, in welchem Philipp III. war, so wie dieser Fürst Versuche machen, sich in den Besiz seines Ansehens zu sezen. Hiebei kann ein Fürst vorzüglich seinen Muth zeigen. Was sollte auch ein strengerer Beweis seiner Festigkeit und Stärke seyn, als eben das, daß er die Ehre und die Macht annimmt, die ihm Gott gegeben hat? Ist es nicht höchste Ehre für einen Fürsten, wenn er die Rechte seiner Königs-Würde vertheidigt? Es macht wahrhaftig einem Fürsten mehr Schande, wenn er sich von einem seiner Unterthanen beherrschen läßt, als wenn er einem Treffen ängstlich ausweicht. Denn es kann dem Tapfersten begegnen, daß er zuweilen weichen muß, und der Muth eines Königs besteht nicht darinn, daß er sich schlägt, sondern daß er selbst herrscht.

Was nüzen ihn Siege über seine Feinde, wenn er sich einem seiner Unterthanen unterwirft, der unter dem Vorwand ihm zu dienen, ihn und seinen Staat in Fesseln schlägt, der alle Ehre und alle Vortheile, die man von der Regierung hat sich zueignet, und seinen Herrn glauben macht, diß gebühre ihm für die Last, die er trage.

Diß war nicht unseres Heinrichs Meinung. Seine Güte war ausserordentlich, aber dabei war er nicht unthätig, nicht furchtsam. Seine Einsichten blieben nie ungenüzt, er machte immer Gebrauch davon. Niemand war über ihn erhaben, als Gott; nichts ihm zur Seite, als Gerechtigkeit und Gnade, seine zween getreuste Rathgeber. Der beherzteste seiner Minister zitterte, wenn er seine Stirne nur einen Augenblik runzelte. Alle Vertraulichkeit hörte auf, und jeder erniedrigte sich, wenn er als König sprach.

Wenn man weiß, daß dieser grosse König sein Ansehen so erhielt, so wird man sich nicht mehr darüber wundern, daß er sich über Philipp III. erhaben dünkte, weil sich dieser damals ganz von andern leiten ließ. Und eben, weil man wußte, wie bekannt er mit den Fehlern dieses Fürsten seie, hofte man ihn um so leichter zu einem Krieg gegen ihn zu bewegen. Wirklich entschloß er sich auch hierzu. Bei dem vielen Unrecht, das er von den Spaniern erlitten hatte, kostete es auch wenig Mühe, den beleidigten König zu

diesem Entschluß zu bringen. Ehe er aber zur Ausführung dieses Entschlusses schritt, wollte er vorher noch alle seine Maasregeln so genau nehmen, so viel Geld, Artillerie, und Munition rüsten, die Grenzfestungen in so guten Stand sezen, in seinem Staat eine solche Ordnung einführen, sich so vieler Freunde und Bunds-Genossen versichern, so starke Armeen aufstellen, überhaupt sich so mächtig machen, daß der Erfolg auf keinen Fall zweifelhaft, daß er sicher seyn konnte, er werde diese stolze Macht nicht bloß angreifen, sondern auch besiegen. Diß wären die Gründe, warum er es nicht für gut hielt, mit dieser Unternehmung sehr zu eilen.

Er vernachlässigte nichts, was zur Verstärkung seines Ansehens beitragen konnte, und suchte nicht nur durch die Weisheit seiner Räthe, sondern auch durch die Stärke seiner Armeen berühmt zu werden. Durch diß leztere Mittel hatte er diejenige, welche sich gegen ihn empörten, und die Spanier besiegt: durch das erstere erhielt er, daß man ihn zum Schiedsrichter der bedeutendsten Streitigkeiten in der Christenheit wählte, und daß seine Erhabenheit über andere um so glänzender war, je weniger man sie ihm streitig machte.

Der Pabst Klemens VIII. war gegen (1606. Ende des Jahrs tausend sechshundert und sechs gestor-

ben. Der König wollte auch hier sein Ansehen zeigen, und suchte einen seiner Freunde auf den päbstlichen Thron zu sezen. Der Kardinal von Joyeuß, sein Gesandter, und seine übrige Abgeordnete arbeiteten darauf los, daß die Stimmen auf Alexander von Medicis, der damals unter dem Namen Kardinal von Florenz bekannt war, fielen: Er bestieg den päbstlichen Stuhl unter dem Namen Leo XI, allein er starb siebenzehen Tage nachher, und man mußte also zu einer neuen Wahl schreiten. Bei dieser Wahl wollte sich der König nicht wieder neue Mühe geben: er erklärte daher, Frankreich wünsche nichts, als daß man einen rechtschaffenen Mann erwählen möchte. In dem Konklave wurde sodann der Kardinal Bourghese zum Pabst ernannt, und dieser bestieg seinen Thron unter dem Namen Paul V.

In den ersten Jahren seiner Regierung beschäftigte ihn ein grosser Streit, der schon unter seinen Vorfahrern angefangen hatte. Sicher wäre ganz Italien, vielleicht die ganze Christenheit, darein verwikkelt worden, wenn nicht Heinrich sich der Sache angenommen hätte. Ich rüke hier die Geschichte desselben ein.

Der Senat zu Venedig hatte die Verordnung gemacht, daß in ihrem Gebiet kein Mönch Ländereien besizen solle, die über zwanzig tausend Dukaten werth seien; daß alle diejenige, welche mehr als zwanzig

tausend Dukaten auf Güter verwendet hätten, diese Güter dem Staat zurükgeben sollten, wofür ihnen die ausgelegte Summe, und die auf Verbesserung dieser Güter verwendete Unkosten erstattet werden sollen. Auf diese alte Verordnung folgte eine andere, durch welche die Erbauung neuer Kirchen und Klöster ohne ausdrükliche Erlaubnis des Senats bei Strafe der Landesverweisung und Konfiskation der Plätze und Gebäude untersagt wurde.

Eigentlich war es Pflicht der Bischöffe, die grosse Vermehrung der Klöster zu verhindern, allein aus Nachlässigkeit, oder aus zu grosser Nachgiebigkeit gaben sie Erlaubnis dazu, so oft man es von ihnen verlangte; wodurch der Staat genöthiget wurde, diesem Fehler der Prälaten abzuhelfen, und sich der Sache anzunehmen. Denn sonst wären alle Städte in Klöster und Kirchen verwandelt worden, und alle Einkünfte, die für den Staat verwendet werden, und die verehlichte, Soldaten, Kaufleute und Arbeiter erhalten müssen, wären bloß zum Unterhalt der Mönche und Nonnen ausgegeben worden.

Endlich gab der Senat noch ein Gesez, wodurch es ganz untersagt wurde, daß sich die Geistliche liegende Güter anschaffen dürften, wenn es der Senat nicht ausdrüklich erlaube. Um die nemliche Zeit geschahe es, daß ein Abbé und ein Kanonikus wegen einiger, in dem venezianischen Gebiet begangenen

schweren Verbrechen angeklagt, und auf Befehl der weltlichen Gerichte festgesezt wurden. Diß sahe man zu Rom als eine grosse Beleidigung an, denn dort können Geistliche nicht von weltlichen Gerichten verurtheilt werden.

Schon bei seiner Thron-Besteigung sagte Paul V. er könne bei den Gewaltthätigkeiten, welche die weltliche Gerichte zu Venedig an den Geistlichen verübt haben, nicht schweigen. Er schikte deswegen auf einmal zwei Breve an seinen Nunzius zu Venedig; in dem einen widerrief er die Verordnung des Senats, welche er wegen der Erwerbung liegender Güter gegeben hatte; in dem andern befahl er, der Abbé und Kanonikus sollten vor einen geistlichen Gerichts-Hof gestellt werden. Der Nunzius gab dem Senat von diesen Breven Nachricht. Er antwortete, sein Ansehen seie unverlezlich, und er werde es gegen jeden zu behaupten wissen, der es zu widersprechen wage. Beide Theile bedienten sich der gelehrtesten Männer, um ihre Rechte auszuführen, und die Einwendungen des Gegners zu widerlegen. Es erschien eine grosse Menge Schriften, und Abhandlungen, in welchen Rechtsgründe, Stellen aus der heiligen Schrift, aus Kirchen-Vätern, aus Konzilien-Akten, und Beispiele aus der Geschichte angeführt wurden.

Der Pabst, äusserst ergrimmt über die Antwort des Senats, schleuderte einen Bannstrahl gegen den Her-

zog und den Senat von Venedig, wenn sie nicht innerhalb zwanzig Tagen ihre Dekrete widerruffen, und die zween Gefangene seinem Nunzius übergeben würden. Der Senat war nicht zu bewegen: er erklärte mit vieler Frechheit das Breve, in welchem der Pabst den Bann ausgesprochen hatte, schlechterdings für ungültig, und nicht ein einiger Geistlicher in dem ganzen Staat wagte es, das Breve öffentlich bekannt zu machen, die Senatoren als Männer, die mit dem Bann belegt seien, zu behandeln, und den öffentlichen Gottesdienst zu unterlassen. Nur die Kapuziner und Jesuiten entschlossen sich, den Staat zu verlassen; und verlangten von dem Senat ihren Abschied. Die Kapuziner erhielten ihn mit der Erlaubniß, wieder zurük zu kommen, so bald sie wollten, aber den Jesuiten wurde diß auf immer verboten.

Es war also jezt zwischen den beiden (1607. Mächten auf das äusserste gekommen. Die Spanier hatten ein wachsames Auge auf diese Uneinigkeiten, um Nuzen daraus ziehen zu können: sie vergrösserten in der Stille das Feuer, wenn sie sich schon öffentlich das Ansehen gaben, als ob sie es zu löschen suchten. Auf der einen Seite reizten sie die Venetianer, und sprachen ihnen bei Vertheidigung ihrer Rechte Muth ein; auf der andern Seite befahlen sie ihren Gouverneurs zu Neapel und Milano, sie sollten dem heiligen Vater mit ihrer ganzen Macht beistehen. Heinrich

der Grosse handelte viel aufrichtiger, und uneigennüziger. Zwar benüzte auch er diese Gelegenheit, seine Macht in Italien zu verbreiten; aber er verfuhr auf eine edlere und gerechtere Art. Er versicherte den Pabst, als erster Sohn der Kirche, daß er immer auf seinen Nuzen bedacht seyn, daß er ihn, wenn er mit Venedig ganz brechen sollte, in Person mit einer Armee von vierzig tausend Soldaten unterstüzen werde. Aber er bat ihn, noch ehe es so weit gekommen wäre, alles zu versuchen, um die Sache gütlich beizulegen.

Er antwortete auch dem venezianischen Gesandten, der ihn um seinen Beistand bat, er müsse den heiligen Vater zum Nachtheil eines jeden andern unterstüzen: er bitte also den Senat, diesen zu befriedigen; er wolle es vermitteln, daß der Senat diß ohne Nachtheil seiner Ehre und seiner Rechte thun könne.

Beide Theile nahmen seine Vermittlung an. Er schikte daher den Kardinal von Joyeuse nach Italien, der sein Geschäft so glüklich betrieb, daß sich die streitende Mächte verglichen. Der Vertrag enthielt folgende vier Haupt-Artikel: 1) Der Senat solle die zween Gefangene dem französischen Gesandten übergeben, damit sie dieser Seiner Heiligkeit zuschikken könnte. 2) Er solle die gegen die apostolische Breven gegebene Erklärungen zurüknehmen. 3) Er solle die Geistliche wieder in den Besiz ihrer Güter sezen. 4) Der Pabst solle den Senat von dem Bann frei spre-

chen, wofür der Senat durch eine angesehene Gesandtschaft danken, und seinen kindlichen Gehorsam bezeugen lassen solle.

Den folgenden Tag erschien der Kardinal von Joyeuse auf dem ihm von dem Senat angewiesenen Plaz, wiederrief bei verschlossenen Thüren in Gegenwart des Doges, und fünf und zwanzig Senatoren, und des französischen Gesandten, den Bann, und sprach den Senat frei. An allem diesem hatten die Spanier keinen Antheil, so sehr sie sich auch Mühe gaben, diß Fest feiren zu helfen. So waren also beide Theile durch Heinrichs des Grossen Dazwischenkunft einigermassen befriedigt.

Nur der Umstand mit den Jesuiten hielt die Abschliessung dieses Vertrags einige Monate auf, und schien alle Bemühungen zu vereiteln. Denn der Pabst wußte wohl, daß sie sich in seiner Sache aufgeopfert hatten, und verlangte deswegen schlechterdings, der Senat solle sie wieder in den Besiz ihrer Häuser und Güter sezen; und der Senat glaubte, alles wagen zu müssen, ehe er hierinn nachgeben könnte. Endlich ließ sich der Pabst durch die Beredsamkeit des Kardinals von Perron, der damals gerade zu Rom war, überzeugen, daß es besser seie, diesen Punkt nachzulassen, als die ganze Christenheit in Uneinigkeit zu bringen, und so blieben sie aus dem venezianischen Gebiete verbannt. Auf Vorbitten des jezigen Pabsts,

Alexanders VII. wurden sie wieder in ihre alte Rechte eingesezt.

1608.) Die Beilegung der Streitigkeit zwischen dem Pabst und den Venezianern verschafte unserem Heinrich in Italien, wo man ihn bisher als gestorben betrachtet hatte, ein grosses Ansehen; die Spanier hingegen, die bisher so mächtig gewesen waren, verlohren dasselbige: der Friede, den Heinrich zwischen dem König von Spanien und den vereinigten Niederlanden vermittelte, machte ihn bei den Protestanten und den nordischen Völkern eben so angesehen. Ich muß diese Geschichte mit zwei Worten erzählen.

Die vereinigte Niederlande (man nennt sie gewöhnlich Holland, weil Holland die beträchtlichste Provinz unter diesen vereinigten Staaten ist) beschwerten sich darüber, daß der König den Vertrag zu Vervin, ohne ihr Vorwissen geschlossen, daß er sich verbindlich gemacht habe, ihnen weder mittelbar noch unmittelbar beizustehen, unerachtet er sie immer mit Geld unterstüzt hatte, unerachtet er es immer hatte geschehen lassen, daß ihnen eine grosse Anzahl französischer Edelleute und Freiwilliger diente, so daß sie mehrere vollzählige französische Regimenter hatten. Es hatte daher wirklich auch einigen Schein, wenn sich die Spanier beschwerten, daß der König von Frankreich den Friedens-Schluß zu Vervin offenbar breche. Im Grunde aber waren diese Klagen freilich

ungerecht, weil die Spanier diesen Vertrag zuerst durch tausend Unternehmungen, von welchen ich schon einige erzählt habe, gebrochen hatten.

Heinrich war es endlich aus weiser Sparsamkeit müde, die Holländer länger zu unterstüzen, und wünschte sie in einem Zustand zu sehen, in welchem sie ihm nicht mehr beschwerlich fallen dürften. Diß konnte er nur durch ein einiges Mittel bewirken, nehmlich: wenn Spanien mit diesen Staaten Frieden machte. Hieran also wollte er arbeiten; und er bestimmte den Präsidenten Janin, einen Mann von grossen Einsichten, zu diesem Geschäfte.

Beide streitende Theile schlossen endlich einen Waffenstillstand auf acht Monate, und die vereinigte Niederlande ersuchten den König, mit ihnen ein Schuz- und Truz-Bündniß einzugehen, damit sie mit desto grösserem Nachdruk handlen könnten.

Hierzu entschloß er sich gerne. Die vorzüglichste Bedingungen hiebei waren folgende:

Er versprach diesen Staaten, er wolle alles anwenden, um Spanien zu einem für sie vortheilhaften und sicheren Frieden zu nöthigen. Wenn er diesen mit der Hilfe Gottes zuwegen bringe, so wolle er alle seine Macht zur Erhaltung desselben anwenden; wolle sie gegen alle diejenige, welche diesen Frieden stören wollten, vertheidigen; und wolle deswegen zu ihrem

Dienst auf seine Kosten zehen tausend Infanteristen halten, so lange sie es nöthig hätten. Hingegen machten sich die Staaten verbindlich, wenn der König von Frankreich von irgend jemand in seinem Reich angegriffen würde, so wollen sie ihn mit fünftausend Infanteristen auf ihre Kosten unterstüzen, oder, wenn es dem König angenehmer seie, so wollen sie einige wohl ausgerüstete Schiffe für ihn in die See stechen lassen.

Ueber diese Verbindung lärmten die Spanier unbegreiflich. Don Pedro von Toledo, einer der angesehensten spanischen Grossen, gieng durch Frankreich in die Niederlande, und beschwerte sich bei dem König heftig. Man glaubte aber, er habe sich blos deswegen so heftig beschwert, damit der König alles anwenden möchte, den Frieden zu beschleunigen: denn der langwährige, verdriesliche und blutige Krieg, welcher von den Spaniern mit so vielen Kosten, und mit so geringem Erfolg geführt worden war, hatte diesen Staat äusserst erschöpft.

Don Pedro war der ächte spanische Edelmann; voll steiffen Ernsts sprach er hoch herab, wenn von der Ehre und dem Ruhm seiner Nation, und von der Macht seines Königs die Rede war: übrigens ganz Hofmann, demüthig und kriechend, wenn es seyn mußte; galant, jeder Form fähig, und in hohem Grade gebildet. Es ereigneten sich zwischen dem Kö-

nig und ihm Vorfälle, die zu merkwürdig sind, als daß ich sie vorbeigehen dürfte.

Der König glaubte, Don Pedro werde ihm mit Krieg drohen; er wußte, daß die Spanier ausgebreitet hatten, das Podagra habe ihn so übel zugerichtet, daß er kein Pferd besteigen könne; er wollte ihm daher zeigen, daß seine Stärke noch nicht abgenommen habe, führte ihn deswegen in die grosse Gallerie zu Fontainebleau, und gieng hier zwanzig- oder dreissigmal so schnell mit ihm auf und ab, daß Pedro ganz auffer Othem kam, und sagte nun zu ihm: nicht wahr, mein Herr! ich befinde mich noch sehr wohl.

Bei dieser ersten Zusammenkunft trug Don Pedro seinen Rosenkranz in der Hand. Er sprach mit dem König von den dringenden Gründen, die jeder katholische Fürst habe, um die Kezer entweder zu vertilgen, oder zu bekehren, und zählte ihm die schwere Kriege her, die sein Herr deswegen unternommen habe. Hierauf fieng er an, unsern König zu versichern, seine katholische Majestät wünschten sehr, sich mit ihm enge zu verbinden, und ihre Kinder an einander zu verheirathen; nur solle er von dem Bündniß mit den Niederländern abstehen. Der König antwortete ziemlich freimüthig, seine Kinder seien von so gutem Hause, daß sie immer noch eine Unterkunft finden werden: gezwungene Freunde, die es nur unter gewissen Bedingungen seien, verlange er nicht: seine Freunde

könne er nicht verlassen, diejenige, die nicht seine Freunde seyn wollen, werden es schon bereuen, daß sie es nicht seien.

Nun erhob Don Pedro die Grösse und Macht Spaniens. Der König erwiederte ganz kalt, Spanien ist Nabuchodonosors Bild, aus den verschiedensten Stüken zusammengesezt, mit Füssen von Ton. Don Pedro schimpfte: der König ebenfalls: wenn der König von Spanien, fügte er hinzu, mit seinen Unternehmungen gegen mich nicht aufhören will, so will ich das Eskurial belagern, wenn man mich noch einmal nöthiget aufzusizen, so solle man mich bald zu Madrid sehen. Mag seyn, versezte der stolze Spanier: König Franz kam auch nach Madrid. Ja, erwiederte der König, um die ihm, ganz Frankreich, und mir angethane Beschimpfung zu rächen, will ich nach Madrid kommen.

Sie sagten sich noch einige Empfindlichkeiten, endlich stimmte der König seine Stimme etwas herab, und sagte, Sie, Herr Gesandter! sind ein Spanier, und ich bin ein Gaskonier, wir wollen uns nicht ereifern. Und nun sprachen sie wieder höflicher.

Ein andersmal zeigte ihm der König die Gebäude zu Fontainebleau, und fragte ihn, wie sie ihm gefallen. Für Gott, erwiederte er, ist hier wenig gethan. Es fanden sich nemlich nur zwo ovale Kapellen daselbst, die wirklich sehr klein waren. Der König

nahm es übel, daß er von Seiten seiner Frömmigkeit angegriffen worden war, und sagte ihm daher etwas bitter: Ihr Herren Spanier gebt Gott steinerne Gebäude zur Wohnung, wir Franzosen weihen ihm unsere Herzen: wolltet ihr ihm eure Herzen weihen, so fürchte ich, ihr möchtet ihm nichts anders als steinerne Tempel einräumen.

Von Fontainebleau kamen sie nach Paris; der König zeigte Don Pedro die Gallerie im Louvre, und fragte ihn, was er davon denke. Es ist doch ein ganz anderes Ding um ein Eskurial, erwiederte er. Ist leicht möglich, antwortete der König, aber liegt auch ein Paris hinter dem Eskurial, wie hinter dieser Gallerie?

Don Pedro begegnete einst im Louvre einem Bedienten des Königs, der den Degen desselben in der Hand trug. Er näherte sich dem Bedienten, beugte das eine Knie, küßte den Degen, und sagte, diese Ehre muß ich dem berühmtesten Degen in der Christenheit erweisen.

Während jenem achtmonatlichen Waffenstillstand, von dem ich vorhin sprach, arbeitete der Präsident Janin unablässig an dem Frieden. Er hatte vorzüglich folgende zwo Schwierigkeiten zu besiegen: 1) daß der König von Spanien mit den vereinigten Staaten nicht anders als mit seinen Unterthanen unterhandlen wollte; und daß diese für frei und unabhängig erklärt

seyn wollten. 2) Daß der Prinz von Oranien, dessen Macht und Ansehen durch den Frieden äusserst geschwächt werden mußte, dem Präsidenten tausend Hindernisse entgegen sezte. Diesen unterstüzte die Provinz Zeeland, welche die Fortsezung des Kriegs wünschte, und einige andere Städte von ihrer Parthie.

Da man einmal diese Schwierigkeiten besiegt hatte, so gaben die Spanier zuerst nach, und erkannten die Staaten für frei. Und nun sprach der König so nachdrüklich mit dem Prinzen von Oranien, daß auch dieser den Frieden nicht länger aufhalten konnte. Man brachte aber doch keinen eigentlichen Frieden zu Stande, sondern nur einen Waffenstillstand auf zwölf Jahre, der den Kaufleuten sehr zu gut kam, und die Handlung von beiden Seiten sicherte.

Die Nachricht von diesem Vertrag verbreitete den Ruhm des Königs in ganz Europa. Der Doge von Venedig sagte unserem Gesandten im Senat: Venedig bewundere die Weisheit des Königs aufs neue, der sich nie in etwas einlasse, ohne zu seinem Zwek zu kommen, der die Ruhe und Ehre der ganzen Christenheit sichere; für das Glük seines Reichs seie nichts mehr zu wünschen, als daß es ewig währen möchte. — Ein um so viel schöneres und rühmlicheres Lob, da man mit Wahrheit sagen kann, daß Venedig der Siz der ächten Staatsklugheit ist; und die Lobsprüche,

sprüche, die dieser Senat ertheilt, als Göttersprüche betrachtet werden dürfen.

Von allen Seiten her suchte man die Freundschaft dieses grossen Königs. Man wählte ihn überall zum Schiedsrichter, suchte überall her seinen Beistand, und da er eben so mächtig, als weise, eben so geliebt, als gefürchtet war, so widersprach seinen Urtheilen niemand, so wagte es niemand, diejenige anzugreifen, die er vertheidigte. Er war so gerecht, daß er nie die Rechte eines andern kränken ließ, daß er nie einen Empörer gegen seinen rechtmässigen Herrn unterstüzte. Einen schönen Beweis hievon gab er in der Sache der Mauren.

Wir haben sonst schon gesehen, daß die Mauren oder Sarazenen im Jahr sieben hundert und fünf und zwanzig ganz Spanien überschwemmten. Die Christen hatten sie mit Hülfe der Franzosen wieder so weit vertrieben, daß ihnen nichts mehr übrig geblieben war, als das Königreich Granada. Diese Provinz war zwar klein, aber sehr reich und äusserst bevölkert, weil sich alles, was von dieser unglaubigen Nation noch übrig war, auf diesen kleinen Raum zusammen gedrängt hatte. Ferdinand, König von Arragonien, und Isabelle, Königin von Kastilien unternahmen's im Jahr tausend vierhundert und zwei und neunzig, diß Reich zu bekriegen, und machten auch wirklich

der Herrschaft der Mauren, und der Mahometanischen Religion in Spanien ein Ende. Sie zwangen die Ungläubige, sich taufen zu lassen, oder sich nach Afrika zurük zu begeben.

Diejenige, welche die christliche Religion angenommen hatten, waren dazu gezwungen worden, und daher im Herzen gröſten Theils Mahometaner oder Juden geblieben, denn auch von dieser Religion waren viele unter ihnen; sie erzogen heimlich ihre Kinder in ihrem Unglauben. Die Strenge der Spanier trug vieles dazu bei, daß man zwischen diesen neuen Christen und den älteren immer einen groſſen Unterschied bemerkte. Die neue Christen konnten zu keinem Amt gelangen, in keinen Orden treten, man verheirathete sich nicht mit ihnen, ja man beschimpfte sie auf tausenderlei Arten, und drükte sie mit schweren Abgaben nieder. Diese Unglükliche fühlten in ihrem Elend wohl, daß sie zu schwach seien, um ihr Joch selbst abwerfen zu können; sie dachten daher darauf, sich an eine auswärtige Macht zu wenden: nur wollten sie hierzu eine christliche wählen, weil der König von Marokko, oder andere afrikanische Fürsten allzu verhaßt seyn mochten. Sie schikten daher ingeheim Abgeordnete an unsern Heinrich, da er nur erst König von Navarra war, wiederholten aber ihre Bitte im Jahr tausend fünf hundert und fünf und neunzig, da sie sahen, daß er die Ligue besiegt, und alle Hin-

dernisse, die ihm im Wege gestanden waren, überwunden hatte. Er nahm ihren Vortrag gnädig auf, schikte in der Stille Abgeordnete nach Spanien, um über ihre Lage Nachricht zu bekommen, und machte ihnen Hofnung, daß er ihnen beistehen werde. Diß konnte er damals ganz aufrichtig thun, da er den König von Spanien bekriegte, wo man sich gegen seinen Feind aller Waffen bedienen darf.

Eben in dem gegenwärtigen Jahr baten sie wieder auf das dringendste, er möchte doch ihre Vorschläge und Anerbietungen annehmen; und wollten des Königs Antwort von ihm selbst vernehmen. Allein er ertheilte ihnen nun ohne weitere Umschweife die Antwort: sein Titel: Allerchristlichster König, erlaube ihm nicht, ihre Vertheidigung zu übernehmen, so lange der zu Vervin geschlossene Vertrag bestehe; wenn aber die Spanier diesen Vertrag zuerst brechen würden, so habe er Gründe, sie unter seinen Schuz zu nehmen.

Ihre Abgeordnete gaben nun hier alle Hofnung auf, und wandten sich an den König von England, den sie aber noch weniger geneigt fanden, ihnen beizustehen, als den König von Frankreich. Aber nun bekam man am spanischen Hofe Nachricht davon, und diß verursachte denn grosses Erstaunen, und nicht geringe Furcht: denn es waren ihrer ungefähr eine Mil-

CIRCULATING LIBRARY

lion Menschen; sie hatten sich des ganzen Handels, besonders des beträchtlichen Handels mit Oel, bemächtiget.

Der König Philipp III. hielt für das sicherste Mittel, dem gefährlichen Erfolg ihrer Verschwörungen vorzukommen, ihre gänzliche Verbannung aus seinen Staaten. Diß geschahe durch eine Verordnung vom zehnten Januar im Jahr tausend sechshundert und zehen, welche mit vielem Eifer, mit grosser Unmenschlichkeit und Niederträchtigkeit vollzogen wurde. Da man diese Unglükliche nach Afrika führte, wie sie es verlangt hatten, so stürzte man sie zum Theil ins Meer, zum Theil beraubte man sie. Die Nachrichten von der übelen Behandlung ihrer Freunde bewog die noch übrige, sich nach Frankreich zu begeben; mehr als fünfmal hundert tausend giengen zu Land nach St. Jean de Lus, die übrige begaben sich auf französische Schiffe, und kamen in verschiedenen französischen Seehäfen an. Ich muß aber sagen, daß diejenige, welche zu Land ankamen, von den Franzosen eben so sehr mißhandelt wurden, als jene von den Spaniern. Bei ihrem Durchzug durch Landes nehmlich wurden sie beinahe alle geplündert, und ihre Weiber und Töchter wurden mißbraucht. Weil sie nun in einem Lande, das sie für ihren Zufluchts-Ort gehalten hatten, so wenig Sicherheit fanden, so schifften sie sich mit Erlaubnis des Königs

in den Seehäfen Languedoks ein, und sezten nach Afrika über, wo sie den unglaublichsten Haß, und die gröste Grausamkeit gegen alle Christen bewiesen. Einige Familien blieben in den Seestädten des Königreichs, z. B. zu Bourdeaux und Rouen; man vermuthet, daß ihre Kinder noch jezt in der Stille dem Eigensinn ihrer Väter folgen.

Der König war weit entfernt, diese Unglaubige zu beschüzen; vielmehr machte er zur Ehre und Ausbreitung der christlichen Religion an der Küste von Afrika grosse Entwürfe; allein er wollte sich hierüber nicht erklären, bis er alle Streitigkeiten in der Christenheit so beigelegt hätte, daß er seine ganze Stärke wider einen so mächtigen Feind, als der Türkische Kaiser ist, anwenden könnte. In dieser Absicht hat er drei oder vier Edelleute in den Orient geschikt, die unter dem Vorwand einer Reise zu dem heiligen Grabe diese Länder auskundschaften, die Gesinnungen der Völker, die Beschaffenheit der Macht, der Festungen und der Türkischen Regierung untersuchen mußten. Alle Umstände genau überlegt, versprach er sich diese so ansehnliche Macht in drei, oder höchstens vier Jahren zu stürzen; nur müßte er vorher die Angelegenheiten der christlichen Fürsten beilegen, und eine allgemeine Verbindung derselben zu Stande bringen. Er glaubte sein Vorhaben mit einer Armee von fünf und dreißig tausend Fußgängern, und zwölf tausend Reutern aus-

führen zu können, da auch Alexander der Grosse zur Bezwingung des Persischen Reichs, das ohne Zweifel grösser und mächtiger war als das Türkische, keine grössere Armee gehabt habe. Ich werde dieß grosse Unternehmen, die ganze Christenheit zu vereinigen, näher beschreiben, wenn ich nur noch vorher einige wichtige Begebenheiten, die sich in den drei, oder vier lezten Jahren seines Lebens zutrugen, im Allgemeinen erzählt habe.

Er war immer vorzüglich darauf bedacht; das nothwendigste Erforderniß bei einem Krieg, Geld anzuschaffen: er nahm daher jeden Vorschlag, der ihm in dieser Rükficht gemacht wurde, gerne an, und um so gerner, da er damit umgieng, den Salz-Zoll und die Steuer abzuschaffen. Das Erstere konnte er nicht thun, ohne seine Einnahme beträchtlich zu vermindern; er mußte sich also dagegen andere Einkünfte zu verschaffen suchen. Dieß wollte er dadurch erhalten, daß er sich bemühete, seine Krongüter von Schulden zu befreien, und sie mit neuen Gerechtigkeiten zu versehen. So ertheilte er ihnen die Sportel-Gerechtsame; auf diese Art konnte er sie nach fünf oder sechs Jahren wieder ganz einlösen, und sie trugen ihm jährlich fünfzehen Millionen.

Allein nach seinem Tode verpfändete seine Gemahlin, Marie von Medicis, wieder mehrere Krongüter, als vorher je geschehen war.

Es wäre sehr zu wünschen, daß man diese sonst unveräusserliche Krongüter wieder einlösen könnte; daß man darauf losarbeitete, alle diese Güter, welche durch die Gesetze des Staats, und durch die Vorsorge so vieler weiser Männer so viele Jahrhunderte hindurch vereiniget waren, wieder zusammen bringen, daß man dadurch unseren Königen hinreichenden Glanz verschaffen könnte, daß man das Königreich nur in dem äusserſten Fall beschwehren dürfte.

Um den Salz-Zoll abschaffen zu können, wollte unser grosser Heinrich alle Salzquellen in Poitou und Bretagne den Unterthanen abkaufen: wenn er diese im Besiz hätte, so wollte er das Salz bei den Salzquellen in selbst beliebigem Preis an die Kaufleute verkaufen, die es denn in dem ganzen Reich verführen könnten, wie es auch mit dem Getraide ist, ohne daß sie jemand nöthigen dürften, es zu kaufen, ohne daß man auf das Salz Auflagen machen dürfte. Hiebei hätte man nicht nöthig gehabt, die viele Beamte, Zollbediente, Rechner, Einnehmer, Häscher und hundert andere Leute (es waren ihrer gewiß beinahe zwanzig tausend) auf Kosten des Königs und des Staats zu erhalten und zu bezahlen, man wäre der vielen Klagen über diese Leute überhoben gewesen: man hätte die arme Landleute nicht mehr zwingen müssen, eine gewisse Menge Salz abzunehmen: die Unterthanen hätten es um einen viermal geringeren Preis erhalten, und der

König hätte doch mehr eingenommen, als jezt, hätte keine Auslage, keine Mühe gehabt, und seine Unterthanen wären nicht mißhandelt worden.

Bei den Bemühungen des Königs, seine Kassen zu füllen, und anstatt der Steuer sich andere Einkünfte zu verschaffen, mußte er freilich einige neue Auflagen machen, und auch einige neue Aemter einführen, und hierüber beschwerten sich wirklich mehrere Personen. Um seine alte Schulden bezahlen zu können, um im Stande zu seyn, denjenigen, die ihm im Krieg gegen die Ligue gedient hatten, ihren Jahrgehalt reichen zu lassen, mußte er manchmal einem eigennüzigen Rathgeber folgen. Hierdurch veranlaßte er Klagen über sich, die freilich mehr über jene Leute, als über ihn hätten geführt werden sollen. Wer hingegen von seinen Absichten unterrichtet war, lästerte gewiß nicht über ihn, wie dieß andere thaten: jene nannten gute und weise Sparsamkeit, was bei diesen Geiz und unersättliche Geldbegierde hieß.

Dieser Fürst war zwar sehr geneigt, sein Volk zu erleichtern, und die Gröſſe seines Staats zu vermehren; aber man kann nicht leugnen, daß er in der Wahl des Mittel manchmal irrte, daß man ihm manchmal Mittel angab, die nicht so unschuldig waren, als seine Absichten. Vorzüglich erregten zwo Unternehmungen Aufmerksamkeit; die eine kam nicht zu Stande,

so viel man auch Geschrei davon machte; die andere hatte sehr gefährliche Folgen.

Die erste betraf eine Untersuchung über die Einkünfte des Stadthauses: man glaubte, man wolle dadurch diejenige ins Unglük bringen, die bei Verwaltung derselben untreu gewesen wären. Und dieß wäre an sich ganz gerecht gewesen. Allein, weil die hier entwendete Gelder oft schon wieder andern zu Theil worden, oder gleich Anfangs unter mehrere Hände gekommen waren, so war es sehr vielen Familien bange, ganz Paris kam in Unruhe, und die Zahlmeister nahmen ihre Zuflucht zu dem Stadtvogt. Dieser war damals Miron, zugleich Civil-Lieutenant, für den Dienst des Königs sehr eifrig, wie er bei mehreren Gelegenheiten gezeigt hatte, ein sehr rechtschaffener Mann, den nichts bewegen konnte, gegen das Interesse derjenigen, deren Vorgesezter er war, zu handeln. Auch hier nahm er sich desselben ernsthaft an, sprach in den Versammlungen in dem Stadthaus, und handelte bei dem Ober-Aufseher mit gleicher Stärke, machte auch dem König Vorstellungen. Aber eben in diesen Vorstellungen gieng er in seiner Hize zu weit, und stellte einige verhaßte Vergleichungen an. Diese betrafen zwar nicht den König, aber einige seiner Räthe.

Der Louvre zitterte; die Hofleute schrieen, er habe gelästert. Diejenige welche sich in seinen Vorstellungen getroffen fühlten, und die aus der Untersuchung der

Renten Nuzen zu ziehen hofften, gaben sich alle Mühe, den König einzunehmen, und ihn zu überreden, er solle diese Frechheit bestrafen. Auf der andern Seite verbreitete sich unter dem Volk, das erfahren hatte, daß sein Vorsteher in Gefahr seie, das Feuer viel schneller aus, als je geschehen war: die Bürger versammelten sich haufenweis bei seinem Hause, um ihn zu vertheidigen. Miron bat sie aufs dringendste, sie sollen weggehen, damit man ihn nicht als Verbrecher behandeln könnte; er zeigte ihnen, es seye nichts zu befürchten; sie haben es mit einem eben so grossen als weisen König zu thun, der gütig und gerecht seie, und schlechten Rathgebern nicht folge.

Diejenige, welche übel gegen ihn gesinnt waren, gaben sich alle Mühe, den König zu überreden, daß er Miron wegnehmen lassen, und sein höchstes Ansehen geltend machen sollte. Allein er antwortete diesen Leuten sehr vernünftig, das höchste Ansehen bestehe nicht darinn, daß man alles mit der äussersten Strenge betreibe; man müsse auf Zeit, Personen und Umstände Rükficht nehmen; er habe zehen Jahre damit zugebracht, den bürgerlichen Krieg zu dämpfen, und daher fürchte er sich vor dem geringsten Umstand, der dazu neue Veranlassung geben könnte: Paris habe ihn zu viel gekostet, als daß er sich entschliessen könnte, es nun wieder zu verliehren: wenn er ihrem Rath folgen wollte, so müßte er nothwendig schröklich strafen; aber

eben dadurch würde er den Ruhm, gnädig und liebreich gegen sein Volk zu seyn, verliehren — ein Vergnügen, das er eben so hoch und wohl noch höher schäze als seine Krone. Miron habe seine Treue und Rechtschaffenheit bei hundert anderen Gelegenheiten erprobet; er habe nie eine schlechte Gesinnung gezeigt; was er gethan habe, thue er wenigstens seiner Meinung nach aus Liebe zur Pflicht: wenn ihm auch einige unüberlegte Worte entfahren seyn sollten, so könnte man ihm ja diese in Rükksicht auf seine vorige Verdienste verzeihen: wenn dieser Mann Märtyrer für das allgemeine Beste werden wolle, so wolle er ihm diesen Ruhm nicht lassen, weil sonst er, als Verfolger und Tyrann erscheinen müßte; dieß seye gewiß nicht das Sicherste, einen Menschen auf das Aeusserste zu treiben, um ihn verderben zu können.

So wollte dieser weise König mit gutem Grund eine kleine Uebereilung nicht ahnden, wollte nicht wissen, was vorgegangen war, weil er befürchtete, er möchte mit seinem Ansehen dazwischen kommen müssen, und dieß könnte von gefährlichen Folgen sein.

Er nahm die Entschuldigungen Mirons sehr gütig an, endlich verbot er die Untersuchung der Renten, die so vielen Lärm gemacht hatte.

Das zwote Mittel, dessen er sich bediente, um seine Einkünfte zu vermehren, und das so gefährliche

Folgen hatte, war die Paulete, oder das jährliche Recht.

Um mich verständlich zu machen, muß ich weiter ausholen.

Die Aemter bei den Gerichten, der Polizei, und den Finanzen waren, so lange Könige aus dem ersten und zweiten Stamm über Frankreich herrschten, von Edelleuten verwaltet worden. Denn damals mußte sich der Adel auf die Wissenschaften legen, besonders die französische Gesetze studieren. Man nahm bei ihrer Wahl auf ihr Alter, und auf die Reife ihres Verstandes Rükksicht. Sie veränderten ihre Aemter von Zeit zu Zeit; wurden nicht von den Parthien besoldet, sondern hatten nur sehr mäßige Einkünfte, die der Staat bezahlte, mehr um sie zu ehren, als um sie zu belohnen. Aber da nun der dritte Königs-Stamm zur Regierung kam, so wurde der Adel nach und nach unwissend, und überließ sich der Unthätigkeit; die Bürger wiedmeten sich der Rechts-Wissenschaft, wurden nach und nach in die Aemter gesezt, und verschaften diesen höheren Werth. Denn die ganze Ehre, und alles Ansehen, das sie hatten, verdankten sie nicht, wie die Edelleute, ihrer Geburt, sondern ihren Aemtern. So verlohr der Adel beinahe alle Aemter; die Geistliche hatten die ganze Gerichtsbarkeit unter sich, und liessen durch ihre Unter-Beamte Recht sprechen.

Wie nun das Parlement, das vorher den Staatsrath des Reichs vorgestellt hatte, und im Kleinen eben das gewesen war, was die versammelte Reichsstände im Grossen waren, anfieng, über bürgerliche Sachen zu entscheiden, da es vorhin nur wichtige Staatsangelegenheiten vorgenommen hatte, so verordnete Philipp der Schöne, oder nach andern, Ludwig Hutin, sein Sohn, daß dieß Gericht beständig zu Paris gehalten werden solle. So wie nun aber dieses Gericht immer angesehener wurde, weil der König öfters bei den Sizungen desselben erschien, weil Herzoge, Pair's und Reichs-Prälaten Beisizer waren, weil man nur die gröste Rechtsgelehrten zu Mitgliedern wählte, so machte es nach und nach die Gewalt der übrigen königlichen Richter, der Baillifs, und Seneschaux, die vorher unumschränkt gesprochen hatten, von sich abhängig.

Lange nachher ernannten andere von unseren Königen immer neue Parlementer; aber bloß in der Absicht, die Gerechtigkeit zu befördern, ohne irgend eine Vermehrung der Gelder zur Absicht zu haben: vielmehr nahm ihre Kasse wegen der Bezahlung dieser neuen Beamten ab.

In dieser Zeit war die Anzahl der Justizbeamten sehr klein, und die Ordnung, welche man bei Besezung der Parlementsstellen beobachtete, sehr genau.

Man hielt ein Verzeichniß, in welches die gelehrtesten Advokaten und Juristen eingetragen wurden; und wenn denn eine Stelle unbesezt war, so suchte man aus diesen drei Männer aus, die man dem König vorschlug; und aus diesen wählte er denn, welchen er wollte. Allein wegen den Günstlingen und Hofleuten gieng man von dieser Ordnung ab: sie überredeten die Könige, sie sollen sich doch nicht bloß auf die drei vorgeschlagene einschränken lassen, sondern aus eignem Entschluß ernennen, wen sie wollen. Dieß thaten diese Leute bloß deswegen, um von demjenigen, der durch ihre Empfehlung ernannt würde, ein Geschenk zu bekommen.

Man gieng endlich so weit, daß viele dieser Stellen mit unwissenden und schlechten Leuten besezt wurden, daß Männer von Verdiensten die Stelle eines Advokaten für ehrenvoller ansahen, als die Stelle eines Parlements-Raths. Das Uebel nahm täglich zu: die Reiche waren wegen dem Gewinn, und ihre Weiber wegen ihrer Eitelkeit äusserst lüstern nach diesen Aemtern, und dieß veranlaßte denn diejenige, welche am Ruder saſſen, daß sie diese Aemter als eine Waare betrachteten, die sich zu Geld machen lasse. Da unter Ludwig XII. die öffentliche Kassen durch die lange Kriege in Italien ausgeleert worden waren, so fieng man an die Finanz-Aemter zu verhandlen. Doch dieser gute König sahe bald die gefährliche Folge, die das-

aus entstehen mußte, und entschloß sich, allen, welche Aemter gekauft hatten, ihr Geld wieder zurük zu geben. Allein er starb, ehe er dieß Vorhaben ausführen konnte. Franz I. von dem Ludwig XII. sehr richtig vorher gesagt hatte, er werde alles verderben *), verkaufte auch die Gerichtsstellen; errichtete öfters neue Aemter, nur um Geld gewinnen zu können.

Heinrich II. sein Sohn, führete die Präsidenten-Stellen ein; Karl IX. und Heinrich III. häuften Uebel auf Uebel, führten immer neue Aemter ein, um immer neue Waare für ihren Handel zu haben: ja sie nahmen bei ihrem Verkauf nicht darauf Rükſicht, ob man den vorigen Besizer eines Amtes eines natürlichen Todes habe sterben lassen, oder ob man ihn ermordet hatte.

Bis jezt war das Uebel groß, aber nicht unheilbar. Man durfte nur eine Anzahl dieser Aemter, wenn sie erledigt wurden, ganz aufheben, und die übrige mit Männern von Fähigkeiten und Verdiensten besezen. So konnte man diesen Schwarm von Beamten in zwanzig Jahren auf eine kleine Anzahl herunter sezen.

Allein von dieser Seite trug man unserem Heinrich die Sache nicht vor, sondern man zeigte sie ihm aus einem andern Gesichtspunkte. Man ließ ihn bemerken,

*) Er sagte oft: dieser dikleibigte Junge wird alles verderben.

er gewinne nie etwas bei Erledigung der Aemter, und müsse doch immer so viele vergeben; er müsse also auf ein Mittel denken, durch das er seinen Kassen einen Theil der Besoldungen, die er aus denselben an seine Beamte bezahlen müsse, abnehmen könnte. Dieß könnte er erhalten, wenn er seinen Beamten die Aemter erblich überliesse, wofür sie jährlich eine gewisse mäßige Summe bezahlen sollten; dieß könne kein Zwang heissen, es seye eine Gnade, und keine Bedrükung. Dieß nannte man das jährliche Recht, oder auch die Paulete, von einem gewissen Paulet, der dazu gerathen, die Sache verhandelt hatte, und der erste Käufer war.

Es ist nicht nöthig, alle die Uebel aufzuzählen, die diese elende Erfindung veranlaßt hat, und noch täglich veranlaßt. Auch der Einfältigste muß es begreifen, daß dieß ein Uebel ist, welchem jezt schwer abzuhelfen ist. Alle Beamte bezahlten vermöge diesem Gesez, um ihren Kindern ihre Aemter zu sichern. Ich will dieß Buch nicht mit Erzählung aller der Feierlichkeiten anfüllen, die vorgiengen bei den Geburten und Taufen aller Kinder Heinrichs des Grossen, bei den Vermählungen der Grossen am Hofe, z. B. bei den Vermählungen des Prinzen von Condé und des Herzogs von Vendome, die im Jahr tausend sechshundert und neun im Monat Julius gefeiert wurden.

Der

Der Prinz von Kondé heurathete Char- (1609.
lotte Margarethe von Montmorency, Tochter eines Konnetables, sie war sehr schön, und wußte sich ganz als eine adeliche Dame zu benehmen. Sie machte bei ihrer ersten Zusammenkunft mit dem König einen stärkeren Eindruk auf ihn, als je ein Frauenzimmer auf ihn gemacht hatte. Dieß war der Grund, warum sich der Prinz von Kondé bald nachher von dem Hofe entfernte, und Anfangs nach Flandern, nachher aber nach Milano gieng, wenn es schon der König sehr ungnädig aufnahm, daß sich der erste Prinz vom Geblüt seinen Feinden in die Arme warf.

Der Herzog von Vendome heurathete ein Fräulein von Merkoeur, mit der er sich im Jahr tausend fünfhundert und sieben und neunzig verlobt hatte, wie ich schon erzählt habe. Die Mutter des Fräuleins war sehr stolz, und sezte daher dieser Verbindung grosse Schwierigkeiten entgegen, so sehr, daß sie gewiß nie zu Stande gekommen wäre, wenn sich nicht der König der Sache angenommen hätte. Den Eigensinn dieser Frau zu besiegen, machte ihm so viel Mühe, als irgend etwas in seinem Leben. Doch vermied er alle Zwangsmittel; und betrug sich, wie ein Vater, der für seinen Sohn wirbt; nicht, wie ein König, der Gehorsam fordert.

Auch die gewöhnliche Unterhaltungen des Königs

übergehe ich, nehmlich die Erzählungen von seinen Jagden, Gebäuden, Spielen, Festen und Spazierfahrten. Nur das bemerke ich, daß er bei den Festen und Ringel-Rennen immer als ein guter Gesellschafter erschien; daß er bei den leztern eben so viele Geschiklichkeit bewieß, als irgend ein anderer; daß er bei einem Gläschen lustig, aber immer mäßig blieb; daß seine heitere Laune und sein Wiz die ganze Parthie aufs angenehmste unterhielt; daß er bei Thurnieren, Ringelrennen und allen Lust-Parthien eben so viele Geschiklichkeit und Lebhaftigkeit zeigte, als die jüngste Herren; daß er sich auch auf Bällen einfand, und manchmal tanzte, aber, dieß muß ich sagen, mehr zu seinem Vergnügen, als nach Regeln. Einige sagen, ein so grosser Fürst würdige sich durch solche Possen herab, für einen Greis seie jugendliches Betragen unschiklich. Man kann zu seiner Entschuldigung sagen, sein mit so vieler Arbeit belasteter Geist habe diese Erholung nöthig gehabt. Aber was ich denjenigen antworten solle, die ihm seine grosse Liebe zum Karten- und Würfelspiel vorwerfen, weiß ich nicht. Dieß ist eine Sache, die um so weniger zu vertheidigen ist, da er schlecht spielte, immer gewinnen wollte, wenn viel auf die Karten gesezt war, furchtsam, und, wenn er verlohr, mißlaunigt wurde. Ich glaube, ich muß es gestehen, daß auch dieser König Fehler hatte, daß er auch so wenig von Flekken frei war, als die Sonne.

Zu seiner Ehre wäre es zu wünschen, daß er nur diesen einzigen gehabt hätte. Aber seine ununterbrochene Neigung gegen das Frauenzimmer war ein anderer, der an einem christlichen Prinzen, an einem Mann von seinem Alter, der verheurathet war, gegen den sich Gott so gnädig bewiesen hatte, der immer so grosse Entwürfe machte, noch weit schimpflicher war. Manchmal hatte er Wünsche, die schnell vorüber giengen, und nicht länger als eine Nacht daurten. Aber wenn einmal ein Frauenzimmer einen lebhaften Eindruk auf ihn gemacht hatte, so war er sterblich verliebt, und war er einmal in dieser Lage, so sahe man nichts weniger als Heinrich den Grossen.

Die Fabel sagt, Herkules habe die Spindel zur Hand genommen, und aus Liebe zu der schönen Omphale gesponnen: unser Heinrich erniedrigte sich seinen Damen zu gefallen noch tiefer. Er verkleidete sich einst in einen Bauer, und lud sich eine Last Stroh auf, um zu der schönen Gabrielle zu kommen, und oft solle er der Marquisin von Verneuil zu Füssen gefallen, und und ihr sein Unrecht abgebeten haben.

Man könnte zwanzig Romanen von seinen verschiedenen Liebschaften schreiben, von seinen Begebenheiten mit der Gräfin von Guiche, da er eben erst König von Navarra war; mit Jakqueline von Bueil, Gräfin von Moret; und mit Charlotte von Essarts,

ohne die viele andere Damen von verschiedenem Stande zu rechnen, die eine Ehre darein sezten, daß sie mit einem so grossen Könige zu thun hatten.

Die grosse Achtung und Liebe, welche die Franzosen für ihn hatten, verhinderten es, daß man sich an diesen Ausschweifungen nicht stieß; aber die Königin, seine Gemahlin, ärgerte sich tausendmal darüber, und dieß veranlaßte viele Zänkereien zwischen ihr, und dem König, und dieß war die Ursache, warum sie von dem König verächtlich dachte, und ihm vieles Mißvergnügen machte. Der König, der hieran schuldig war, trug es mit vieler Geduld, und bediente sich seiner vertrautesten Freunde, manchmal auch seines Beichtvaters, um sich wieder mit ihr auszusöhnen. Alle Augenblike war eine neue Versöhnung nöthig; und diese Zwiste wurden endlich so gewöhnlich, daß der Hof, so sehr er auch Anfangs darüber erstaunte, bald gar nicht mehr darauf achtete.

Ohne Zweifel hätte es die Pflicht des Königs erfordert, gegen seine rechtmäßige Gemahlin mehr Treue zu beobachten, und sich nicht in ihrer Gegenwart mit anderen Damen einzulassen: hätte er hierinn seine Pflicht beobachtet, so hätte er auch sein Ansehen als Gatte besser erhalten können, so hätte ihm seine Gemahlin auch strengeren Gehorsam leisten müssen, so hätte sie ihn nicht alle Augenblike mit Klagen, Vor-

würfen, und sogar manchmal mit Drohungen belästigen dürfen.

Der häußliche Verdruß, das viele Mißvergnügen, das er hier hatte, hinderte ihn wirklich an der Ausführung seines grossen Plans, den er zur Herstellung einer immerwährenden Ruhe in der Christenheit, und zur Zerstörung der türkischen Macht entworfen hatte.

Mehrere Geschichtschreiber sprechen hievon sehr verschieden: ich erzähle hier, was ich in den Memoiren des Herzogs von Sully finde. Sully mußte wohl die Sache am besten wissen, da er das Vertrauen des Königs in so hohem Grade hatte. Deßwegen erzähle ich ihm nach.

Der König, sagt er, war entschlossen, diesen Entwurf, den er nach dem Frieden zu Vervin gemacht hatte, auszuführen. Nur glaubte er, er müsse noch vorher in seinem Reich eine unzerstörbare Ruhe herstellen, er müsse deßwegen zuvor alle die verschiedene Köpfe seines Reichs mit sich vereinigen, und jede Veranlassung, durch welche diese Ruhe unterbrochen werden könnte, hinwegräumen. Sodann mußte er einsichtsvolle und getreue Männer haben, die sein Bestes verstanden, und den Staat verbessern konnten, die von allen seinen Angelegenheiten so unterrichtet waren, daß er von ihrem Rath Gebrauch machen, gute und schlechte Vorschläge, mögliche und unmögliche Unternehmungen unterscheiden, und beurtheilen konnte, was bei

seinen Einkünften ausführbar wäre. Denn die Auslagen, die auf andere Art gemacht werden, verflucht das Volk, und diesem Fluch folgt gewöhnlich Gottes Fluch.

Er verwilligte also den Hugenoten die Erlaubnis, daß sie mit den Catholiken friedlich zu Paris leben dürften. Hierauf machte er eine sichere und bestimmte Verordnung, wie es mit seinen eigenen und mit den Schulden des Staats gehalten werden solle, die sich in jenen Zeiten der Unruhe, durch die Verschwendungen seiner Vorfahrer, und durch den Aufwand, den er auf seine Soldaten und Festungen während der Ligue hatte machen müssen, angehäuft hatten. Sully legte ihm im Jahr Tausend sechshundert und sieben eine Rechnung vor, nach welcher sieben und achzig Millionen bezahlt worden waren; wodurch die Ehre und der Kredit Frankreichs bei den Fremden wieder hergestellt wurde, so sehr vorhin beide gesunken waren.

Er arbeitete ohne Aufhören daran, sein grosses Unternehmen allen christlichen Potentaten annehmlich zu machen, erboth sich ihnen, alle Vortheile, die sie von den Ungläubigen erwerben würden, zu überlassen, ohne sich das Mindeste vorzubehalten; denn er verlange, sagte er, keine andere Staaten, als die französische.

Er suchte jede Gelegenheit auf, um die Unordnungen zu tilgen, und die Streitigkeiten der christlichen Fürsten in ihrer Geburt zu erstiken; und dies that er ohne allen Nutzen für sich, blos, um die Ehre eines edel-

denkenden, uneigennüzigen und billigen Fürsten zu haben.

Er suchte alle diejenige Fürsten und Staaten, die ihm am besten für Frankreich gesinnet zu seyn schienen, von welchen er hoffen konnte, daß sie am leichtesten in sein Unternehmen willigen werden, so z. B. die vereinigte Niederlande, die Venetianer, die Schweizer und Graubündter. Da er sie auf das engste mit sich verbunden hatte, so suchte er auch die drei nordische Mächte mit sich zu vereinigen, nehmlich England, Dänemark und Schweden: suchte ihre Streitigkeiten aufzuheben, sie mit dem Pabst auszusöhnen, oder wenigstens den wechselseitigen Haß auf einige Zeit zu unterdrüken, und einen Vergleich zu treffen, bei dessen Beobachtung sie freundschaftlich mit einander leben konnten, der für den Pabst in so fern vortheilhaft war, in wiefern sie ihn dadurch für den ersten weltlichen Fürsten in der Christenheit erkannten, und ihm als erstem Fürsten alle Achtung erwiesen. Eben dies suchte er auch von den Churfürsten, deutschen Reichs-Ständen und Reichs-Städten zu erhalten. Er seie, sagte er, besonders verpflichtet, für ein Kaiserthum zu sorgen, das seine Voreltern errichtet haben. Nun lies er auch die Regenten der Länder Böhmen, Ungarn, Transylvanien und Polen untersuchen, ob auch sie geneigt wären, seinem Plan gemäs, auf immer alle Gründe zu Streitigkeiten und Unruhen in der Christenheit hinweg-

zuräumen, beizutreten. Er unterhandelte mit dem Pabst, welcher seinen Entschluß lobte, und von seiner Seite zur Ausführung desselben alles mögliche beizutragen versprach.

So hatte er sich also auf die Unternehmung vorbereitet, deren Plan ich Ihnen nun im Kleinen vorlegen werde.

Er wünschte die ganze Christenheit so genau zu vereinigen, daß sie nur Einen Körper bilden sollte, welcher sich mit Recht der christliche Staat nennen könnte. Daher wünschte er die ganze Christenheit in fünfzehen Mächte oder Staaten einzutheilen, die, so weit es möglich wäre, gleiche Stärke haben sollten, und deren Grenzen durch allgemeine Uebereinstimmung dieser fünfzehen Mächten so genau bestimmt wären, daß keine sie übertreten könnte. Diese fünfzehen Mächte sollten folgende seyn: der Kirchen-Staat, das deutsche Reich, Frankreich, Spanien, Großbrittannien, Ungarn, Böhmen, Polen, Dänemark, Schweden, Savoyen, die Lombardie, Venedig, die italienische Frei-Staaten, oder die kleinere Mächte, und die Städte Italiens, die Niederlande, und die Schweiz.

Unter diesen Reichen sollten fünf erblich seyn, nemlich Frankreich, Spanien, Großbrittannien, Schweden und die Lombardie; sechs sollten Wahl-Reiche seyn, nemlich der Kirchen-Staat, das deutsche Reich, Ungarn, Böhmen, Polen und Dänemark; vier sollten

Frei-Staaten seyn, von diesen sollten zwei, die Niederlande, und die Schweiz, eine demokratische, zwei andere, Venedig und die kleinere Herrschaften, und die Städte Italiens, eine aristokratische Verfassung haben.

Der Pabst sollte ausser seinen bisherigen Ländern noch Neapel erhalten; die italienische Republik, und die Insel Sicilien sollten Lehen von ihm seyn.

Venedig sollte Sicilien als Lehen bekommen; mit dieser Belehnung sollten keine Beschwerden verbunden seyn, als daß sie von zwanzig zu zwanzig Jahren wiederholt, daß bei derselben dem Pabst die Füsse, und ein goldenes Crucifix geküßt werden müssen.

Der italienische Freistaat, der aus den Staaten Florenz, Genua, Luka, Mantua, Parma, Modena, Monacho und noch einigen andern kleinen Herrschaften bestehen solle, müßte ebenfalls ein päbstliches Lehen seyn, bei dessen Empfang nur ein goldenes Crucifix, das zehentausend Franken werth wäre, überreicht werden müßte.

Der Herzog von Savoyen solle ausser seinen bisherigen Besitzungen noch Milano erhalten, der Pabst solle sie alle zu einem Königreich, unter dem Namen Lombardie, erheben; man solle Kremona davon trennen, und hingegen Montferrat beifügen.

Die Schweiz solle man mit Franche-Comté, dem Elsas, Tirol, Trient, und was dazu gehöre, vermehren, und solle sie zu einem Lehen von Deutschland machen,

das von fünf und zwanzig zu fünf und zwanzig Jahren erneuert werden müsse.

Man solle die siebzehen Provinzen der Niederlande, sowohl katholische, als protestantische, als einen freien und unumschränkten Staat betrachten; es sollte auf ähnliche Art ein Lehen des deutschen Reichs darauf haften, wie auf der Schweiz; man sollte zu diesem Land die Herzogthümer Kleve, Jülich, Bergen, Mark, Ravenstein und einige andere kleine benachbarte Herrschaften schlagen.

Ungarn solle nach Transylvanien, die Moldau und Wallachei erhalten.

Der Kaiser solle für sich und seine Nachkommen auf jede Vergrösserung durch Einziehung der Güter, oder durch Rükfall männlicher Lehen Verzicht thun; er solle die Lehen an Familien, die nicht mit ihnen verwandt seyen, auf den Rath und die Einstimmung der Churfürsten und Fürsten des Reichs vergeben. Man solle festsezen, daß nie, die Umstände mögen auch seyn, welche sie wollen, zween Fürsten aus Einem Hause unmittelbar nacheinander, die römische Königs-Krone erhalten können: damit sie nicht zu lange bei einem Hause bleiben, wie dies bei Oesterreich seit vielen Jahren her der Fall seye.

Die Reiche Böhmen und Ungarn sollen Wahl-Reiche seyn, und die jedesmalige Wahl durch sieben Stimmen entschieden werden. Diese sollen 1) von dem Adel

der Geistlichkeit und den Städten in diesen Ländern, 2) von dem Pabst, 3) von dem deutschen Kaiser, 4) von dem König von Frankreich, 5) von dem König von Spanien, 6) von dem König von England, 7) von den Königen von Schweden, Dänemark und Polen (denn diese drei Fürsten sollen nur Eine Stimme zusammen haben) gegeben werden.

Um alle Streitigkeiten, die sich etwa unter den vereinigten Staaten entspinnen könnten, gütlich zu entscheiden, sollte ein allgemeines, aus sechzig Mitgliedern bestehendes Gericht niedergesezt werden. Jede Macht solle dazu vier Mitglieder schiken; dies Gericht solle in einer Stadt mitten in Europa, etwa Mez, Nancy, Köln, oder in einer andern seinen Siz haben. Man solle noch in drei andern Gegenden drei andere, aus zwanzig Mitgliedern bestehende Gerichte ernennen, von welchen man sich aber an dies allgemeine Gericht wenden könnte.

Nach den Vorschlägen dieses allgemeinen Gerichtes, das sich Senat des christlichen Staats nennen könnte, solle man sich über eine Anordnung, wie es zwischen Herrn und Unterthanen gehalten werden solle, vergleichen, um dadurch auf der einen Seite den Druk und Tirannei der Fürsten, auf der andern Seite die Klagen und Empörungen der Unterthanen zu verhindern. Man solle eine gewisse Geldsumme, und eine Anzahl Soldaten halten, wozu jeder Staat das Seinige nach dem Ausspruch des

allgemeinen Gerichts beitragen müßte, damit man die an die Länder der Unglaubigen grenzende Staaten gegen ihre Einfälle vertheidigen könne, nehmlich Ungarn und Polen gegen die der Türken; Schweden und Polen gegen die der Moskowiten und Tartaren.

Wenn nun diese fünfzehen Potenzen in Rükksicht auf ihre Rechte, Regierungen und Grenzen eingerichtet seyn würden, (und dies, hofte er, werde wenigstens in drei Jahren geschehen seyn,) so sollen sich alle darinn vereinigen, drei Generäle aufzustellen, zween bei den Land-Armeen, und einen auf der See, und diese sollten mit einemmal die ottomannische Pforte angreiffen. Hierzu müsse jeder Staat seinen Antheil Soldaten, Schiffe, Artillerie, und Geld, nach dem gemachten Anschlag liefern. Man habe zweihundert und sechzigtausend Fußgänger, fünfzigtausend Reiter, zweihundert und siebzehen Kanonen, eine verhältnismäßige Menge Leute und Munition, hundert und siebzehen grosse Schiffe und Galleeren nöthig, ohne die kleinere Schiffe, Brander, und Last-Schiffe zu rechnen.

Dieser Plan wäre für alle christliche Fürsten und Mächte sehr vortheilhaft gewesen, nur das Haus Oesterreich hätte einigen Schaden davon gehabt, hätte zum Vortheil anderer einiges abtreten müssen. Allein der Entwurf war so gemacht, daß dieses Haus zur Annahme desselben hätte gezwungen werden können, und zwar auf folgende Art. Denn man darf annehmen, daß in

Italien der Pabst, Venedig, und der Herzog von Savoyen mit der Unternehmung des Königs einverstanden waren; daß sie ihm mit aller ihrer Macht würden beigestanden seyn: besonders war der Herzog von Savoyen für diesen Plan eingenommen, um so mehr, da der König seine älteste Tochter dem Sohn des Herzogs, Vittor Amadäus, verlobt hatte. In Deutschland war der Plan den vier Churfürsten von der Pfalz, von Brandenburg, von Kölln, und von Mainz bekannt, und sie hatten ihn begünstigt. Dem Herzog von Baiern hatten sie und der König ihr Wort gegeben, daß sie ihm die Kaisers-Würde verschaffen wollen. Mehrere Reichsstädte waren ohnehin an den König gebunden, da sie ihn kaum um seinen Schuz und die Vertheidigung ihrer Freiheiten gegen die Beeinträchtigung des Hauses Oesterreich angefleht hatten. Mit den böhmischen und ungarischen Grossen und Edelleuten stand der König in Verbindung; das Volk war in diesen Ländern so gedrükt, daß es jeden Augenblik bereit war, dies Joch abzuwerfen, und sich dem ersten, der ihm die Hände both, in die Arme zu werfen.

Unter diesen ohnehin schon günstigen Umständen ereignete sich der klevische Vorfall, von welchem ich nächstens sprechen werde, und dieser gab dem König eine schöne Gelegenheit, den ersten Schritt zur Ausführung seines Plans zu thun, und zwar auf folgende Art.

Er wollte ein Heer von vierzigtausend Soldaten auf-

stellen, aber, ehe er es in Bewegung sezte, an alle christliche Mächte Gesandte schiken, um sie an seinem gerechten und heiligen Vorhaben Antheil nehmen zu lassen. Unter dem Vorwand, nach Kleve zu gehen, wollte er sich aller Päße an der Maaß bemächtigen und Charlemont, Mastricht und Namur, die schlecht befestiget waren, auf einmal angreiffen.

Zugleich sollten alle grosse Städte in den Niederlanden für ihre Freiheit kämpfen; die Schweizer in gleicher Absicht zu Felde ziehen, und den belgischen Löwen mit den drei Lilien bekränzen.

Die Holländer sollten sich mit einer sehr grossen Anzahl Schiffe der Seeküsten bemächtigen, und die Flamländer zur See von dem Handel ausschliessen, so wie Frankreich dies zu Land thun wollte. Dies wollte man deswegen thun, um diese Völker zu zwingen, daß sie ihren Abfall von der spanischen Herrschaft beschleunigen, und sich desto bälder an den König und die mit ihm verbundene Fürsten wenden sollten, damit diese den König von Spanien bitten möchten, er solle dies Land in Freiheit sezen, und die Güte haben, mit den Einwohnern desselben Frieden zu schliessen, was nie zu erwarten war, so lange sie unter seiner Herrschaft standen.

Man durfte hoffen, daß bei der Annäherung einer so grossen Armee, bei den Verbindungen, in welchen der König mit den ersten Grossen stand, bei einem Aufstand der grossen Städte, bei der Liebe, die dies Volk

immer für Freiheit hatte, ganz Flandern in Gährung kommen würde, besonders wenn man die bewunderungswürdige und genaue Kriegszucht der französischen Truppen bemerken sollte, die ganz um ihr Geld lebten, und bei Lebensstrafe nicht plündern durften; wenn man bemerkte, daß der König auf nichts, als auf das Wohl der Völker hinarbeitete, überall keine Eroberung machen, sich kein Schloß, nicht das schlechteste Dorf nehmen, sondern bloß die Ehre haben, und sich selbst die Genugthuung geben wollte, daß er diese Provinzen in Freiheit gesezt habe. Wenn er nun Flandern würde in Freiheit gesezt, und die Uneinigkeit wegen der klevischen Erbfolge würde beigelegt haben, so sollten alle, bei dieser Sache interessirte Fürsten, die vorhin genannte Churfürsten, und die Abgeordnete mehrerer grossen Städte, ihm ihre Danksagung machen; zugleich aber ihn bitten, und sein Ansehen mit den ihrigen vereinigen, um den Kaiser zu bewegen, daß er die Stände und Städte des Reichs bei ihren alten Rechten und Freiheiten erhalten möchte: er möchte besonders eine freie Wahl eines römischen Königs gestatten, ohne sie durch weitere Künste, Zwangs-Mittel, Versprechungen und Drohungen aufzuhalten; zugleich solle man sich entschliessen, aus dem österreichischen Haus keinen Kaiser zu erwählen. Unter sich waren sie schon übereingekommen, den Herzog von Baiern dazu zu ernennen. Auch der Pabst müßte sich mit ihnen in dieser Bitte vereinigen; und sie

müßten dieselbige so dringend vortragen, daß es dem Kaiser, der nicht bewafnet war, schwer fallen sollte, sie abzuschlagen.

Auch Böhmen, Ungarn, Oesterreich, Steiermark, und Kärnthen sollten sich an den König und die mit ihm verbündete Fürsten wenden; sollten besonders auf das Recht dringen, das sie ehemalen gehabt hatten, ihre Fürsten selbst zu wählen, und ihre Regierungs-Form so einzurichten, wie sie ihre Freunde und Bundsgenossen es für das Beste hielten. Der König wolle sich dann ihrer annehmen, und zu ihrer Erleichterung kein anständiges Mittel unversucht lassen, für sie bitten, was doch seinem Stand nicht so ganz gemäs war, nur um zu zeigen, daß er nicht durch seine Macht zwingen, sondern durch Vernunft-Gründe bewegen wolle.

Der Herzog von Savoyen sollte auf die nehmliche Art in den höflichsten Ausdrüken, im Namen seiner Kinder, den König von Spanien bitten, er möchte ihnen das Heurathgut ihrer Mutter geben, möchte ihnen eben so viel zutheilen, als ihrer Muhme Isabelle; wenn er diese Bitte abschlagen sollte, so wolle denn der König Lesdiguieres Erlaubnis geben, den Herzog mit fünfzehen Tausend Fußgängern und zweitausend Reutern zu unterstützen: er wolle ihm monathlich hunderttausend Kronen geben, damit er Milano, oder die Länder der Lombardie

bardie erobern könnte, wozu ihm die meiste italienische Fürsten behülflich gewesen seyn würden.

Nun erst sollte der König von Frankreich mit seinen Bundsgenossen den Pabst und die Venetianer ersuchen, daß sie als Schiedsrichter die Streitigkeiten zwischen ihm und dem Könige von Spanien gütlich beizulegen suchen möchten. Die Streitigkeiten mußten in kurzer Zeit zwischen diesen beiden Mächten wegen Neapel, Sicilien, Navarra, und Roussillon entstehen. Um zu zeigen, daß es dem König von Frankreich nicht darum zu thun seye, sich zu vergrössern, daß er keine andere Absicht habe, als eine allgemeine Ruhe in der ganzen Christenheit herzustellen, erboth er sich, Navarra und Roussillon an Spanien abzutreten, wenn Spanien dagegen Neapel und Sicilien abgeben wolle, nicht für den König von Frankreich, denn er verlangte keine andere Staaten, als die französische, sondern für den Pabst und Venedig, welchen er auf diese Provinzen sein Recht abgetreten hatte.

Endlich wollte er durch den päbstlichen Gesandten und durch Abgeordnete aller Verbündeten dem König von Spanien und den Prinzen von seinem Hause entdeken, und sie bei dem Blut Jesu Christi beschwören, daran Antheil zu nehmen, da das Unternehmen heilig, fromm, liebreich, rühmlich und für die ganze Christenheit nüzlich seye.

Man sollte ihn bemerken lassen, wie vortheilhaft die Ausführung desselben auch für ihn seyn würde: man sollte ihn zu überzeugen suchen, daß er dadurch weit reicher werden könnte, ohne so sehr beschwert zu seyn; daß Spanien, so entvölkert es auch jezt seye, bei diesem Unternehmen in zwanzig Jahren sehr volkreich und der blühendste Staat Europens werden müßte. Ich glaube, er hätte sich hievon kaum überzeugen lassen, denn sein ungeordneter, ausgearteter Stolz haschte lieber nach Chimären, als nach wirklichen Dingen, wollte lieber ungeheure, aber dabei verwüstete, als kleinere, aber wohl angebaute und gut bevölkerte Staaten besizen. Doch vielleicht hätten ihm die Waffen die Ueberzeugung verschaft, welche ihm Vernunft-Gründe nie würden gegeben haben.

Für sich wollte der König auf jeden Anspruch Verzicht thun; wollte von allem, was er eroberte, nichts behalten; wollte nichts unternehmen, was nicht seine Bundsgenossen billigen, worinn sie ihn nicht bereitwillig unterstüzen würden: nie auf einmal an verschiedenen und entlegenen Orten etwas anfangen, sondern jede Unternehmung Schritt vor Schritt verfolgen; immer erst den Erfolg der ersten Unternehmung abwarten, ehe er sich in eine zwote einliesse; frei von Stolz, Geiz und Uebermuth wollte er jedesmal das Lager ausstekken, die Lebensmittel, Beute und eroberte Pläze austheilen; schwache und gedrängte Staaten wollte er begünstigen; mit

den Generälen und Soldaten, die sich auszeichneten, wollte er immer in ehrenvoller Bekanntschaft stehen: nie wollte er bei den Streitigkeiten, die unter seinen Freunden und Bundsgenossen entstehen könnten, partheiisch seyn, sondern immer als der gleiche, billige und gemeinschaftliche Freund erscheinen: die Soldaten gut behandlen, Lob und Tadel nach Verdiensten austheilen, strenge Mannszucht halten, Unordnungen, Beleidigungen, Gewaltthätigkeiten und Verheerungen verhüten, kurz er wollte immer als Befreier der Völker, als der, dem Friede und Freiheit, nicht Tod und Zerstörung folgen, erscheinen.

Er nahm seine Maasregeln, machte seine Vorbereitungs-Anstalten, bereitete die Maschinen, die er wollte spielen lassen, acht oder neun Jahre lang vorher mit aller möglichen Sorgfalt: machte sich überall Freunde und Bundsgenossen, trat überall in Verbindungen; hatte das Kollegium der Kardinäle durch grosse Jahrgehalte gewonnen, hatte die beste Generäle von Deutschland und der Schweiz im Sold, hatte die gelehrteste Männer in der ganzen Christenheit auf seiner Seite, weil er die Völker nicht zwingen, sondern überzeugen wollte, weil er sie von seinen Gesinnungen so gut überzeugen wollte, daß sie seine Waffen als eine heilsame Hülfe betrachten sollten.

Dies war also sein Plan; er ist so groß, daß man

wohl sagen könnte, es sepe mehr als ein menschlicher Verstand erfodert worden, um ihn zu entwerfen. So groß er aber auch war, so überstieg er doch seine Kräfte nicht. Wenn Fürsten ihre Unternehmungen nicht nach ihren Kräften abmessen, so richten sie ihren Staat zu Grund, so wie ein Mann, der einen Prozeß anfangt, oder Ausgaben macht, die sein Vermögen übersteigen, endlich seine Güter verkaufen, und sich tief in Schulden steken muß.

Ausser seinen eigenen Soldaten, deren Anzahl sehr groß war, die aber sechsmal mehr ausrichten konnten, als man von ihrer Anzahl hätte erwarten sollen, weil es lauter auserlesene Leute waren, weil viertausend Edelleute darunter waren, die in Gegenwart ihres Königs alles zu thun im Stande waren; sollte ihn der Prinz von Oranien mit fünfzehentausend Fußgängern und zweitausend Reutern unterstüzen: der Fürst von Anhalt, ein Deutscher, sollte ihm mit zehentausend Soldaten zu Hülfe ziehen: die Churfürsten und der Herzog von Baiern hatten ihm zweimal so viele Leute versprochen, die sich auf den ersten Trompeten-Stoß an verschiedenen Orten versammlen sollten. Die Venetianer und der Herzog von Savoyen hatten sich erklärt, sie wollen auf das erste Zeichen, das er ihnen geben würde, mit beträchtlichen Heeren bereit seyn. Von den Schweizern hätte der König ausser denjenigen auserlesenen sechstausend Soldaten, die dem König dienten, noch Leute bekommen können, so viel er verlangt hätte.

Auch seine Finanzen waren gut beschaffen, alle seine Truppen bezahlte er alle drei Monate, seine Pläze waren gut bevestiget, seine Magazine auf den Grenzen ganz angefüllt; seinen Generälen hatte er viele Geschenke gemacht; er hatte vierzehenhundert Millionen Livres in der Bastille liegen; sieben Millionen verwalteten seine Finanz-Minister, als Ueberschuß vom vorigen Jahr: zwo Millionen waren unter andern Händen, und die jährliche Einnahmen beliefen sich über sieben und zwanzig Millionen: überdiß versprach ihm Sully, Oberaufseher bei den Finanzen, in drei Jahren vierzig Millionen auf aufferordentliche Weise anzuschaffen: und so hätte er vier Jahre lang Krieg führen können, ohne daß er seine Unterthanen hätte mit neuen Auflagen drüken dürfen. Aber er wollte seinen Plan mit Hize verfolgen, und in kurzer Zeit ausführen. Denn er hatte den Grundsaz, daß ein weiser Fürst, wenn er einen Krieg führen müßte, ihn schnell zu beendigen suchen und durch seine furchtbare Vorbereitungen die Welt in Erstaunen sezen müsse, weil dadurch die aufgewendete Kosten ersezt werden, und man durch die Furcht vor den Waffen mehr ausrichte, als durch die Waffen selbst.

Ich habe Ihnen nun den Plan vorgelegt; Gott allein weiß es, mit welchem Erfolg er ausgeführt worden wäre. Wir können blos nach dem Aufsehen urtheilen, das sehr gut war: nicht ein einiger Fürst, nicht ein einiger Staat misbilligte ihn; nicht einer nahm die

Parthie des österreichischen Hauses, als der Herzog von Sachsen in Deutschland, und der Herzog von Florenz in Italien. Allein diese beide Herren würde der König gewis zurecht gebracht haben. Den ersten dadurch, daß er die Nachkommen des Herzogs Wilhelm *) den Karl V. aus seinem Churfürstenthum vertrieben hatte, gegen ihn unterstüzt hätte. Den andern dadurch, daß er Pisa, Sienna und Florenz aufgemuntert hätte, sich in Freiheit zu sezen, und die Herrschaft der Medicis abzuwarten.

Doch es ist nun Zeit, daß ich Ihnen die Streitigkeiten wegen Kleve und Jülich erzähle, die dem König Gelegenheit gaben, seine Armee zu versammlen, und seinen grossen Plan nun öffentlicher zu behandeln. Johann Wilhelm, Herzog von Jülich, Kleve und Bergen, Graf von der Mark und Ravensburg, Sohn des Herzogs Wilhelms, und Mariens von Oesterreich, einer Schwester Kaiser Karls V. und Enkels — Sohn des Herzogs Johann, war am fünf und zwanzigsten März dieses Jahrs ohne Kinder gestorben, und nun stritten sich alle benachbarte Staaten über die Erbfolge. Er hatte vier Schwestern, von welchen die erste an den Markgrafen von Brandenburg verheurathet war; die zwote an den Pfalzgrafen von Neuburg; die dritte an den Herzog von Zweibrüken; und die vierte an den

*) Daß dieser Name falsch ist, braucht kaum erinnert zu werden. S. d. U.

Markgrafen von Burgau. Die aus diesen Ehen erzeugte Kinder machten Ansprüche auf die Erbfolge, die nähere wollten die entferntere Söhne und Töchter ausschliessen. Der Herzog von Sachsen, ein Nachkomme der ältesten Tochter des Herzogs Johann, des Grosvaters von Herzog Wilhelm, verlangte allen übrigen vorgezogen zu werden, weil es in dem Ehe-Kontrakt dieser Tochter ausdrüklich vestgesezt war, daß in dem Fall, wenn das Haus Jülich einmal keine männliche Erben mehr haben sollte, sodenn sie oder ihre Nachkommen zur Regierung gelangen sollten. Da nun dieser Fall eingetreten war, so kam die Erbfolge offenbar an ihre Nachkommen. Der Herzog von Nevers machte auch Ansprüche an das Herzogthum Kleve, weil er den Namen und das Wappen dieses Herzogthums führe.

Der Graf von Maulevrier wollte aus dem nehmlichen Grunde die Grafschaft Mark ansprechen, und unter diesem Vorwand suchte er sich das Herzogthum Bouillon, und die Herrschaft Sedan, die der Vikomte von Turenne, als Marechal Bouillon im Besiz hatte, zuzueignen. Der Kaiser gab vor, alle Ansprüche dieser Mitbewerber seyen ungegründet; diese Länder seyen männliche Lehen, und können nicht auf Töchter übergetragen werden, wenn keine männliche Erben mehr vorhanden seyen, so fallen sie dem Reich heim, er habe also nun darüber zu sprechen. Diesem Recht zufolge belehnte er ingeheim Leopold von Oesterreich, Bischof zu

Strasburg mit denselben, schikte Soldaten, um sich dieser dem deutschen Reich heimgefallener Länder zu bemächtigen und die streitende Parthien vor die kaiserliche Gerichte zu laden, damit sie hier ihre Sache ausfechten könnten.

Der Herzog von Nevers und der Graf von Maulevrier verfolgten ihre vorgegebene Rechte nicht mit Hize, denn man hatte sie belehrt, daß die Lehen, die sie ansprechen, vereinigt bleiben müssen, und nicht getrennt werden können. Das Recht des Markgrafen von Brandenburg und des Pfalzgrafen von Neuburg war das scheinbarste, diese beide hatten es also vorzüglich mit einander zu thun. Der Landgraf von Hessen, ihr gemeinschaftlicher Freund, trat ins Mittel, und suchte sie zu vergleichen, damit sie sich gemeinschaftlich gegen jeden, der sich widerrechtlich in Besiz dieser Länder sezen wollte, vertheidigen könnten. Sie wurden einig, die Regierung der kaiserlichen Rechte unbeschadet verwalten zu wollen. Aber nun kam Leopold von Oesterreich mit seinen Truppen dazwischen, und bemächtigte sich der Stadt Jülich.

Die zwei Prinzen waren entschlossen, alles anzuwenden, damit sie diesen Feind vertreiben könnten, suchten deswegen von allen Seiten her Hilfe, und wandten sich besonders an unsern König. Sie sandten den Fürsten von Anhalt mit Briefen des Churfürsten von der Pfalz und des Herzogs von Wirtemberg an den

König ab, worinn diese Fürsten bezeugten, dieser Krieg sei gerecht, und die ohnehin so mächtige Waffen des Königs würden gewis auch hier durch Gottes Gnade siegreich seyn. Vielleicht mag der Fürst von Anhalt auch noch von vielen anderen, den grossen Plan Heinrichs betreffenden Dingen gesprochen haben. — Kurz, der König nahm ihn sehr gütig auf, und seine Vorschläge machten ihm unglaubliches Vergnügen: er antwortete in den verbindlichsten Ausdrüken, er selbst werde seinen lieben Bundsgenossen zu Hülfe kommen; noch ehe er selbst aufsizen könne, noch ehe er alles, das was ein König von Frankreich in einem solchen Fall nothwendig gebrauche, gerüstet habe, wolle er schon einige Truppen anrüken lassen, und dies that er wirklich auch gegen das Ende dieses Jahrs. Nur bath er, man möchte die verbündete Fürsten davon benachrichtigen, denn es würde ihm wehe thun, wenn diese glauben sollten, er wolle etwas gegen die in diesen Ländern herrschende catholische Religion unternehmen. Er wünschte die nehmliche Religion, die bei dem Absterben des Herzogs Wilhelm in diesen Ländern die herrschende gewesen war, nehmlich die catholische, zu erhalten; aber Brandenburg und Neuburg waren protestantisch. Auch der Kaiser schikte einen seiner getreuesten Freunde als Gesandten an den König, und ließ ihn bitten, er möchte diese sich empörende Fürsten in ihrer Ungerechtigkeit nicht begünstigen, möchte bedenken, daß er sie nicht oh-

ne Nachtheil der catholischen Religion unterstützen könne. Der König erwiederte, als allerchristlichster König wisse er die catholische Religion wohl auszubreiten; allein gegenwärtig sei es nicht um die Religion zu thun, sondern es seye von der Unterstüzung seiner Freunde die Rede, und diese werde er vertheidigen, solange er lebe.

Den ganzen Winter liesse er Zurüstungen auf diesen Feldzug machen, wodurch sein grösserer Plan unentdekt bleiben sollte. Da er selbst zu Felde ziehen wollte, so wollte er vor seiner Abreise noch so gute Ordnung in seinem Reiche einführen, daß nirgends Unruhen entstehen könnten. Er hielt es daher für das Beste, die Regierung der Königin zu übergeben; weil er aber wußte, daß Koncini, den er nicht sehr liebte, Einfluß auf sie habe, so ordnete er ihr einen Rath von fünfzehen Personen zu, nehmlich die Kardinäle von Joyeuse und Perron, die Herzoge von Mayenne, Montmorenci und Monthazon, die Marechalle von Brissak und von Feragues; Chasteauneuf, dieser sollte die Aufsicht über die Siegel bei dieser Regierung haben: denn seinen Kanzler wollte der König mit sich nehmen. Achilles von Harley, ersten Präsidenten des Parlaments; Nikolai, ersten Präsidenten bei der Rechen-Cammer; den Grafen von Chasteauvieux, und Herrn von Liankourt, zwoen sehr verständige Edelleute, Pontcarre einen Parlaments-Rath, Gesvres, einen Staats-Secretair und Maupeou Finanz-Kontrolleur.

Ueberdies wollte er noch in jeden der zwölf Provinzen Frankreichs einen kleinen aus fünf Personen bestehenden Rath niedersezen. Hierzu wollte er von der Geistlichkeit, dem Adel, den Justiz-Beamten, den Finanz-Beamten und den gesammten Städten ein Mitglied erwählen. Diese zwölf kleine Räthe sollten immer mit dem grossen eine schriftliche Verbindung unterhalten, aber von diesem abhängig seyn; in dem grossen Rath sollte die Mehrheit der Stimmen entscheiden, die Königin sollte nur eine einige haben. Nie solle man einen Entschluß fassen, welcher der allgemeinen Verordnung, die der König gab, entgegen wäre; man solle dem König selbst davon Nachricht geben, wenn man in einen Fall käme, auf welchen jene allgemeine Verordnung nicht passend wäre. So wollte er also auch in seiner Abwesenheit Regent seyn, und der Königin die Hände binden, weil er befürchtete, ihr Ansehen möchte zu groß werden, sie möchte sich verleiten lassen, ihre Gewalt zu mißbrauchen.

Während er sich mit diesen Anordnungen beschäftigte, suchten einige Personen, unter andern Conchini und seine Frau, die Königin zu überreden, es seye nothwendig, um sich eine grössere Würde zu geben, und sich grösseren Glanz in den Augen des Volks und ihrer Regierung mehr Ansehen zu verschaffen, daß sie sich salben und krönen lasse, ehe der König abreise. Aber gerade aus diesen Gründen war dies dem König zuwider;

da ohnehin diese Feierlichkeit grosse Kosten, und viele Zeit erforderte, wodurch er zu Paris aufgehalten und in seinen Unternehmungen gehindert worden wäre. Er betrieb seine Abreise aus dieser Stadt äusserst. Ich weiß nicht, ob ihn eine geheime Ahndung hiezu trieb, aber dies ist gewis, daß ihm eben deßwegen die Krönungs-Feierlichkeit höchst unangenehm war. Indessen konnte er diesen Beweis seiner Liebe gegen die Königin, die äusserst darauf bestand, nicht abschlagen.

Sully erzählt, er habe den König mehr als einmal sagen hören: diese Feierlichkeit, lieber Sully, weissagt mir Unglük; man wird mich ermorden. Ich verlasse diese Stadt gewis nicht; ich sterbe; es bleibt meinen Feinden kein anders Mittel übrig, als mein Tod. Man hat mir gesagt, bei der ersten grossen Feierlichkeit, die ich anstelle, werde ich ermordet; ich werde in einem Wagen umgebracht werden: daher überfällt mich oft, wenn ich in einem Wagen sitze, eine Bangigkeit, und ich schreie wider meinen Willen laut auf.

Man rieth ihm, um diesen unglüklichen Weissagungen zu entgehen, er solle am folgenden Tage die Stadt verlassen, und bei den Feierlichkeiten nicht erscheinen, da sie sehr wohl ohne ihn vorbeigehen könnten: allein hierüber wurde die Königin äusserst erbittert, und seine Güte und Gefälligkeit gestatteten es ihm nicht anders — er blieb, um sie zu befriedigen. Die Einweihung geschahe zu St. Denis den dreizehnten Mai,

1610.

die Königin hielt den sechszehnten ihren Einzug zu Paris, wo man vorher die prächtigste Vorbereitungen gemacht hatte, um dies Fest so recht feierlich zu begehen.

Die Truppen des Königs versammelten sich bereits an der Grenze von Champagne: der Adel ließ bereits von allen Seiten her sein Gepäk dahin bringen. Der Herzog von Rohan zog die sechstausend Schweizer zusammen: man hatte fünfzig Kanonen aus dem Zeughaus abgeführt: der König hatte schon Gesandte an den Erzherzog und an die Infantin abgeschikt, und fragen lassen, ob sie wünschen, daß er als Freund, oder daß er als Feind durch ihr Land ziehe: jede Stunde Verzug schien ihm ein Jahr, wie wenn er selbst sich sein Unglük geweissagt hätte. Himmel und Erde gaben nur zu viele Anzeigen von dem, was vorgehen sollte.

Eine dike Finsterniß verbreitete sich im Jahr tausend sechshundert und sechs über die ganze Sonne; ein fürchterlicher Komet war im vorigen Jahr erschienen. Erdbeben, Mißgeburten in verschiedenen Gegenden Frankreichs, hie und da bemerkte man Blutregen; eine grosse Pest, die Paris im Jahr tausend sechshundert und sechs verheerte, Gespenster und mehrere wunderbare Erscheinungen liessen die Menschen schrökliche Dinge befürchten.

Seine Feinde beobachteten ein tiefes Schweigen, vielleicht war der Grund davon nicht ihre Bestürzung, nicht die Furcht, daß er im Krieg glüklich seyn möchte:

sondern die Freude, daß sie nun einmal einen grossen Streich gelingen sahen, auf dem ihre ganze Hofnung beruhte. Wirklich mußte man sich häufig gegen das Leben des guten Königs verschworen haben, da man ihm aus zwanzig Gegenden davon Nachricht gab: in einer gedrukten Schrift verbreitete man das Gerücht von seinem Tode in Spanien und Milano: durch Liege gieng acht Tage, ehe der König ermordet war, ein Kurier, welcher sagte, er bringe den deutschen Fürsten die Neuigkeit, daß der König getödtet seye: Zu Montargis fand man auf dem Altar eine schriftliche Nachricht, die den nahen Tod des Königs, durch einen gedungenen Meuchelmörder, verkündigte: ganz Frankreich durchlief ein Gerücht, der König werde das künftige Jahr nicht mehr erleben, sondern in dem sieben und fünfzigsten Jahr seines Alters eines gewaltsamen Todes sterben. Der König selbst war zwar zu nichts weniger, als zum Aberglauben geneigt, doch glaubte er einigen dieser Voranzeigen, und nahm selbst an, daß er nun zum Tod bestimmt seye. Er wurde daher äusserst traurig und niedergeschlagen, wiewohl er sonst weder zur Furcht, noch zur Traurigkeit gestimmt war.

Zu Paris hielt sich seit zwei Jahren ein Schurke, Namens Franz Ravaillak auf; er war von Angoumois gebürtig, von geringem Stande, ein tiefsinniger melancholischer Mensch, hatte rothe Haare. Er war anfangs Mönch gewesen, hatte aber, noch ehe er Pro-

feß gethan hatte, den Orden wieder verlassen, eine Schule errichtet, und war endlich als Sachwalter nach Paris gekommen. Man weiß nicht, ob man ihn eben wegen der Ausführung seiner schwarzen That nach Paris brachte, oder ob er in einer andern Absicht dahin gekommen, und zu jenem schrökklichen Unternehmen von Leuten gedungen worden war, die es wußten, daß er immer noch einige Liebe für die Ligue, daß auch er die falsche Meinung hatte, der König ziehe nach Deutschland, um die katholische Religion zu verdrängen, und ihn deswegen zu dieser Handlung tauglich fanden.

Wenn man ihn fragte, welcher Satan ihm denn den rasenden Gedanken eingegeben habe, was ihn denn zu dieser niederträchtigen Handlung bewogen habe, so antwortet die Geschichte: es ist unbekannt, und in einer so wichtigen Sache darf man Muthmassungen nicht an die Stelle entschiedener Wahrheiten sezen. Auch die Richter, welche die Sache untersuchten, sagten nichts aus: wenn davon die Rede war, so zukten sie die Achseln auf, und — schwiegen.

Ravaillak führte seinen unglüklichen Plan so aus. Den Tag nach der Einweihung der Königin, am vierzehnten Mai, wollte der König Abends gegen vier Uhr vom Louvre nach dem Arsenal fahren, um Sully zu besuchen, welcher unpäßlich war, wollte im Vorbeifahren die Zurüstungen, die auf der Brüken unse-

rer lieben Frauen und bei dem Stadthaus zur Aufnahme der Königin gemacht worden seien, sehen. Er saß hinten in seinem Wagen, und ihm zur Seite der Herzog von Espernon; der Herzog von Montbazon, der Marschall von Lavardin, Roquelaure la Force, Mirebeau, und Liankour, erster Stallmeister, saßen vorne an den Kutschen-Schlägen. Da sein Wagen von der Strasse St. Honoré in die Strasse de la Ferronerie fuhr, so gerieth er zwischen einen mit Wein, und einen andern mit Heu beladenen Wagen; er stieß an, und mußte deswegen halten; denn die Strasse ist wegen den vielen Buden, die an der Kirchhofs-Mauer St. Innocent angebaut sind, sehr enge. König Heinrich II. hatte schon befohlen, man solle sie abbrechen, um die Durchfahrt freier zu machen, allein man hatte es nicht befolgt. Hätte man doch lieber das halbe Paris abgebrochen, wenn man dadurch das größte Unglük hätte verhindern, und diese Quelle von so unbeschreiblich vielem Unheil hätte verstopfen können. Die Läufer des Königs waren, um diesem Gedräng auszuweichen, über den Kirchhof St. Innocent gegangen. Es war also nun niemand bei dem Wagen: Ravaillak war dem Wagen des Königs schon lange gefolgt, um seinen Streich auszuführen, er hatte sich die Seite gemerkt, auf welcher der König saß, drängte sich zwischen die Buden und

den

den Wagen, stellte sich mit dem einen Fuß auf das Rad, mit dem andern auf einen Stein, und stieß gleich einem Rasenden dem König zwischen der zwoten und dritten Ribbe einen Dolch etwas über dem Herzen in den Leib. Der König schriee, ich bin verwundet. Allein der Unmensch, anstatt zu erschreken, stach noch einmal, und traf das Herz des Königs. Er starb plözlich, und man hörte nichts mehr von ihm, als einen tiefen Seufzer. Der Mörder wagte einen dritten Stich, dieser gieng aber nur in den Ermel des Herzogs von Montbazon. Er suchte jezt nicht zu entspringen, oder den Dolch zu verbergen, sondern blieb stehen, wie, wenn er sich sehen lassen, und seiner schönen That rühmen wollte.

Er wurde sogleich angehalten, die Sache ward durch Kommissarien des Parlements untersucht, und das Parlement verurtheilte ihn endlich, daß er auf dem öffentlichen Richtplaz von vier Pferden zerrissen, vorher aber auf der Brust, an den Armen und Beinen mit glühenden Zangen gezwikt werden sollte; aber bei diesen fürchterlichen Qualen äusserte er nicht das geringste Zeichen von Furcht, oder Schmerzen. Diß mußte natürlich jeden in der Muthmassung bestättigen, daß er von gewissen Abgeordneten unter der Maske der Frömmigkeit zu diesem Verbrechen verleitet worden seie; daß man ihn beredet habe, er

sterbe als Märtirer, wenn er den ermorde, der ein geschworner Feind der Kirche seie.

Da der Herzog von Espernon sahe, daß der König sprachlos, daß er ohne Leben seie, so ließ er den Wagen umwenden, und den entseelten Körper nach dem Louvre bringen. Man öfnete den Leichnam in Gegenwart von sechs und zwanzig Aerzten und Wund-Aerzten, und fand die innere Theile so gesund, daß der König dem gewöhnlichen Lauf der Natur nach noch dreissig Jahre hätte leben können. Die Eingeweide wurden sogleich nach St. Denis gebracht, und, ohne einiges Gepränge beerdiget. Die Jesuiten baten sich das Herz aus, und brachten es in die Kirche la Fleche, weil ihnen dieser grosse König hier ein Haus geschenkt hatte, woraus sie ein schönes Kloster erbauten, das noch jezt steht. Der Körper wurde einbalsamirt, in einen bleiernen Sarg gelegt, dieser wurde in einen hölzernen Sarg gestellt, und mit einem goldgestikten Tuch bedekt. So ward er in das Zimmer des Königs gebracht, und unter einen Himmel gestellt. Man errichtete auf beiden Seiten einen Altar, und las auf demselben achtzehen Tage lang Messen. Nachher brachte man ihn nach St. Denis, wo er mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten acht Tage nach der Begräbniß Heinrichs III. beerdiget wurde. Denn bis auf diesen Zeitpunkt war der Körper Heinrichs III. in der Kirche St. Kornille zu Kompiegne

aufbewahrt; und erst jezt war er von dem Herzog von Espernon, und dem Oberstallmeister Bellegarde, seinen ehemaligen Lieblingen, nach St. Denis gebracht und daselbst beigesezt worden; denn der Wohlstand erforderte es, daß er vor seinem Nachfolger beerdiget wurde.

Man verheelte den Tod des Königs dem Volk bis auf den dritten Tag, bis es nemlich die Königin bei den Grossen und dem Parlement dahin gebracht hatte, daß man ihr die Regierung übergab. Sie erhielt diß ohne grosse Schwierigkeit, da sie ihren Sohn, den jungen König, ins Parlement brachte, da der Prinz von Konde und der Graf von Soissons, die sich ihr allein widersezen konnten, abwesend waren. Der erste befand sich zu Milano, wie ich erzählt habe, der zweite auf seinen Gütern zu Blandy, wohin er sich einige Tage vor der Krönung der Königin, unzufrieden begeben hatte.

Da sich die Nachricht von diesem traurigen Vorfall durch ganz Paris verbreitete; da man nun sicher wußte, daß der König, den man bisher nur verwundet geglaubt hatte, todt seie, so verwandelte sich die Hofnung und die Furcht, in welcher diese grosse Stadt bisher gelebt hatte, auf einmal in lautes Wehklagen und tiefe Seufzer. Bleich vor Schreken blieben einige unbeweglich stehen; voll Verzweiflung rasi-

ten andere durch die Straſſen; mehrere umarmten ihre Freunde, und konnten mehr nicht ſagen, als — welch ein Unglük! Einige verſchloſſen ſich in ihre Häuſer, andere warfen ſich auf die Erde. Man ſahe Weiber mit fliegenden Haaren, die laut aufheulten; Väter ſagten zu ihren Kindern: was wird aus euch werden, Kinder, euer Vater iſt todt. Diejenige, welchen es vor der Zukunft bangte, welche ſich an die fürchterliche Noth der vorigen Kriege erinnerten, beklagten das Unglük Frankreichs, und verſicherten mit dieſem traurigen Stich, der das Herz des Königs getroffen habe, habe man allen Franzoſen das Leben genommen. Man erzählt, der Schreken habe mehrere ſo ſehr betäubt, daß ſie geſtorben ſeien, einige plözlich, andere wenige Tage nachher. Man trauerte nicht, wie um einen einigen Menſchen, ſondern, wie um die halbe Welt: man ſagte, jeder verlohr durch den Tod dieſes groſſen Königs ſeine ganze Familie, alle ſeine Güter, alle ſeine Hofnungen.

Er ſtarb, da er ſieben und fünfzig Jahre, und fünf Monate alt war, da er Navarra acht und dreiſſig und Frankreich ein und zwanzig Jahre regiert hatte.

Er war, wie ich erzählt habe, zweimal verheirathet: das erſtemal mit Margarethen, einer franzöſiſchen Prinzeſſin, mit welcher er keine Kinder erzeugte: das zweitemal mit Marien von Medicis. Margarethe war Heinrichs II. Tochter, und eine

Schwester der Könige Franz II. Karls IX. und Heinrichs III. Von dieser wurde er durch den Ausspruch der Prälaten, die der Pabst hierzu abgeordnet hatte, geschieden. Marie von Medicis war die Tochter des Herzogs Franz von Florenz. Mit dieser erzeugte er drei Söhne und drei Töchtern.

Die Söhne wurden alle zu Fontainebleau gebohren. Der erste, Ludwig, kam Nachts um eilf Uhr am sieben und zwanzigsten September im Jahr tausend sechshundert und eins auf die Welt. Er folgte seinem Vater in der Regierung, und bekam den Beinamen der Gerechte. Der zweite wurde den sechszehnten April im Jahr tausend sechshundert und sieben geboren. Er bekam den Titel Herzog von Orleans, aber keinen Namen, denn er starb, noch ehe er getauft war, im Jahr tausend sechshundert und eilf. Der dritte wurde am fünf und zwanzigsten April im Jahr tausend sechshundert und acht gebohren; man nannte ihn Johann Baptista Gaston; sein Titel war: Herzog von Anjou; aber nach dem Tode des zweiten Sohnes bekam er den Titel Herzog von Orleans, den er bis an seinen Tod führte, welcher im lezten Jahr erfolgte.

Die älteste Tochter wurde zu Fontainebleau am zwei und zwanzigsten November im Jahr tausend sechshundert und zwei gebohren. Sie war also das zweite von Heinrichs Kindern. Man nannte sie

Elisabethe oder Isabelle. Sie verheirathete sich an Philipp IV. König von Spanien, und starb vor einigen Jahren. Sie besaß für ihr Geschlecht vielen Muth, viele Stärke und grossen Verstand. Die Spanier sagten daher, sie seie die ächte Tochter Heinrichs des Grossen. Die zwote wurde am zehnten Februar im Jahr tausend sechshundert und sechs im Louvre zu Paris gebohren. Man nannte sie Christine. Sie heirathete Viktor Amadeus, der damals Prinz von Piemont war, und nachher Herzog von Savoyen wurde, einen der fähigsten und tugendhaftesten Fürsten. Die dritte wurde ebenfalls in dem Louvre am fünf und zwanzigsten November, auf den das Fest der heiligen Katharine fiel, im Jahr tausend sechshundert und neun gebohren; man nannte sie Henriette Marie. Sie ist jezt Königin von England, Wittwe des unglüklichen Königs, Karls Stuart, den seine grausame Unterthanen um Krone und Leben brachten: aber der Himmel, der Beschüzer der Fürsten, ließ seinen Sohn, König Karl II. den Thron rühmlichst besteigen. Ausser seinen in der Ehe erzeugten sechs Kindern hatten ihm noch vier Frauenzimmer acht natürliche Kinder gebohren. Unter diesen sind aber diejenige nicht begriffen, zu welchen er sich nicht bekante.

Mit Gabrielle von Estrées, Marquisin v. Monceaux, Herzogin von Beaufort in Champagne, erzeugte er Cäsarn, Herzog von Vandome, der noch jezt lebt,

und im Monat Junius im Jahr tausend sechshundert und vier und neunzig geboren wurde: Alexandern, nachherigen Großprior von Frankreich, der als Staats-Gefangener starb; Henriette, die an Karln von Lothringen, Herzog von Elbeuf, verheirathet wurde.

Henriette von Balsak von Entragues, die er zur Marquisin von Verneuil erhob, gebar ihm Heinrich, nachherigen Bischof von Mez, der noch lebt; und Gabrielle, welche sich mit Bernhard von Nogaret, damaligen Herzog von Valet, und nunmehrigen Herzog von Espernon verheirathete. Dieser erzeugte den Herzog von Kandale, der nicht lange lebte, und eine Tochter, die in den Karmeliter-Orden trat, aber ebenfalls bald starb.

Jacqueline von Bueil, welcher er die Grafschaft Moret schenkte, gebar ihm Anton, Grafen von Moret; welcher im Dienst des Herzogs von Orleans in der Schlacht bei Castelnaudary umgebracht wurde, in der nehmlichen Schlacht, in welcher der Herzog von Montmorency gefangen genommen wurde. Dieser war ein junger Prinz, dessen Anlagen und Muth viel versprachen. Der Marquis von Vardes heirathete nachher diese Jacqueline von Bueil.

Mit Charlotte von Essards, welcher er die Landschaft Romorantin geschenkt hatte, erzeugte er zwo Töchtern: Johanne, die nachher Aebtissin zu Fontevrault wurde, und Marie Henriette, die Aebtissin

zu Chelles wurde. Er hatte alle seine Kinder, die ehelichmäßige, wie die natürliche, gleich lieb, aber er erzog sie verschieden. Er gab es nicht zu, daß sie ihn Herr nannten — ein Name, der die Kinder von ihrem Vater entfernt, und ein Zeichen der Unterwürfigkeit und Knechtschaft zu sein scheint. Sie mußten ihn Papa nennen — ein zärtlicher und liebreicher Name. Wenn schon Gott im alten Testament die Namen: Herr, starker Gott, Gott der Heerscharen, und andere Namen, welche seine Grösse und seine Macht bezeichnen, hat, so befahl er uns doch nach den Gesezen des Christenthums, diesen gnädigen und liebreichen Gesezen, daß wir ihn als Kinder, mit den zärtlichen Worten, Unser Vater, der du im Himmel bist, anrufen sollen.

Ich habe nun nichts mehr zu thun, als die Geschichte dieses grossen Königs kurz zu wiederhohlen, und im Namen Frankreichs seinem Ruhm ein ewiges Denkmal zu errichten. Nie kann dieß Land die ewige Verbindlichkeit, die es dem Heldenmuth dieses grossen Fürsten schuldig ist, hinreichend erkennen.

Die ersten Zeichen seines Lebens gab er in einem Feldzug unter dem Schall der Trompeten von sich. Seine Mutter gebahr ihn mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit; sein Großvater suchte seinen Körper von dem Augenblik seiner Geburt an zu stählen: er wuchs von seiner ersten Jugend an unter vielen Beschwerlichkeiten auf.

Mit seinem Eintritt in die grosse Welt mußte er den Tod seines Vaters beweinen, sich von tausend Gefahren umringt, von dem Hofe vertrieben, seine Freunde in Ungnade gefallen, seine Diener verfolgt, und seine Feinde zu seinem Untergang verschworen zu sehen. Seine Mutter, eine edle gebildete Dame, machte ihn mit den besten Denksprüchen der Sitten-Lehre und Staats-Kunst, aber mit einer schlechten Religion, bekannt. Er wurde Hugenot durch fremde, nicht durch eigene Wahl. Er bezeugte auch nachher immer, er habe keine Vorliebe für diese Religion; er seie bereit, sich unterrichten zu lassen; wenn man ihn von einer besseren Religion belehren könne, so wolle er sie aufrichtig annehmen: bis diß geschehen seie, verlange er Duldung; bis dahin müsse man ihn nicht verfolgen.

In einem Alter von fünfzehen Jahren ward er Anführer der Hugenotten; und gab schon jezt öfters einen so klugen Rath, daß die größte Generäle Ursache hatten ihn zu bewundern; daß sie Gründe hatten, es zu bereuen, wenn sie ihm nicht folgten. Seine Jugend brachte er theils im Krieg, theils in seinem Land Gaskogne zu, wo er sich bis in sein neunzehntes Jahr aufhielt. Nun ward er durch jene eben so ungerechte als traurige Hochzeit angelokt, an den Hof zu kommen, wo, wenn ich mich so ausdrüken darf, sein Hochzeit-Geschenk der plözliche Tod seiner Mut-

ter war: die Feier dieses Tages bestand in der allgemeinen Niedermezlung seiner Freunde; seine Hochzeit-Freude endigte mit seiner Gefangenschaft; diese dauerte, Dank sei es seinen grausamsten Feinden! an dem verdorbensten und lasterhaftesten Hofe beinahe vier Jahre lang. Sein Muth ließ sich durch diese Sklaverei nicht niederdrücken; seine Seele ließ sich von dem Gift dieser Lasterhaften nicht anstecken. Aber seine Liebe zu den Frauenzimmern, welche die Königin Katherine hielt, um ihn zu fesseln, gab seinem Geist die Schwachheit, die ihn während seinem ganzen Leben nie verließ, daß er den Wünschen derselben nichts abschlagen konnte.

Um sich aus dieser Sklaverei zu retten, warf er sich seinen alten Freunden in die Arme, und wurde wieder Hugenot. Hier erfuhr er alle die Unannehmlichkeiten, die jeder Anführer bei einem bürgerlichen Krieg auszustehen hat; die Würde des Anführers spricht ihn von den Beschwerlichkeiten und Gefahren eines gemeinen Soldaten nicht frei. Dreimal nöthigte er den Hof, seiner Parthie Frieden und günstige Bedingungen zu verwilligen, aber dreimal brach man den Frieden, und oft zogen sieben, oder acht königliche Heere gegen ihn.

Seine Stärke, die er schon bei mehreren Gelegenheiten bewiesen hatte, zeichnete sich besonders in der Schlacht bei Koutras aus. Diß war die erste bedeu-

tende Niederlage, welche die Ligue von ihm erlitt. Bald darauf versammelte sie die Reichs-Stände zu Blois, um das ganze Reich gegen ihn zu bewafnen, und ihn von der Regierung auszuschliessen. Man glaubt, die Guisen haben diesen Sturm veranlaßt, und eben mit ihnen endete es hier so fürchterlich: alles gerieth ins Feuer; überall breitete sich Tod und Verderben aus. Der Herzog von Maienne bewafnete sich, um den Tod seiner Brüder zu rächen: der König, von allen verlassen, zu Tours gleichsam eingeschlossen, mußte Heinrich zu Hilfe ruffen. Unser Held, erhaben über alle Furcht, und über alles Mißtrauen, das man bei ihm erregen wollte, fand sich bei seinem König ein.

Sie zogen vor Paris und belagerten die Stadt; da sie dieselbige eben erobern wollten, wurde Heinrich III. durch einen Mönch ermordet. Das Recht der Erbfolge rief unsern Heinrich auf den Thron: dahin mußte er sich den Weg durch tausend unglaubliche Schwierigkeiten bahnen; vorne an stand die Ligue; ausser ihr waren ihm noch die Diener des verstorbenen Königs, und die Grossen des Reichs, von welchen jeder nur auf seinen Nuzen sahe, entgegen. Auch die katholische Religion trat mit seinen Feinden in den Bund; von aussen hatte er es mit dem Pabst, mit Spanien, Savoyen und Lothringen; von innen theils mit dem Volk, und den grossen Städten, theils

mit den Hugenotten, die ihn mit ewigem Mißtrauen quälten, zu thun. Nicht einen Schritt konnte er thun, ohne daß ihm ein Hinderniß in dem Wege gelegen wäre; immer eine neue Schlacht, immer ein neues Treffen. Seine Unterthanen bemühten sich, ihn, als einen Feind zu unterdrüken; er mußte sie zwingen, daß sie ihn als Vater betrachteten. In seinem Kabinet, in seinem Rath — überall Mißvergnügen und Unannehmlichkeiten, die durch tausend Unzufriedene, Ungetreue und Boshafte veranlaßt wurden: jeden Augenblik entdekte er Verschwörungen gegen seine Person und gegen seinen Staat. Jeden Tag ein zweifaches Treffen, jeden Tag ein zweifacher Sieg; der eine über seine Feinde, der andere über seine Freunde. Klugheit mußte ihm helfen, wo ihn Großmuth nicht retten konnte.

Bei Argues zeigte er, daß er unüberwindlich seie; bei Yvry, daß er siegen könne. Wo er erschien, mußte seinen Waffen alles weichen: die Ligue verlohr jeden Tag Pläze und Provinzen: sie erlidt durch seine Offiziere in der Ferne eben so viele Niederlagen, als von ihm selbst mitten im Reich. Er konnte Paris bezwingen, aber er konnte sich nicht entschliessen, die Stadt zu verderben: durch seine Verschonung gewann er alles; zwar nicht die Mauren, aber doch die Herzen.

Der Herzog von Parma hielt seine Fortschritte

ein wenig auf, konnte ihn aber nicht von seinem Wege abbringen. Tugend und Glük, oder vielmehr Gottes Fürsehung vereinigten sich, um ihn mit Ehre zu krönen. Gott stand ihm bei allen seinen Unternehmungen sichtbar bei, und schüzte ihn gegen tausend Verschwörungen, die wider sein Leben gemacht wurden. Endlich besiegte er auch die Tiers-Parthie, und kam dem Schluß der von der Ligue versammelten Stände zuvor, ließ sich in der katholischen Religion unterrichten, und trat in den Schooß der heiligen Kirche zurük.

Da nun seine Feinde von der Religion keinen Vorwand mehr hernehmen konnten, so stürzte das ganze Gebäude der Ligue zusammen: Paris und alle grosse Städte erkannten ihn als König; der Herzog von Maienne, so langsam es gieng, ward endlich sein Unterthan, und kehrte zu seiner Pflicht zurük: alle Anführer der Ligue unterhandelten einzeln. Es ist ein Beweis von der grossen Klugheit des Königs, daß er sie so trennte: denn hätten sie einen gemeinschaftlichen Vertrag geschlossen, so hätte sich die Parthie erhalten, sie wäre nicht zerstreut, sondern nur besänftiget worden.

Da er nun gesiegt hatte, so söhnte er sich mit dem Pabst aus, und seine Unterthanen versöhnten sich mit ihm. Durch den unglüklichen Rath der Hugenotten, die ihn allein zu besizen wünschten, ließ er

sich verleiten, den Spaniern den Krieg zu erklären. Diß versezte ihn in schlechtere Umstände, als seine vorige gewesen waren. Er verlohr eine Schlacht, sie nahmen Dourlens hinweg; Kalais und Arbres beinahe in dem ersten Angriff. Amiens wurde überrumpelt. Die wenige Anhänger der Ligue bekamen wieder Muth; die Unzufriedenheit der Grossen verbarg sich nicht länger; Verschwörungen erhoben sich von allen Seiten; seine Freunde zitterten, seine Feinde wurden dreister. Aber seine Tugend, die sein Glük eingeschläfert zu haben schien, erhob sich unter seinem Unglük wieder: er machte den Seinigen durch sein Beispiel Muth, eroberte Amiens wieder, und nöthigte die Spanier, den Vertrag zu Verwin zu schliessen.

Der Herzog von Savoyen bemühete sich, das Marquisat Salukes zu behalten, Parthien im Reich aufzustiften, die den König verhindern sollten, sie ihm abzunöthigen: allein er fand an Heinrich einen Fürsten, der seine List und seine Soldaten unbrauchbar zu machen wußte. Er wurde also genöthigt, sich in seine Gebürge zurük zu begeben, wo er nach seinem eigenen Ausspruche nichts zu fürchten hatte, als die Blize des Himmels; mußte auf eine für Heinrich ehrenvolle Art abtreten, was er widerrechtlich an sich gerissen hatte.

Zur nehmlichen Zeit sorgte der König für die Sicherheit und Ruhe Frankreichs, und auch für seine

eigene dadurch, daß er auf eine gute Verheirathung bedacht war, um Kinder zeugen zu können. Der Himmel schenkte ihm sechs Kinder, gab ihm eine zehnjährige Ruhe, die nur in etwas durch die Verschwörung des Marschalls von Biron, durch die Unternehmungen des Marschalls von Bouillon, und einige Bewegungen unter dem Volk, wegen der Auflage eines Sols auf das Pfund, oder der Pankarte unterbrochen wurde.

Während dieser Ruhe wählte sich sein thätiger Geist vorzüglich zween Gegenstände zur Bearbeitung: erstens jenen grossen Plan, von dem ich gesprochen habe, wegen welchem er sich überall her Freunde und Bundsgenossen zu bekommen, seine Finanzen in Ordnung zu bringen, seine Schulden, wie wenn er ein Handelsmann wäre, richtig zu bezahlen, sich Geld zu sammlen, und alle Streitigkeiten unter den Fürsten, mit welchen er sich vereinigen wollte, beizulegen suchte. Zweitens bemühte er sich, Frankreich aus dem Verderben zu retten, in das diß Reich durch bürgerliche Kriege schon seit vierzig Jahren her gerathen war; alle Uneinigkeiten, die diesen Staat beunruhigten, zu heben; den Unordnungen, die den Staat entstellten, abzuhelfen; den Staat blühend und reich zu machen, damit seine Unterthanen unter dem Schuz seiner gerechten Regierung glüklich leben könnten.

Auch in seinen Verhältnissen als Gatte hatte er vielen Verdruß. Mitten in seinem Vergnügen verursachten ihm seine Frauenzimmer tausend Unannehmlichkeiten: mit Dornen fand er den Weg zu seinem Ehebette besäet, wegen den übelen Launen seiner Gemalin: Konchini war ihm eben so beschwerlich, wie die Mükе einem Löwen.

Da er eben seinen grossen Plan zur Unterstüzung seiner Bundsgenossen ausführen wollte, verlohr er sein Leben durch den niederträchtigsten Meuchelmörder. Der Held, der durch so viele Degen, Flinten, und Kanonen, durch so viele Heere, in so vielen Belagerungen und Schlachten nie bezwungen werden konnte, wurde durch den Dolch eines niederträchtigen, elenden Schurken, mitten in seiner Hauptstadt, in seinem Wagen, an einem allgemeinen Freudenfest umgebracht. Dieser unglükliche Stoß machte allen Freuden in Frankreich ein Ende, und noch jezt blutet diese Wunde.

Heinrich war von mittlerer Grösse, hurtig, gewandt, und zur Arbeit abgehärtet. Sein Körper war gut gebildet, seine Natur gut und stark, seine Gesundheit vollkommen. Erst in seinem fünfzigsten Jahr hatte er einige leichte Anfälle von dem Podagra; sie giengen aber bald vorüber, und liessen nie einige Schwäche nach sich. Er hatte eine breite Stirne, einen lebhaften und festen Blik, eine Habichts-Nase,

eine

eine lebhafte Farbe, ein angenehmes, majestätisches, zugleich aber auch ein kriegerisches Gesicht, braunes und ziemlich dikes Haar. Seinen Bart ließ er wachsen, sein Haar abschneiden. In seinem drei und fünfzigsten Jahr fieng sein Haar an grau zu werden, und deswegen sagte er oft im Scherz zu denen, die sich hierüber wunderten: der Wind meiner Widerwärtigkeiten hat es so gefärbt.

Betrachtet man sein ganzes Leben von seiner Geburt an, so wird man wenige Prinzen finden, die so vieles auszustehen hatten, wie er, und es bleibt zweifelhaft, ob er mehr Freuden, oder mehr Leiden hatte. Er war als der Sohn eines Königs geboren, aber eines Königs, der aus seinem Land vertrieben war. Seine Mutter war eine edeldenkende muthige Dame, aber eine Hugenottin, und Feindin des französischen Hofes. Er gewan die Schlacht bei Koutras, aber er verlohr den Prinzen von Kondé, seinen Anverwandten, und mächtigsten Vertheidiger. Die Ligue erhöhete seinen Muth, und lehrte ihn denselben kennen: aber sie bemühte sich ihn zu unterdrüken. Sie nöthigte den König, ihn zu Hilfe zu rufen, er erschien vor den Thoren der Stadt Paris, wie wenn ihn Gottes Hand dahin geführt hätte; aber diese Stadt bewafnete sich wider ihn, und beinahe alle seine Hofnungen waren dahin, da er die Armee, mit welcher er diese Stadt be-

lagert hatte, auseinander gehen lassen mußte. Es war ohne Zweifel seltenes Glük, daß ihm die Krone Frankreichs zu Theil wurde: nie hat man wohl die Erbfolge in einem erblichen Staat auf einen so entfernten Anverwandten übergetragen gesehen, denn er war nur im zehnten oder eilften Grade mit Heinrich III. verwandt: bei seiner Geburt waren neun Prinzen vom Geblüt da, die ein näheres Recht an die Krone hatten, als er, nemlich Heinrich II. und seine fünf Söhne, der König Anton von Navarra, sein Vater, und die zween Söhne desselben, die ältere Brüder unseres Heinrichs. Alle diese Prinzen starben, und machten ihm Plaz zur Erbfolge; allein es standen ihm noch so viele Hinderniſſe im Weg, daß man mit Recht sagen kann, es wurde unendliche Bemühung erfordert, bis er zu dieser Krone gelangen konnte. Noch als Jüngling heirathete er die Schwester seines Königs, und diese Parthie schien sehr vortheilhaft für ihn zu seyn: aber diese Verheirathung war eine Falle, in der er und seine Freunde gefangen wurden. Statt ihm Freude zu machen, machte ihm diese Dame tauſend Verdruß; statt ihm Ehre zu machen, machte sie ihm Schande. Seine zwote Gemahlin gab ihm schöne Kinder, die ihm tauſend Freuden machten, aber die Zänkereien und übele Launen dieſer Gemalin machten ihm vielen Verdruß. Er siegte über alle seine Feinde, und ward Schiedsrichter der ganzen Christenheit; aber je mächtiger er wurde, deſto mehr

wurde er gehaßt, desto mehr bemühte man sich, ihn unglüklich zu machen; unzählige Verschwörungen gegen sein Leben entspannen sich, bis sich endlich ein Ravaillak fand, dem das gelang, was andern nie gelingen wollte. *)

Man muß dem ungeachtet gestehen, daß alle diese Widerwärtigkeiten seinen Geist und seinen Muth nie niederdrüken konnten, daß er endlich ein sehr grosser König wurde, eben weil er nur durch viele Schwierigkeiten, nur erst im reiferen Alter zur Krone gelangte.

Sicher ist es äusserst schwer, und eben so selten, daß diejenige, welche zum Purpur gebohren, und in der nahen Erwartung nach dem Tode ihrer Väter den Thron zu besteigen erzogen werden, oder die sich in glüklichen Umständen befinden, die Kunst zu regieren gut lernen, wenn sie nicht auch das Glük haben, von einer so sorgfältigen, tugendhaften und gutgesinnten Mutter gebildet zu werden, wie die grosse Königin war, die König Ludwig XIV. mit so vielem Fleiß erzog, ihn in allen Grundsäzen der christlichen Staatskunst unterrichtete: wenn sie nicht von einem so weisen und für ihr Wohl so besorgten Minister erzogen werden, wie Sie, gnädigster König, von dem grossen Kardinal Mazarini.

Die Gründe davon sind: daß die Erzieher, welchen die Prinzen gewöhnlich in ihrem besten Alter in die Hände gerathen, um sich bei ihrem Ansehen und ihrer Würde zu erhalten, ihre Zöglinge mit unwürdigen Kleinigkeiten beschäftigen, und so viele Kunst an-

*) Man zählt mehr als fünfzig Verschwörungen gegen sein Leben.

wenden, sie zu unterhalten, daß sie nie zum Nachdenken kommen können, da sie ihnen doch Anleitung geben, ja eigentlich nöthigen sollten, ihren Geist mit wichtigen Dingen zu beschäftigen. Anstatt sie von der wahren Grösse eines Königs zu belehren, die in der Ausübung seines Ansehens besteht, zeigen sie ihnen blosse Schattenbilder von Grösse, Feste und prächtige Feierlichkeiten, woraus bloß Stolz und Eitelkeit entsteht. Anstatt sie mit Treue von demjenigen zu belehren, was sie wissen und thun müssen (denn alle Kenntnisse der Könige müssen praktisch seyn) erhält man sie in einer tiefen Unwissenheit über ihre ganze Lage, damit die Erzieher immer herrschen, damit die Zöglinge sie nie entbehren können. Daher kommt es, daß ein Prinz, wenn er zur Regierung kommt, seine Schwäche fühlt, und sich für untüchtig zur Regierung hält. In dem Augenblik, in welchem er diese Meinung faßt, muß er auf die Verwaltung des Staats Verzicht thun, wenn er nicht die ausserordentlichste Anlagen, wenn er nicht ein eigentlich königliches Herz hat. Solche Erzieher bewachen alle Zugänge zu dem Fürsten ängstlich, und geben es nie zu, daß sich ein Mann von Ehre seinem zärtlichen Ohr nähern darf. Gelingt ihnen dieß nicht, so machen sie solche Leute verdächtig, suchen alles Zutrauen, das der Fürst für sie hat, zu vernichten, und bringen es endlich dahin, daß der Fürst sie für seine Feinde, für übel gesinnte, oder thörichte und unverschämte Leute hält. Sie haben ihre Leute, welche den jungen Herren schmeicheln, sie ausserordentlich erheben, und anbeten; die ihnen nichts beibringen, als was in den Plan der Erzieher taugt; ihre Fehler durch beständige Lobsprüche vermehren; sie glauben machen, sie haben vollständige Kenntnisse, wenn sie schon völlig unwissend sind, ihnen vorschwäzen, die Pflicht des Königs seye: uneingeschränkte

Unthätigkeit; Arbeiten seien einem König unanständig, die Geschäfte der Regierung seien beschwerlich, und also niedrig und bloß für Minister.

So benimmt man ihnen fein frühe alle Lust zu Staatsgeschäften; man gewöhnt sie, sich beherrschen zu lassen, weil sie weder Kenntnisse noch Muth genug haben, Herren zu seyn. Man widerspricht diesen armen Fürsten nie, sondern betet sie immer an, daher haben sie nie eigene Erfahrung; sie haben nie eine Beschwehrlichkeit ertragen, sich nie in Noth gefunden; aber eben daher werden sie anmaßlich, wollen überall ihren Willen durchsezen, und glauben, ihre Macht seye der Macht Gottes ähnlich. Die Erfahrung lehrt es ja, daß sie häufig genug nur ihren Leidenschaften, ihrem Vergnügen, ihrem Eigensinn gefröhnt wissen wollen, wie wenn die Menschen nur für sie geschaffen wären, da doch sie deswegen da sind, um das Menschengeschlecht mit Weisheit zu beherrschen; sie bekümmern sich nichts darum, wenn die Güter ihrer Unterthanen verschwendet werden, wenn man sie dahin mordet; mit einer unbegreiflichen Gefühllosigkeit achten sie auf die Klagen und Seufzer derselben eben so wenig, als auf das Geschrei eines Ochsen, den man schlachtet.

Diejenige hingegen, deren Aussichten zum Thron nicht so nahe sind, die erst in reiferen Jahren dazu gelangen, sind beinahe immer von der Lage ihrer Sachen genau unterrichtet: sie geben sich weit mehr Mühe, ihren Staat zu beherrschen; sie wollen immer selbst regieren; sie sind gerecht, zärtlich und mitleidig; sie sparen ihre Einkünfte, suchen das Leben und die Güter ihrer Unterthanen sorgfältig zu erhalten; nehmen gerne auf ihre Beschwerden Rükſicht, verwglten die Gerechtigkeit strenge, und bedienen sich ihrer Gewalt nicht mit der äusersten Strenge, weil sonst ihre Unterthа-

nen leicht in Verzweiflung gerathen, und dadurch zu Empörungen veranlaßt werden könnten.

Fragt man nach den Gründen hievon, so wird man finden, daß es folgende sind: sie standen auf Plätzen, wo sie oft Gelegenheit hatten, die Wahrheit zu hören; wo sie es bemerken konnten, welche Schande es für einen Fürsten ist, wenn er seine Rolle nicht selbst spielt, sondern sich von andern beherrschen läßt: wenn sie auch Schmeichler haben, so haben sie dagegen auch öffentliche Feinde, die ihnen öffentlich widerstehen, ihre Fehler rügen, und sie so nöthigen, dieselbige zu verbessern: sie hören über die Fehler der Regierung schimpfen, unter welcher sie stehen, und schimpfen selbst darüber, so sind sie genöthiget, es besser zu machen, und nicht das Nehmliche zu thun, was sie vorher selbst verwarfen: sie müssen sich bemühen, immer weise zu handlen, weil sie abhängig sind, und befürchten müssen gestraft zu werden: sie hören oft die Klagen des Einzelnen, sehen das Unglük des Volks: endlich lernen sie aus eigener Erfahrung, was Unglük seie, wie wohl es thue, wenn man Mitleiden mit denjenigen habe, die Unrecht erlitten, weil sie selbst unter einer strengen und drükenden Herrschaft standen. Wir haben von dem bisher gesagten zwei schöne Beispiele an Ludwig XII. der der Vater seines Volks genannt wurde, und an unserem Heinrich, den zween besten Königen, die in den zwei lezten Jahrhunderten in Frankreich regierten.

Wenn jemand alle Heldentugenden, schöne Handlungen und Vorzüge Heinrichs des Grossen sammlen, und würdig ordnen könnte, der würde ihm eine schäzbarere und bessere Krone weihen, als diejenige war, die ihm an seinem Krönungstag aufgesezt wurde. Die vorzüglichste Bestandtheile derselben würde seine von aller Bosheit und Bitterkeit entfernte Aufrichtigkeit und

Geradheit seyn, — gewiß ein edlerer Stof als Gold. Sein Ruhm und sein grosser Name, der nie vergessen werden wird, würden die Rundung ausmachen. Seine Siege zu Koutras, Arques, Yory, Fontaine-Françoise, seine Friedens-Unterhandlungen zu Vervin, seine Vermittlung der Streitigkeit, welche die Venetianer mit dem Pabst hatten, der von ihm zwischen den Spaniern und Holländern errichtete Waffenstillstand, und seine grosse Verbindung mit allen Fürsten in der Christenheit zur Ausführung jenes schon erzählten grossen Planes, würden die Arme der Krone seyn. Seine Tapferkeit im Krieg, seine edle Denkungsart, seine Standhaftigkeit, seine Treue, seine Weisheit, seine Klugheit, seine Thätigkeit, seine Sparsamkeit, seine Gerechtigkeit, und hundert andere seiner Tugenden wären die Edelsteine an derselben. Unter diesen würde seine väterliche und zärtliche Liebe gegen seine Unterthanen, hell, wie ein Karfunkel glänzen: sein fester, durch keine Gefahr besiegter Muth würde, wie ein Diamant spielen; seine mit nichts zu vergleichende Gnade, mit der er selbst die durch seine Macht zu Boden getretene Feinde erhob, würde als Smaragd erscheinen, und jeden aufheitern, der sie bemerkte. Um das Bild noch weiter auszumalen, so würde er seine so viele weise Verordnungen für die Verwaltung der Gerechtigkeit, der Polizey, der Finanzen, so viele schöne und nüzliche Einrichtungen der Manufakturen, die Frankreich jährlich mehrere Millionen eintrugen, seine viele prächtige Bau-Anstalten, z. B. bei den Gallerien im Louvre, auf der neuen Brüke, auf dem Place Royale, dem königlichen Kollegium, den Dämmen an dem Ufer der Seine, zu Fontainebleau, Monceaux, St. Germain. So viele öffentliche Gebäude, Brüken, Strassen, verbesserte Wege, wieder aufgebaute Kirchen in verschiedenen Gegenden des Reichs, würden die Verzierungen und das Laubwerk vorstellen.

Lasset uns denn das unsterbliche Angedenken dieses grossen Königs, der die Liebe der Franzosen, der Schrecken der Spanier, die Ehre seines Jahrhunderts war, und noch bei der Nachwelt bewundert wird, mit tausend Lobsprüchen ehren: wir wollen ihn in unserem Herzen leben lassen, und ihn zum Troz der Elenden, die ihn ermordeten, lieben: wir wollen seinen Ruhm für das Gute, das er Frankreich erwies, mit lautem Jubel erheben. Er war ein zweiter Herkules, der die Köpfe der Hydra abmähete, indem er die Ligue zu Boden trat: er war grösser als Alexander, grösser als Pompejus; denn er war eben so tapfer, aber gerechter als sie; er hatte eben so viele Schlachten als jene, aber noch mehrere Herzen gewonnen. Er besiegte die Gallier, eben so, wie Julius Cäsar, aber er besiegte sie, um sie frei zu machen; Cäsar, um sie in Sklaverei zu stürzen: er bereicherte sie, Cäsar beraubte sie. Erhaben sei er denn über alle Herkules, Alexander, Pompejus, Cäsar; seine Regierung bleibe ein Muster für alle gute Könige; seine Beispiele müssen jedem Fürsten hell einleuchten: ewig müssen seine Nachkommen auf dem französischen Thron herrschen, ewig müssen sie gesegnet, ewig ihre Waffen siegreich seyn. Kurz, Ludwig, der Sieger, sein Enkel-Sohn, gleiche ihm, wenns möglich ist, so übertreffe er ihn noch.

CIRCULATING LIBRARY.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410